



Peter Schlobinski

Grundlagen und Aspekte der Soziolinguistik

» NET.WORX **94**

NETWORKX

IMPRESSUM

Herausgeber	Dr. Jens Runkehl, Prof. Dr. Peter Schlobinski, Dr. Torsten Siever
Editorial-Board	Prof. Dr. Jannis Androutsopoulos (Universität Hamburg) für den Bereich Medienanalyse; Prof. Dr. Christa Dürscheid (Universität Zürich) für den Bereich Mobile Kommunikation; Prof. Dr. Nina Janich (Technische Universität Darmstadt) für den Bereich Werbesprache; Prof. Dr. Ulrich Schmitz (Universität Duisburg-Essen) für den Bereich Digitale Kommunikation
ISSN	1619-1021
Anschrift	Leibniz Universität Hannover, Deutsches Seminar, Königsworther Platz 1, 30167 Hannover Internet: www.mediensprache.net/networkx/ E-Mail: networkx@mediensprache.net

ZU DIESER ARBEIT

Autor & Titel	Peter Schlobinski (2022). Grundlagen und Aspekte der Soziolinguistik.
Version	1.1 (2022-03-29)
DOI	10.15488/11889
Zitierweise	Peter Schlobinski (2022). Grundlagen und Aspekte der Soziolinguistik. < https://www.mediensprache.net/networkx/networkx-94.pdf >. In: <i>Networkx</i> . Nr. 94. ISSN: 1619-1021. DOI: 10.15488/11889.
Zitiert nach	Runkehl, Jens und Torsten Siever (2001). Das Zitat im Internet. Ein Electronic Style Guide zum Publizieren, Bibliografieren und Zitieren. Hannover

MANUSKRIPTE

Einsendung	Die Einsendung von Beiträgen und Mitteilungen sind an folgende E-Mail-Adresse zu richten: networkx@mediensprache.net oder an die Postadresse: Prof. Dr. Peter Schlobinski, Leibniz Universität Hannover, Deutsches Seminar, Königsworther Platz 1, 30167 Hannover.
Autorenhinweis	Mit der Annahme des Manuskripts zur Veröffentlichung in der Schriftenreihe Networkx räumt der Autor dem Projekt mediensprache.net das zeitlich, räumlich und inhaltlich unbeschränkte Nutzungsrecht ein. Dieses beinhaltet das Recht der Nutzung und Wiedergabe. Ein Recht auf Veröffentlichung besteht nicht.
Begutachtung	Die Begutachtung eingesandter Beiträge wird von den Herausgebern sowie den Vertretern des Editorial Board vorgenommen.

Networkx

ist die Online-Schriftenreihe des Projekts mediensprache.net. Die Reihe ist eine eingetragene Publikation beim Nationalen ISSN-Zentrum der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main und ist ausgestattet mit einem DOI.

Einsenden?

Möchten Sie eine eigene Arbeit in der Networkx-Reihe veröffentlichen? Dann senden Sie uns Ihren Text an folgende E-Mail-Adresse: networkx@mediensprache.net oder an die Postadresse: Prof. Dr. Peter Schlobinski, Leibniz Universität Hannover, Deutsches Seminar, Königsworther Platz 1, 30167 Hannover

Homepage:

Alle Arbeiten der Networkx-Reihe sind kostenlos im Internet downloadbar unter:
<https://www.mediensprache.net/networkx/>

Copyright

© Projekt mediensprache.net
Die Publikationsreihe Networkx sowie alle in ihr veröffentlichten Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne ausdrückliche Zustimmung des Projekts mediensprache.net unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Informationsstand

Stand der hier angegebenen Informationen – soweit nicht anders vermerkt ist: **Februar 2020**

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
I Grundzüge und Grundlagen	2
1 Sprache und Gesellschaft: Grundlegende Aspekte	3
1.1 Soziolinguistik als Teilbereich der Linguistik	3
1.2 Gesellschaftliche Dimension der Sprache	4
2 Forschungsparadigmen und soziolinguistische Theorieansätze	12
2.1 Code-Theorie und soziale Stratifikation	12
2.2 Variationslinguistik	21
2.3 Ethnografie der Kommunikation und interaktionale Soziolinguistik	32
2.4 Soziologie der Sprache	43
3 Forschungsmethoden/Feldtechniken	53
3.1 Quantitative Verfahren	57
3.2 Qualitative Verfahren	68
3.3 Methodentriangulation – ein Fallbeispiel	73
II Ausgewählte Aspekte/Forschungsfelder	77
1 Soziale Dialektologie und Stadtsprachenforschung	78
1.1 Sozio-regionale Stratifikation in der Stadtsprache Berlins	82
1.2 Regensburgerisch unter wahrnehmungsdialektologischen Aspekten	86
1.3 Mannheim – phonologische Variation und soziale Identität	90
2 Sprache, Weltansichten und Machtstrukturen	94
2.1 Sprachlicher Relativismus	94
2.2 Sprachtabu und tabuisierte Sprache	100
2.2 Sprache und Macht	105
3 Sprachkritik und Gesellschaft	111
3.1 Das Unbehagen am Zustand der Sprache	111
3.2 Sprachkritik aus gesellschaftlicher Perspektive	114

4	Digitale Kommunikationsformen und Social Media	120
4.1	Variation und Wandel	122
4.2	Interaktionale Aspekte	124
4.3	Identitätskonstruktion in der Onlinekommunikation	126
4.4	Spezifische Aspekte und Ansätze	129
	Literatur	132
	URL-Verzeichnis	148
	Abbildungen und Tabellen	150

Vorwort

Das vorliegende Paper *Grundlagen und Aspekte der Soziolinguistik* ist keine Einführung in die Soziolinguistik. Es werden aber grundlegende theoretische, methodische und ausgewählte Forschungsaspekte thematisiert. Dabei sind Auswahl und Ausrichtung eng mit meinen eigenen Erfahrungen und Arbeiten in der Soziolinguistik verbunden.

Im ersten Kapitel (I-1) wird eine Einordnung der Soziolinguistik als ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft sowie ein kurzer Aufriss zum Verhältnis von Sprache und Gesellschaft vorgenommen. Im nachfolgenden Theoriekapitel (I-2) werden die grundlegenden Paradigmen und Theorieansätze der Soziolinguistik behandelt: die *Sprachbarrierenforschung (Code-Theorie)*, die *Variationslinguistik/soziale Dialektologie*, die *Ethnographie des Sprechens* sowie die *interaktionale Soziolinguistik* und die *Soziologie der Sprache*. Die Soziolinguistik ist eine Erfahrungswissenschaft: »An konkreten Sprechereignissen macht der Sprachforscher seine grundlegenden Beobachtungen und fixiert ihr Ergebnis in Erstsätzen der Wissenschaft«, hat es Karl Bühler (1982: 15) in seinem berühmten Buch *Sprachtheorie* aus dem Jahre 1934 grundlegend formuliert. Doch wie gewinnen wir beobachtbare Daten, welche Forschungsmethoden kommen zum Einsatz und welche Konsequenzen können wir aus den Daten ziehen? Diesen Fragen wird in Kap. I-3 nachgegangen.

In den Kapiteln II-1 bis II-4 werden ausgewählte, spezifische Forschungsfelder behandelt. Zum Ersten werden varietätenlinguistische Fragen aufgeworfen, und es wird speziell auf die Stadtsprachenforschung eingegangen. In Kap. II-2 wird in enger sprachwissenschaftlicher Perspektive jener Ansatz profiliert, der als *Prinzip des sprachlichen Relativismus* bekannt ist. Ausgehend vom sprachlichen Relativismus setze ich mich anschließend mit Sprache und Macht auseinandersetzen, mit Sprachsanktionen und sprachlichen Tabus, mit dem Kampf um Deutungshoheiten (semantische Kämpfe) und dem Thema Sprachlenkung. Im Folgekapitel geht es eine linguistisch begründete Sprachkritik, die es sich zum Ziel gesetzt hat, gesellschaftlich und pragmatisch konfliktträchtige Sprach- und Kommunikationsergebnisse zu reflektieren. Es wird gezeigt, »dass mit linguistischen Methoden bestimmte zentrale sprachliche Phänomene in gesellschaftlich relevanten und oft konfliktären Kommunikationsereignissen analysiert und nach linguistischen Maßstäben bewertet« (Wimmer 2003: 422) werden können. Im letzten Kapitel mit dem Titel *Digitale Kommunikationsformen und Social Media* wird auf den Einfluss der Soziolinguistik auf die Internetlinguistik eingegangen, so wie sich auch umgekehrt die Soziolinguistik selbst im Hinblick auf digitale Kommunikationsformen, -strukturen und sprachliche Variations- und Wandelprozesse erweitert.

I Grundzüge und Grundlagen

I-1 Sprache und Gesellschaft: Grundlegende Aspekte

Im Eingangskapitel wird eine Einordnung der Soziolinguistik als ein Teilgebiet der Sprachwissenschaft sowie einen kurzen Aufriss zum Verhältnis von Sprache und Gesellschaft vorgenommen. Dabei profilieren wir den Aspekt, dass sprachliches Handeln in sozialen Praxen erfolgt und in der Interaktion soziale Beziehungen hergestellt sind bzw. aufgebaut werden. Gegenüber Positionen, in denen Sprache und ihre Erforschung strikt vom Gesellschaftlichen getrennt sind (Chomsky), wird in der Soziolinguistik das Gesellschaftliche in der Sprache und Sprachliches als Ausdruck historisch-gesellschaftlicher Verhältnisse in den Blick genommen.

I-1.1 Soziolinguistik als Teilbereich der Linguistik

Sprachwissenschaft ist eine Wissenschaft, »welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht«. (Ferdinand de Saussure 1967 [¹1939]: 19)

Die Soziolinguistik kann als jene Teildisziplin der Linguistik begriffen werden, «which studies just those properties of language and languages which require reference to social, including contextual, factors in their explanation» (Downes 1984: 15). Im Zentrum steht nicht die Frage, ob eine Äußerung grammatisch korrekt ist, also die Frage nach der Sprachkompetenz, wie sie Noam Chomsky ins Zentrum der sprachlichen Analyse gerückt hat, sondern die Frage danach, in welchen Gebrauchskontexten Äußerungen »verfügbar sind, wie, wo und wann sie ins Spiel kommen« (Hymes 1979: 40). Und die Soziolinguistik ist eine typische ›Bindestrichdisziplin‹, deren Schwerpunktsetzung auf der einen Seite (der linguistischen) oder anderen Seite (der gesellschaftswissenschaftlichen/soziologischen) liegen kann; in jedem Fall wird die Position einer autonomen, vom kulturellen und sozialen Kontext unabhängigen Linguistik aufgegeben.

Der Begriff *Soziolinguistik*, im Englischen *sociolinguistics*, geht in seiner Bedeutung für das Forschungsparadigma zurück auf den amerikanischen Linguisten Harver C. Currie (1908–1993), der Anfang der 50er-Jahre des letzten Jahrhunderts schrieb: «The present purpose is to suggest [...], that social functions and significations of speech factors offer a prolific field for research [...]. This field is here designated socio-linguistics.» (Currie 1952: 28) Allerdings wurde der Begriff bereits 1939 von dem Anthropologen Thomas Callan Hodson geprägt, und bereits Anfang des 20. Jahrhunderts hat der Dialektologe Ferdinand Wrede (1863–1934) »den uns so modern erscheinenden Terminus« (Mattheier 1986: 103) von der *Sozial-Linguistik* eingeführt, der von seinem Schüler Theodor Frings¹ systematisch

¹ Frings (1921: 3) schreibt, dass »die heutigen landschaftlichen Formen und Lagerungen (der Mundarten) [...] vielfach das Ergebnis sozial-linguistischer Revolutionen« sind.

ausgebaut wurde. Seit der Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich die Soziolinguistik rasant entwickelt, ausdifferenziert und in Forschung und Lehre einen hohen Stellenwert eingenommen. Durch die Entwicklung der Soziolinguistik und ihrer unterschiedlichen Schwerpunkte und Ansätze wird heute zwischen korrelativer und interaktionaler Soziolinguistik sowie Makro- und Mikrosoziolinguistik unterschieden, die Soziologie der Sprache (auch Sprachsoziologie) erforscht und anderen Forschungsgebieten das Etikett ›sozial‹ verliehen, z.B. soziale Dialektologie – wir werden auf die sprachwissenschaftlich relevanten grundlegenden Aspekte im Folgenden weiter eingehen (s. Kap. I-2).

Man könnte auf den ersten Blick meinen, dass erst in der jüngsten Geschichte Zusammenhänge von Sprache und Gesellschaft in den Blick genommen wurden, dies ist aber keineswegs der Fall. Wir werden im Folgenden einerseits einen grundsätzlichen, wenn auch nur punktuellen Blick auf Sprache mit besonderer Perspektive auf den Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft werfen, andererseits wird die Entstehung und Entwicklung der modernen Soziolinguistik vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen und Kontexte näher beleuchtet.

I-1.2 Gesellschaftliche Dimension der Sprache

Die Sprache ist ein Erzeugnis der Gesellschaft. (Georg v. d. Gabelentz 1891: 4)

In der modernen Linguistik ist das Bild von der Sprache durch zwei gegensätzliche Positionen gekennzeichnet, mit denen unterschiedliche Perspektiven auf die Entwicklung der Sprache (evolutionär und im Erstspracherwerb) verbunden sind. (1) Ein bedeutender Vertreter einer *mathematisch-naturwissenschaftlichen* Perspektive ist Noam Chomsky (s. biografische Info) und sein Konzept einer Universalgrammatik. Im Zentrum steht hier die Frage, inwiefern der Bauplan einer Sprache ein Instrument des Denkens ist und inwieweit Sprachfähigkeit angeboren ist, zur Grundausstattung der Spezies Mensch gehört. Die Verwendung der Sprache, d. h. die Sprache als Mittel der Kommunikation bleibt demgegenüber völlig peripher. (2) Ein bedeutender Vertreter eines *soziokulturellen* Ansatzes ist Michael Tomasello. In seinem Ansatz hat sprachliche Kommunikation sich evolutionär vor dem Hintergrund gemeinsam geteilter Lebenswelten entwickelt. Eine natürliche Sprache ist eine »symbolisch verkörperte soziale Institution, die sich historisch aus zuvor existierenden sozio-kommunikativen Tätigkeiten entwickelte« (Tomasello 2002: 114). Ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Ansätzen besteht darin, dass bei Chomsky unterschieden wird zwischen einem universalen linguistischen Wissenssystem (Sprachkompetenz) und der Anwendung im Sprechen (Performanz), wobei dem Linguisten die Aufgabe zukommt, dieses Wissenssystem zu erforschen. Tomasello hingegen setzt beim konkreten Sprechen an, ohne auf

linguistisches Hintergrundwissen oder universalgrammatische Prinzipien abzuheben. Ein solcher Ansatz ist mit dem Schlagwort *Gebrauchsbasierte Linguistik* belegt (s. Ibbotson/Tomasello 2017), und die Soziolinguistik kann der gebrauchsbasierten Linguistik zugeordnet werden.

Noam Chomsky (*07.12.1928 in Philadelphia, Pennsylvania)

Chomsky gehört zu den bekanntesten und einflussreichsten Sprachwissenschaftlern der Gegenwart und ist einer der meistzitierten Wissenschaftler der Welt. Er äußert sich darüber hinaus auch oft zu politischen Themen und ist als Kapitalismus-, Medien- und Globalisierungskritiker bekannt geworden.

Nach seinem Schulabschluss 1945 begann er das Studium der Philosophie und Linguistik an der University of Pennsylvania und promovierte dort mit seiner Dissertation zur *Transformationsgrammatik*. Anschließend arbeitete er am Massachusetts Institute of Technology (MIT). Chomsky ist der Begründer der *Generativen Linguistik*, die sich seit den 1960er-Jahren bis heute in verschiedenen Stufen und Formen weiterentwickelt hat; hervorzuheben sind *Prinzipien und Parameter-Modell* sowie das *Minimalistische Programm*. Allen Ansätzen gemeinsam ist die Annahme einer Universalgrammatik.

Die unterschiedlichen Perspektiven auf Sprache haben eine lange Tradition, und Fragen nach Sprache, Kultur und Gesellschaft lassen sich weit zurückverfolgen. Als eines der frühesten Abhandlungen zum Thema Sprache in der westlichen Tradition gilt der fiktive Dialog *Kratylos* des griechischen Philosophen Platon (428/427–348/347 v.Chr.), in dem zwei Positionen gegenübergestellt und diskutiert werden. In der Ausgangsposition vertritt der Protagonist Kratylos die Auffassung von der »Richtigkeit der Wörter«; damit wird behauptet, ein »jegliches Ding habe seine von Natur ihm zukommende richtige Benennung« (Platon 1857: 1), es wird also eine von Natur aus gegebene Verbindung zwischen den Dingen/Objekten und ihren sprachlichen Bezeichnungen behauptet. Dies ist bekannt als die *Physei-These* (gr. *phýsis* ›Natur‹). Die Gegenposition nimmt Hermogenes ein: »Ich meines Teils [...] kann mich nicht überzeugen, daß es eine andere Richtigkeit der Worte gibt, als die sich auf Vertrag und Übereinkunft gründen. [...] Denn kein Name keines Dinges gehört ihm von Natur, sondern Anordnung und Gewohnheit derer, welcher die Wörter zur Gewohnheit machen und gebrauchen.« (Ebd.) Diese abweichende Auffassung ist als *Thesei-These* bekannt (gr. *thésis* ›Setzung‹). Welche der beiden Thesen nun die richtige sei, wird im Dialog nicht entschieden und bleibt unbeantwortet. Für unsere soziolinguistische Perspektive ist zentral der Ansatz, dass ein Wort (z.B. *Baum*) nicht einfach ein Objekt Baum bezeichnet, sondern dass die Bedeutung eines Wortes auf Übereinkunft und Gewohnheit beruht und dies mit dem konkreten Gebrauch der Sprache verbunden ist. Somit kommen die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ins Spiel. Die hier angedeutete soziale Dimension der

Sprache rückt bei Platons Schüler Aristoteles (384–322 v.Chr.) in das Zentrum seiner Überlegungen, besonders in seiner Schrift *Peri Hermeneias*. Die Bedeutung des sprachlichen Zeichens entstehe »nach einer Übereinkunft [*katà synthéken*]« (ebd.: 16a), im Sinne alter Gewohnheit, historischer Überlieferung: »Aristoteles trifft die schlichte Feststellung, daß die Dinge aufgrund einer historischen Überlieferung ihre Namen haben.« (Coseriu 2003: 78) Und im ersten Buch der *Politik* hebt Aristoteles (1995: 1 253a) hervor, dass nur der Mensch Sprache besitze, die dazu bestimmt sei, »das Nützliche und Schädliche deutlich kundzutun und also auch das Gerechte und Ungerechte. [...] Die Gemeinschaftlichkeit dieser Vorstellungen ruft aber das Haus und den Staat ins Leben.« Sprache wird demnach zur Verständigung innerhalb einer Gemeinschaft gebraucht. »Die Gemeinschaft, die sich wesentlich in der Sprache manifestiert, geht dabei ihren einzelnen Mitgliedern voraus.« (Possett/Flatscher 2016: 37)

Fassen wir zusammen: Bereits in der Antike rückt Sprache als gesellschaftliches Phänomen in den Blickpunkt philosophischer Betrachtungen. Aber noch stärker und systematischer wird die Bedeutung von Sprache im Hinblick auf Wirklichkeit und Denken reflektiert, hier stehen erkenntnistheoretische Fragen im Mittelpunkt; im Vordergrund steht die Analyse von Aussagesätzen im Hinblick auf ihren Wahrheitsgehalt. In *Peri Hermeneias* nimmt Aristoteles logische Fragen in den Blick. So fragt Aristoteles (2000: 78) beispielsweise, ob die Aussage, dass jeder Mensch gerecht ist, das Gegenteil sei von der Aussage, dass kein Mensch gerecht ist. Dieser logisch-erkenntnistheoretische Ansatz ist Paradigmen bildend für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Ansatz à la Chomsky, den wir an dieser Stelle nicht weiterverfolgen können (s. Schlobinski 2003: 81–124). Im Hinblick auf Sprache im sozialen Sinn wollen wir stattdessen zwei bedeutende sprachphilosophische Ansätze betrachten, nämlich die Ansätze von (1) Wilhelm von Humboldt und (2) Ludwig Wittgenstein.

Wilhelm von Humboldt (*22.06.1767 in Potsdam, †08.04.1835 in Tegel)

Mit seinem Bruder Alexander von Privatlehrern erzogen, studierte Wilhelm von Humboldt in Frankfurt (Oder) und Göttingen neben Jura auch klassische Philologie. Er war im preußischen Staatsdienst tätig, bis er sich 1819 aus seinen Ämtern zurückzog. Neben diplomatischen Missionen hatte er von 1809 bis 1811 als Sektionsleiter für Kultus im Innenministerium entscheidenden Anteil an Bildungsreformen, die die Hochschulen in Deutschland bis in die Gegenwart geprägt haben.

Bei einer Reise nach Spanien 1799 weckte die Begegnung mit dem Baskischen sein Interesse an der Unterschiedlichkeit der Sprachen. Er trug eine für die damalige Zeit einzigartige Vielzahl von Quellen zu den Sprachen der Welt zusammen und entfaltete seit 1820 auf dieser Grundlage einen sprachphilosophisch fundierten Entwurf zu einer vergleichenden Sprachforschung, der aber auf die sich an den indogermanischen Sprachen orientierende historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19.

Jahrhunderts kaum Einfluss hatte. Sein sprachphilosophisches Denken wirkt dennoch bis in die Gegenwart fort.

Für **Wilhelm von Humboldt** (s. biografische Info oben) ist Sprache einerseits »das bildende Organ des Denkens« (Humboldt 1973: 45), andererseits entwickelt sich jedoch Sprache »nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an andren versuchend geprüft hat« (ebd.: 48). Die Sprache ist mit dem Denken verknüpft und diese Verknüpfung geht in zwei Richtungen. Sprache ist Voraussetzung für die Begriffsbildung eines Individuums und weist gleichzeitig darüber hinaus. Denn die »in Sprache verwandelte Vorstellung [gehört] nicht mehr ausschließend *einem* Subjekt an« (ebd.). Vielmehr wird sie mit anderen geteilt, die Akte der Gedankenerzeugung »wiederholen sich un-aufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mitteilung durch Sprache gewährt ihm Überzeugung und Anregung« (ebd.). Durch die dialogische Interaktion begreift sich der Mensch als sprachliches Wesen, entsteht sein Selbst- und Weltverständnis. Auf diese Weise in eine Sprachgemeinschaft eingebettet, ist der Mensch durch die Sprache geprägt und wird »in ihrem Kreise gefangen gehalten«, und er kann »keinen freien Standpunkt außer ihr gewinnen« (ebd.: 15). Unsere Vorstellung von Wirklichkeit ist also in der Art und Weise begründet, wie wir die Welt sprachlich fassen. Aber die durch Sprache imprägnierte Weltansicht weist über das Individuum hinaus, denn »durch denselben Akt, vermöge dessen er [der Mensch, P. S.] die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andern hinübertritt« (ebd.: 53). Der zentrale Begriff, den Humboldt an dieser Stelle einführt, ist der des Volkes, eines Kollektivs, das durch Sprache und ›Geisteseigentümlichkeit‹ derart gekennzeichnet ist, dass die Sprache der Völker »ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache« (ebd.: 33) ist. Folglich ist mit dem Erwerb einer fremden Sprache die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht verbunden. Humboldt legt mit seinen Ideen das Fundament für das Prinzip des sprachlichen Relativismus, auf das in Kap. II-2.1 näher eingegangen wird.

Ludwig Wittgenstein (*26.04.1889 in Wien, †29.04.1951 in Cambridge)

Ludwig Wittgenstein, in Wien als Sohn eines Stahlfabrikanten geboren, studierte zunächst Ingenieurwissenschaften in Berlin. Anschließend ging er 1911 nach Cambridge zu Bertrand Russell, der sich zu dieser Zeit mit der logischen Struktur von Sprache beschäftigte. Als Folge entstanden sprachlogische Schriften, die Wittgenstein aber später relativierte. Gegenüber dem formalen Aufbau und mathematischer Präzision im *Tractatus Logicus-Philosophicus* (1922) sind seine späteren Schriften diskursiv angelegt und nicht von systematischer Stringenz und Kohärenz geprägt. Er leitete mit seinem *Tractatus* den ›linguistic turn‹ in der Philosophie ein und mit seinem

posthum erschienenen *Philosophischen Untersuchungen* (1953) legte er das Fundament für eine gebrauchsbasierte Linguistik und speziell die linguistische Pragmatik. Im Zentrum der *Philosophischen Untersuchungen* steht eine Gebrauchstheorie der Bedeutung, die mit dem Konzept des Sprachspiels verbunden ist.

Um dem Philosophen **Ludwig Wittgenstein** (s. biografische Info) näherzukommen, stelle man sich folgende Äußerung vor: »Fünf rote Äpfel!« Na gut, werden Sie sagen, und? Nun – denken Sie sich Folgendes: Sie gehen zum Supermarkt, nehmen sich fünf Äpfel, gehen zur Kasse, die Äpfel werden gewogen, Zahlen werden in die Kasse getippt, Sie lesen die Zahlen, holen aus Ihrer Geldbörse einen entsprechenden Geldbetrag und übergeben ihn dem/der Kassierer/-in, nehmen die Äpfel und verlassen den Supermarkt. Sie haben eine komplexe Handlung vollzogen. Ausgangspunkt bildet die Situation, dass Sie nicht über fünf rote Äpfel verfügen, aber den Wunsch haben, solche zu besitzen (vielleicht um sie zu essen oder ein Kunstwerk herzustellen). Um ihr gesetztes Ziel erreichen zu können, müssen Sie in bestimmter Art und Weise in die Welt eingreifen. Sie wählen einen bestimmten Ort, an dem sie durch nichtsprachliche Tätigkeiten: Ergreifen der Äpfel, Bezahlen derselben etc. ihr Ziel realisieren können. Stellen wir uns nun ein anderes Szenario vor: Sie befinden sich in einem kleinen Laden um die Ecke, wo Obst und Gemüse verkauft wird. Sie sagen zur Person V (Verkäufer/-in) »Fünf rote Äpfel!« oder aber Sie zeigen auf ausliegende rote Äpfel und sagen »Fünf!«. Es geschieht etwas Großartiges: V nimmt fünf Äpfel, wiegt sie aus und steckt sie in eine Tüte. V hat das Äußern der Zeichenfolge *Fünf rote Äpfel!* bzw. *Fünf!* als eine spezifische Handlungsanweisung verstanden. Indem Sie etwas gesagt haben, haben Sie etwas getan, nämlich Sie haben durch die Äußerung *Fünf rote Äpfel!* bzw. *Fünf!* eine Aufforderung zu einer bestimmten Tätigkeit formuliert.

Unser Beispiel ist eine Erweiterung und Konkretisierung des Denkmodells, das Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen* gegeben hat, einem Werk, das grundlegend ist für das Verständnis von Sprache, Handeln und sozialer Praxis. Dort heißt es:

Denke nun an diese Verwendung der Sprache: Ich schicke jemand einkaufen. Ich gebe ihm einen Zettel, auf diesem stehen die Zeichen: »fünf rote Äpfel«. Er trägt den Zettel zum Kaufmann; der öffnet die Lade, auf welcher das Zeichen »Äpfel« steht; dann sucht er in einer Tabelle das Wort »rot« auf und findet ihm gegenüber ein Farbmuster; nun sagt er die Reihe der Grundzahlwörter – ich nehme an, er weiß sie auswendig – bis zum Wort »fünf« und bei jedem Zahlwort nimmt er einen Apfel aus der Lade, der die Farbe des Musters hat. – So, und ähnlich, operiert man mit Worten. (Wittgenstein 1971: 16, § 1)

Wie ›man mit Worten operiert‹, dies ist die Ausgangsfrage, die sich Wittgenstein stellt. Für Wittgenstein steht die Beantwortung der Frage nach der Bedeutung

eines Wortes oder einer Wortfolge nicht in der Idee oder einem Bild, das eine sprechende Person mit dem Wort verbindet, oder der Erklärung, die sie gibt, sondern darin, wie ein Wort im Kontext gebraucht wird: »Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache.« (Ebd.: 41, § 43). Fragen wir nach der Bedeutung des Wortes *fünf* aus dem obigen Beispiel, dann antwortet Wittgenstein: »Von einer solchen [Bedeutung, P. S.] war hier gar nicht die Rede; nur davon, wie das Wort *fünf* gebraucht wird.« (Ebd.: 16, § 1) Natürlich sind alle möglichen Interpretationen des Wortes *fünf* denkbar. In anderen Kontexten würde *fünf* ganz anders gemeint sein und verstanden werden. Wenn z.B. eine Person S von der Schule nach Hause kommt, den zurückgegebenen Deutschaufsatz mit enttäuschem Blick auf den Tisch legt und zur Person H »fünf« sagt, dann trifft S eine Feststellung mit dem Inhalt ›Mein Deutschaufsatz ist mit der Note 5 bewertet worden‹ und H wird dies entsprechend interpretieren.

Feste Bedeutungen bilden sich innerhalb von Sprachgemeinschaften auf der Basis sprachlicher und sozialer Konventionen aus. Individuen einer Sprachgemeinschaft haben ein gemeinsam geteiltes Wissen, auf das sie zurückgreifen können und dem sie regelhaft folgen. Im Rahmen einer sogenannten **usuellen Bedeutungstheorie** ist für den bedeutungsrelevanten Gebrauch von Wörtern und Sätzen kennzeichnend, dass er in der Befolgung von konventionalen Regeln besteht und dass Sprache nicht etwas rein Subjektives ist. In der Perspektive des Konventionalismus verschiebt sich die Frage, welches die Bedeutung eines Ausdrucks A sei, zu der Frage, wie der Ausdruck A zu verstehen sei. Einen Ausdruck A verstehen bedeutet, ihn als Teil einer Sprache zu erkennen und zu interpretieren, indem er an eine Handlungspraxis, an eine situative Einbettung rückgebunden wird. Die Praxis des Gebrauchs der Sprache, die Tatsache, dass Sprache mit Tätigkeiten und Kontexten verwoben ist, nennt Wittgenstein »Sprachspiele« (ebd.: 19, § 7). Das Wort **Sprachspiel** soll hervorheben, »daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit oder einer Lebensform« (ebd.: 28, § 23), wobei die jeweilige Lebensform das Fundament des sprachlichen Handelns bildet. Zu Sprachspielen gehören: Berichten eines Hergangs, einen Witz machen, eine Geschichte erzählen, grüßen, Theater spielen, eine Hypothese aufstellen und prüfen, aus einer Sprache in eine andere übersetzen und vieles mehr (vgl. ebd.). In der Soziolinguistik werden diese dann als ›Sprechereignisse‹ analysiert (Hymes 1979: 47 ff., s. Kap. I-3.2.3).

In dem Sprachspiel ›Kaufen/Verkaufen‹ ist die Äußerung des Kaufwunsches ›fünf‹ – wie wir gesehen haben – eine initiierende Sequenz, die als Handlungsanweisung durch die verkaufende Person V interpretiert wird. Im Rahmen des institutionellen Zusammenhangs ›Verkaufssituation‹ befindet sich Person K (Kunde/Kundin) in der Situation, in der sie über den Plan zu einer Handlung verfügt, aber nicht in der Lage ist, diesen Plan selbst auszuführen (wie hingegen im Supermarkt). Zwischen ihrem Ziel, die Ware in Besitz zu nehmen und ihrem Handlungspunkt auf der Handlungslinie vor Äußerung des Kaufwunsches, ist eine

Ausführungslücke. Person V ist in der Lage, diese Handlung auszuführen, denn sie verfügt über die für den Kauf/Verkauf notwendigen Waren; ohne sie kann die geplante Handlung nicht ausgeführt werden. Der Austausch kann nur stattfinden, wenn die Interaktionspartner gesellschaftlich kooperieren und den geltenden Regeln des Sprachspiels ›Kauf/Verkauf‹ folgen. Durch die Äußerung des Kaufwunsches seitens K übermitteln diese ihren Plan an V, wobei dies als Aufforderung verstanden wird, die Ausführung des Planes zu realisieren. Äußerungen sind eingebettet in einen bestimmten Kontext und durch das Äußern von Worten wird eine bestimmte **soziale Praxis** etabliert. Sprachspiele sind also gesellschaftliche Praxen, und nur wer den Spielregeln dieser Praxen folgen kann, kann erfolgreich sprachlich kommunizieren. Auch Begrüßungshandlungen bilden ein Sprachspiel, und zwar eines, das in hohem Maße ritualisiert ist. Erweitern wir unser Beispiel: K betritt einen Obstladen und sagt »Guten Morgen!« und V antwortet »Guten Morgen!«. Person V antwortet nicht »Idiot!« oder »Nur für Kunden mit Geld!« und sie schweigt in der Regel auch nicht, sondern reagiert mit einem regelkonformen Gegengruß. Gruß und Gegengruß bilden ein kooperatives Handlungsmuster aus initiierendem und reaktivem Sprechakt, das in der Konversationsanalyse als *adjacency pair* bezeichnet wird. Der initiative Sprechakt bedingt eine Folgeäußerung – man spricht hier von *konditioneller Relevanz* –, und es gehört zu unserem ›eingebühten‹ Handlungswissen, dass wir auf einen Gruß mit einem Gegengruß reagieren, und der bzw. die Grüßende kann erwarten, dass die begrüßte Person ebenfalls grüßt. Die Organisation eines Grußrituals, wer wann wie grüßt und wer zuerst grüßt, all dies ist eine Frage der Praxis, ist situationsabhängig und hängt von sozialen Faktoren ab wie z.B. der sozialen Rolle. Im Falle des Betretens eines Geschäftes grüßt die das Geschäft betretende Person zuerst und V äußert den Gegengruß. Treffen ranghöhere und eine rangniedere Person zusammen und begrüßen sich, dann grüßt oft die rangniedere zuerst; das zeigt sich in institutionellen Kontexten wie der Uni. Es lohnt eine kleine Feldstudie, indem Sie das Grußverhalten von Studierenden/Angestellten gegenüber Professor(inn)en beobachten. **Ritualisierte Kommunikation** setzt ein hohes »umfassendes und gemeinsames Vorverständnis sozialer Situationen und Regeln voraus, das erst den Vollzug der Rituale und ein Gelingen der involvierten Handlungen ermöglicht« (Knuf/Schmitz 1980: 77). In hochgradig ritualisierter Kommunikation wird in besonderer Weise deutlich, dass sprachliches Handeln in sozialen Praxen erfolgt und in der Interaktion soziale Beziehungen hergestellt sind bzw. aufgebaut werden.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Wir sind davon ausgegangen, dass die Soziolinguistik als ein Teilgebiet der Linguistik in der Mitte 20. Jahrhunderts ihren Anfang genommen und sich seitdem dynamisch entwickelt hat. Es wurde aber auch gezeigt, dass mit der Soziolinguistik die Verbindung von Sprache und Gesellschaft nicht erstmalig in den Fokus der Sprachbetrachtung gekommen ist. Vielmehr gibt es eine lange und reichhaltige Tradition, in der in vielfältiger Art und Weise Sprache und soziale, gesellschaftliche

Aspekte reflektiert worden sind.² Allerdings beginnt das systematische und linguistisch fundierte Studium »der Sprachstruktur und Sprachentwicklung innerhalb des sozialen Kontextes der Sprachgemeinschaft« (Labov 1972b: 124) mit der Soziolinguistik.

Weiterführende Literatur: Steger (1982), Posselt/Flatscher (2016), Ibbotson/Tomasello (2017), Hoffmann (2019).

² Im Hinblick auf die deutsche Soziolinguistik sei die marxistisch geprägte Soziolinguistik erwähnt, wie sie insbesondere in der DDR verfolgt wurde, nach der die Sprachwissenschaft im Wechselverhältnis von Sprache und Gesellschaft das Primat des Gesellschaftlichen anzuerkennen habe (vgl. hierzu Grosse/Neubert 1970).

I-2 Soziolinguistische Theorieansätze

In diesem Kapitel werden die grundlegenden Paradigmen und Theorieansätze der Soziolinguistik behandelt. Wie wir sehen werden, waren in der Entwicklung der Soziolinguistik treibende Kräfte die *Sprachbarrierenforschung* (Basil Bernstein), die *Variationslinguistik/soziale Dialektologie* (William Labov), die *Ethnographie des Sprechens* (Dell Hymes) sowie die *interaktionale Soziolinguistik* (John Joseph Gumperz) und die *Soziologie der Sprache* (Joshua Fishman).

I-2.1 Code-Theorie und soziale Stratifikation

Die Sprachbarrierenforschung ist ein stark von soziologischen Fragestellungen im Hinblick auf gesellschaftliche Ungleichheiten ausgehender Forschungsansatz, der von Basil Bernstein (s. biografische Info) beginnend Ende der 1950er-Jahre wesentlich geprägt wurde, obwohl er selbst den Begriff nie gebrauchte. Im Zentrum seines Ansatzes stehen Überlegungen zum Verhältnis von Sprach- und Sozialstruktur, was konkret hinsichtlich schichtspezifischer Sprachgebräuche untersucht wurde. Ansatzpunkt bildete die Hypothese, dass Unterschichtskinder sich hinsichtlich sprachlicher Fähigkeiten, die für Berufs- und Mobilitätschancen, Aufstiegsorientiertheit etc. wichtig sind, im Vergleich zu Mittelschichtkindern weniger sprachlich elaboriert verhalten. Die festgestellten Unterschiede zwischen Mittel- und Unterschichten mündeten in der sog. *Defizithypothese*, die an eine Code-Theorie (*elaborierter vs. restringiert Code*) gebunden und für die Konzeption pädagogischer Codes übernommen wurde. Die Grundposition hat Bernstein (2005: 1 287 f.) in einem posthum erschienenen Beitrag wie folgt auf den Punkt gebracht: «[S]ocial relations regulate the meanings we create and issue through the roles constituted by these social relations and that these meanings act selectively on lexicon and syntactic choices, metaphor and symbolism. In essence, the causal linkage flowed from social relations, roles, meanings, language, communications.» Bernstein hat seine theoretische Konzeption mehrfach modifiziert, eine genaue Darstellung und kritische Reflexion findet sich in Dittmar (1980: 1–32). Wir wollen im Folgenden die Grundgedanken des Bernstein'schen Ansatzes und seine Auswirkungen auf die deutsche (Sozio-)Linguistik behandeln.

Basil Bernstein (*01.11.1924 in London, † 24.09.2000)

Basil Bernstein war Sohn einer jüdischen Immigrantenfamilie und arbeitete am University College, London, an dem er auch seinen Doktor der Philosophie in Linguistik machte, nachdem er zuvor als Lehrer am City Day College Schüler unterrichtet hatte. Ab 1962 arbeitete er am Institute of Education und leistete knapp 40 Jahre lang Pionierarbeiten im Bereich der Bildungssoziologie. In seinen Untersuchungen

beschäftigte sich Bernstein mit Kindern, Jugendlichen und Familien aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und verglich deren Sprachfähigkeiten und Schulbildung. Berühmt wurde er in den 1960er-Jahren mit der von ihm aufgestellten Defizithypothese, die auch als Bernstein-Hypothese bekannt ist. Diese These baute auf der Sapir-Whorf-Hypothese auf (s. Kap. II-6.1), wobei der Fokus Bernsteins auf inner-sprachlichen Differenzierungen einer Sprachgemeinschaft liegt.

Ein (soziolinguistischer) Code ist ein Konzept, bei dem die Wechselbeziehungen zwischen Sozialstruktur, Sprachgebrauch und sprachlichen Planungsstrategien im Zentrum stehen (vgl. Abb. 2-1). Die Sozialstruktur formt über das Lernen »sprachliche Möglichkeiten in einen bestimmten Code um, der jene Beziehungen, die für das Weiter bestehen der Sozialstruktur notwendig sind, hervorbringt, generalisiert und verstärkt« (Bernstein 1981a: 154). Dabei lassen sich zwei Code-Typen unterscheiden: **elaborierter** und **restringierter Code**. Aus linguistischer Perspektive verfügen Sprecher/-innen des elaborierten Codes über eine Vielzahl von Variationsmöglichkeiten auf unterschiedlichen linguistischen Ebenen. Somit sind ihre Aussagen schwer vorherzusehen, die Vorsagewahrscheinlichkeit z.B. syntaktischer Muster ist gering, während restringierte Sprecher/-innen demgegenüber über weniger Auswahlmöglichkeiten verfügen, die Vorsagewahrscheinlichkeit folglich höher ist. Auf psychologischer Ebene erleichtern die Codes die Orientierung an der Symbolisierung von Intentionen in verbal expliziter Form (elaboriert) oder verhindern diese (restringiert), sodass die verbale Planung tendenziell einer Einschränkung unterliegt. Aus der Lernperspektive können die »verkürzten Strukturen eines restringierten Codes [...] schnell und auf informelle Weise gelernt werden«, während »die Auswahl von strukturellen Alternativen, die mit einem elaborierten Code verbunden sind, [...] normalerweise einen viel größeren Zeitraum informellen Lernens (erfordern)« (ebd.: 158). Weil jedes Individuum Zugang zum restringierten Code habe, sei dieser *universalistisch*, während der elaborierte Code *partikularistisch* sei, da nur wenige Zugang zu ihm haben. Umgekehrt verhält es sich im Hinblick auf die Bedeutung des Codes: Ein elaborierter Code ist insofern universalistisch, »als er *allgemeine* soziale Mittel und Zwecke zusammenfaßt«, ein restringierter Code ist hingegen insofern »hinsichtlich seiner Bedeutung partikularistisch, als er »lokale« Mittel und Zwecke zusammenfasst« (ebd.). Die restringierte Code-Stratifikation ist nach Bernstein in modernen Industriegesellschaften u.a. an soziale Schichten gebunden. Das Determinierende eines restringierten Codes besteht im Grundprinzip darin, dass »er potentielle linguistische Fähigkeiten unterdrückt, die Bedeutung des konkreten und deskriptiven Reaktionsniveaus erhöht und die Generalisierungsfähigkeit auf höherer Ebene behindert« (ebd.: 161). Damit verbunden ist ein rigides Rollenverhalten und die Einschränkungen hemmen die kognitiven Fähigkeiten im Sozialisationsprozess und führen zu geringen Auswahlmöglichkeiten im Sprachverhalten. Das ist der Kern der **Defizithypothese**, die in Verbindung mit

schichtspezifischem Sprachgebrauch zu einer radikalen Interpretation geführt hat: »Die zentrale Annahme, daß die Unterschichtssprache unqualifizierter und beschränkter als die Mittelschichtssprache ist, wollen wir Defizit-Hypothese nennen.« (Dittmar 1980: 1)

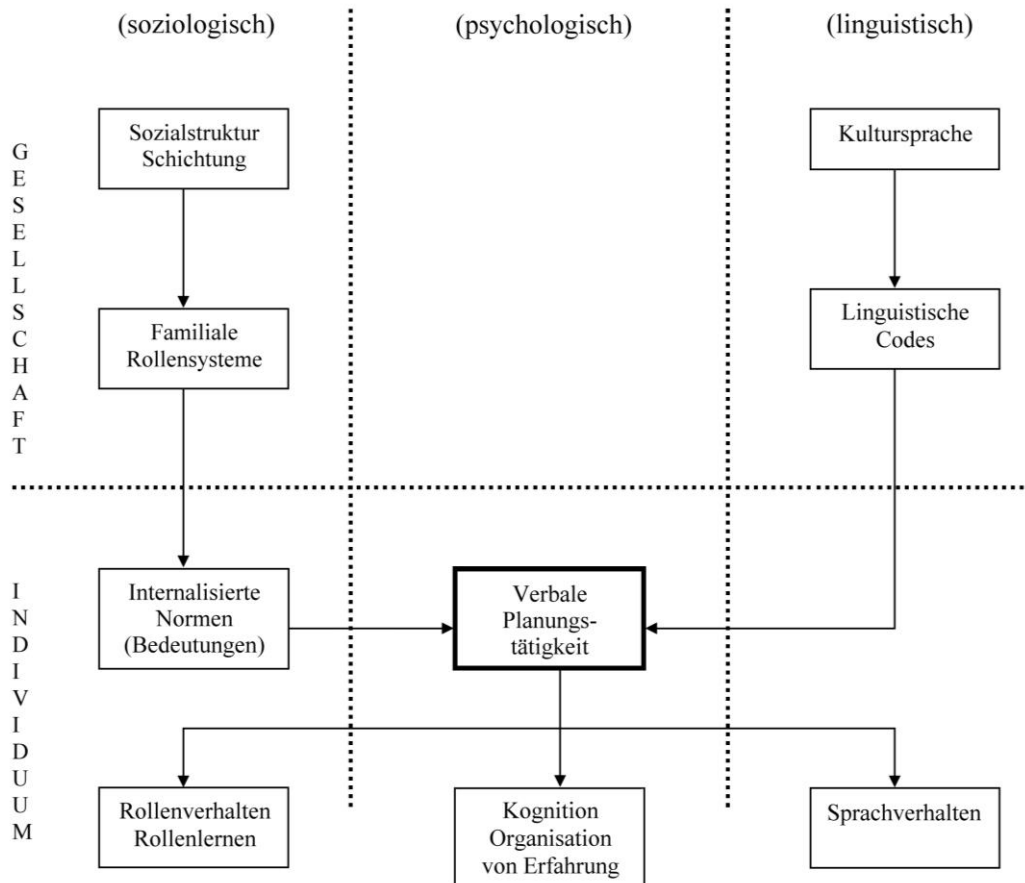


Abb. 2-1: Soziolinguistisches Code-Modell (Hager/Haberland/Paris 1973: 71)

Die Differenzierung in öffentliche und formale Sprache ist nicht mit der in elaborierten und restringierten Code identisch, sondern öffentliche und formale Sprache können als linguistische Formen des Codes begriffen werden; man könnte auch von restringiertem und elaboriertem Sprachcode sprechen. Dieser ist auch nicht gleichzusetzen mit Alltagssprache versus Standardsprache oder gesprochener versus geschriebener Sprache. Der Begriff *öffentliche Sprache* »bezieht sich auf einen allgemeinen Sprachmodus, der verschiedenen Kommunikationsformen, Dialekten usw. gemeinsam ist« (Bernstein 1981a: 90). Bernstein gibt in einem Aufsatz von 1958 eine Liste von Merkmalen für die **öffentliche** und **formale Sprache** (s. Tab. 2-1), die allerdings in dieser Form nur partiell in seinen empirischen

Untersuchungen verwendet wurden. Sie bilden einen Orientierungsrahmen, sind aus linguistischer Perspektive aber ungenau/unklar definiert und teilweise schwer zu operationalisieren. Bernstein schreibt rückblickend selbstkritisch dazu: »Die Merkmalsaufzählungen einer ›öffentlichen‹ oder ›formalen‹ Sprache sind ein wahres Durcheinander, das keinen linguistischen Respekt verdient, wie so viele Kritiker richtig aufgezeigt haben.« (Ebd.: 42)

Öffentliche Sprache	Formale Sprache
Kurze, einfache, oftmals elliptische Sätze, aktiv orientiert.	Grammatisch komplexe Satzkonstruktionen.
Einfacher, sich wiederholender Gebrauch von Konjunktionen.	Vielfältiger Gebrauch von Konjunktionen.
Starrer und begrenzter Gebrauch von Adjektiven und Adverbien.	Differenzierende Verwendung von Adjektiven und Adverbien.
Gelegentlicher Gebrauch von unpersönlichen Pronomina als Satzsubjekte.	Häufiger Gebrauch von unpersönlichen Pronomina.
-----	-----
Häufiger Gebrauch kurzer Befehle und Fragen.	Häufige Verwendung von Präpositionen, die logische, räumliche oder zeitliche Relationen herstellen.
Fragen implizierende Feststellungen, die eine ›sympathetische Zirkularität‹ in Gang bringen.	Expressive Symbole untermalen eher das Gesagte, als dessen Inhalt in logischer Hinsicht verständlich zu machen.
Begründungen und Folgerungen vermengende kategorische Behauptungen.	Sprachgebrauch, der auf die Möglichkeiten verweist, die sich in einer komplexen Begriffshierarchie finden.
Häufig individuelle Auswahl aus einer Gruppe idiomatischer Wendungen.	Individuelle Qualifikation, wird verbal durch die Struktur und Beziehungen innerhalb und zwischen Sätzen vermittelt.
Angewandte Symbole weisen eine niedrige Allgemeinstufe auf.	
Sprachform ist hauptsächlich Mittel für den Ausdruck sozialer, jedoch nicht persönlicher Qualifizierung.	

Tab. 2-1: Öffentliche vs. formale Sprache nach Bernstein (1981a: 88 f.)

Bernstein hat in verschiedenen Untersuchungen den Zusammenhang von elaborem/restringiertem Code und schichtspezifischer Stratifikation (Arbeiterschicht [AS] und Mittelschicht [MS] sowie auch verbaler und nichtverbaler Intelligenz (IQ) untersucht. Wir wollen seine Vorgehensweise und Analysen exemplarisch behandeln (Bernstein 1981a), indem wir auf zwei sprachliche Variablen fokussieren: 1. Passiv und 2. Personalpronomina sowie auf die außersprachliche Variable ›soziale Schicht‹ (social class): AS vs. MS. Die Sprachdaten wurden bei zwei

Schülergruppen erhoben. Die eine Gruppe bestand aus 61 männlichen Versuchspersonen zwischen 15 und 18 Jahren, »die hinsichtlich der Erziehung und des Berufs gleichgesetzt wurden, deren Wohnungen sich aber auf die Innenstadt und die Vororte von London verteilen« (ebd.: 162); diese Gruppe repräsentiert die Arbeiterschicht. Die andere Gruppe bestand aus 45 männlichen Schülern aus einem der sechs großen Internate (public schools); sie repräsentiert die Mittelschicht. Mit allen Versuchspersonen fand eine relative freie Diskussion zum Thema »Abschaffung der Todesstrafe« statt. Die Diskussionen wurden aufgezeichnet und ausgewertet. Für den vorliegenden Fall wurde aus der Stichprobe eine Teilstichprobe gewählt (23 Versuchspersonen) und mit statistischen Verfahren analysiert – insofern kann Bernstein als einer der Väter der korrelativen Soziolinguistik gesehen werden. Im Hinblick auf das Passiv wurde der Anteil passivisch gebrauchter Verben an der Gesamtzahl finiter Verben (ebd.: 181) ausgezählt und bezüglich Schichtunterschieden getestet. Es zeigte sich ein signifikanter Unterschied zwischen der AS und der MS ($p \leq 0.02$): »Die Mittelschicht verwendet einen größeren Anteil passiver Verben.« (Ebd.) Da Aktivkonstruktionen als Marker öffentlicher Sprache fungieren, ist dies ein Indikator für den Zusammenhang zwischen dem Gebrauch öffentlicher Sprache/restringierten Codes und Arbeiterschicht. Etwas komplexer ist die Analyse der Personalpronomina (*I*, *you* und *they*), deren Vorkommen im Hinblick auf alle Personalpronomina und alle Wörter ausgewertet wurde. Als übergeordnete Tendenz (statistisch signifikant) zeigt sich, dass die MS häufiger als die AS *I* auswählt, wohingegen die AS *you* und *they* präferiert gebraucht. Den Gebrauch von *they* erklärt Bernstein damit, dass dieses Pronomen nicht nur zur Differenzierung von Gruppenmitgliedern gegenüber Nichtmitgliedern gebraucht wird, sondern vielmehr als ein »generelles Etikett« fungiere: »Die Unspezifität, die ›sie‹ [*they*, P. S.] impliziert, ist eine Funktion des Mangels an Differenzierung und der daraus folgenden Erfahrungskonkretisierung, die einen restringierten Code als Ganzes charakterisiert.« (Ebd.: 191) Der Gebrauch von *you* kann demgegenüber »aus der Konkretisierung von Erfahrung erwachsen. Das bietet ein formales Subjekt an, das auf der Seite des Zuhörers eine rasche Identifikation erlaubt. Der Inhalt der Feststellung wird auf solche Weise dargeboten, daß der Zuhörer eine rasche Identifikation erlaubt.« (Ebd.) Die Beschränkung des Gebrauchs von *I* begründet Bernstein darin, dass, falls »ein Individuum ein rigides Verhaftetsein an einem weiten Bereich gemeinsam geteilter Identifikationen und Erwartungen zeigt«, es sein kann, dass »der (dem ›Ich‹) verfügbare Ermessensbereich reduziert und die Unterscheidung des Selbst von der Handlung erzwungen worden ist«. Es komme zu der »relativen Seltenheit von ›ich‹ immer dann, wenn die Form der Sozialbeziehung einen restringierten Code erzeugte. [...] Wenn die Individuen auf einen restringierten Code beschränkt sind, wäre eine der allgemeinen Auswirkungen die Reduzierung der Selbst-Differenzierung.« (Ebd.: 192) Das Determinationsverhältnis, das Bernstein hier postuliert, lautet verkürzt: restringierter Code → Reduzierung der

Selbst-Differenzierung → Beschränkung im Gebrauch von *ich* bei der AS. Der Gebrauch der Personalpronomina kann also gesellschaftlich-funktional erklärt werden.

Die sprachlichen, kognitiven und sozialen Korrelate in Verbindung mit dem Zwei-Code-Begriff sind unter verschiedenen Aspekten kritisch diskutiert worden: (1) Die sprachlichen Merkmale sind linguistisch unsauber definiert. (2) Es werden Behauptungen zum Sprachverhalten aufgestellt, die nicht empirisch abgesichert sind, so zum lexikalischen und semantischen Bereich (Neuland 1975: 240 ff.). (3) Die Stichproben, die Gruppierungen der gewählten Versuchspersonen, sind nicht repräsentativ für die jeweiligen sozialen Schichten. Es »überrascht doch, wie schmal die empirische Basis der Bernsteinschen Theorie ist und wie wenig die vorgelegten Untersuchungsergebnisse als repräsentativ und empirisch gesichert gelten können« (Hager/Haberland/Paris 1973: 76). (4) Der dem elaborierten Code zugrunde gelegten Normbegriff kann hinterfragt werden. So wurde aus linker Perspektive kritisiert, dass Divergenz als bürgerliche Grundhaltung gegenüber Konvergenz, die sich im Sozialverhalten der Arbeitergruppe spiegele, höher eingeschätzt wird und dass man die restringierte Arbeitersprache nicht als Sprache eigener Qualität beurteilt, sondern an Mittelschichtsnormen orientiert misst (Günter 1975). (5) Der Code-Begriff wurde hinsichtlich des Regelbegriffs dahingehend kritisiert, dass Bernstein den Eindruck erwecke, »als handle es sich dabei um zwei verschiedene, in sich geschlossene Systeme oder Typen von Regeln des Sprachgebrauchs« (Oevermann 1972: 332). (6) Pragmalinguistische Aspekte (insbesondere Kontexteinbettung) sind nicht erfasst. Den letzten Punkt hat Bernstein in späteren Beiträgen aufgenommen, so in »Soziale Schicht, Sprache und Sozialisation«, wo es heißt: »Der Begriff des soziolinguistischen Codes verweist auf die soziale Strukturierung von Bedeutungen und auf ihre verschiedenen, jedoch miteinander verbundenen kontextuellen linguistischen Verwirklichungen.« (Bernstein 1981a: 257) Den Kontext hat Bernstein weiterführend integriert und in einer Konzeption des pädagogischen Codes (Bernstein 2005: 1 295) wie folgt in einer Formel kondensiert:

$$\frac{O}{\pm C^{ie}/F^{ie}}$$

Der Code liefert eine Sinn- und Bedeutungsorientierung (O = orientation to meaning), die zuvor mit den Begriffen *elaboriert/restringiert* gefasst war und die in einen Kontext eingebettet ist, der aus zwei Parametern definiert ist: (1) klassifikatorische Werte (C = classification) und (2) Rahmungswerte (F = framing); die hochgestellten Indizes (i bzw. e) bezeichnen interne bzw. externe Relationen und sind für die Erklärung an dieser Stelle nicht weiter relevant. «In the code theory a context is defined by its classificatory and framing values $\pm C^{ie}/F^{ie}$. These regulate the

interactional principle, with respect to the selection, organisation, (sequencing) pacing, criteria of oral, written, visual communication, together with position, posture and dress of communicants and the locational principle with respect to physical location and the form of its realisation.» (Ebd.: 1294) Der Bruchstrich bedeutet, dass der ›Zähler‹ in den ›Nenner‹ eingebettet ist, konkret: Die Sinn- und Bedeutungsorientierung ist eingebettet in Macht- und Kontrollprinzipien.³ Die elaborierte versus restringierte Sinn- und Bedeutungsorientierung lässt in den Gegensätzen formale Kontexte (Bildungskontexte) vs. lokale Kontexte (Alltagskontexte), dekontextualisierte Sprache vs. kontextualisierte Sprache, legitime (herrschende) Sprache vs. Alltagssprache ausbuchstabieren.

Mit Bernsteins **Code-Theorie** lag ein empirisch grundlegender Ansatz vor, in dem sprachliche Formen spezifischen sozialen Schichten zugeordnet werden können und der im politischen Kontext der 1968er Studentenbewegung in Deutschland kritisch rezipiert wurde und zu zahlreichen Untersuchungen führte. Hervorzuheben sind hier die Arbeiten von Oevermann (1972), Ammon (1972) und Neuland (1975) sowie später Auwärter (1982). Verbunden mit den Analysen zum schichtspezifischen Sprachgebrauch waren bildungspolitische und pädagogische Fragen, nämlich ob und ggf. wie Sprachbarrieren überwunden werden können/sollten. Wenn Schülerinnen und Schüler unterer sozialer Schichten sprachlich restringiert sind, dann stellt sich die Frage, ob diese Beschränkungen durch sprachlicherzieherische Maßnahmen ausgeglichen werden sollen (*kompensatorische* Spracherziehung) oder ob Schülerinnen und Schüler nicht-privilegierter Schichten zur Selbst- und Mitbestimmung erzogen werden sollen mit dem Ziel der Überwindung von Herrschaftsverhältnissen (*emanzipatorische* Spracherziehung). In diesem Kontext ist die Arbeit von Ulrich Ammon (s. biografische Info) zentral, in der der Zusammenhang von Dialekt und »Einheitssprache« (Standardsprache), restringiertem/elaboriertem Code und sprachlicher Ungleichheit hergestellt und deren Folgen in Konsequenz für einen kompensatorischen und emanzipatorischen Sprachunterricht diskutiert werden. Das grundlegende Verständnis der Soziolinguistik liegt nach Ammon (1972: 15) im »Verhältnis von Sprache und Gesellschaft in seiner jeweiligen historischen Situation« und spezifisch in den antagonistischen Klassenverhältnissen der damaligen bundesdeutschen Industriegesellschaft. Da klassenbedingte Herrschaftsverhältnisse bestehen, kann die Soziolinguistik »den Niederschlag dieses Verhältnisses im sprachlichen Verhalten aufzeigen« (ebd.: 21), sie reflektieren sich im Sprachgebrauch selbst und in unterschiedlichen Sozialsymbolen, die mit den Varietäten ›Dialekt‹ und ›Einheitssprache‹ verbunden sind. Ammon versteht unter *Einheitssprache* einen »verschiedene regionale Dialekte überbrückende[n] Kode«, der nicht einheitlich sein muss, sondern der »sich aus noch

³ Hier zeigt sich die Integration des Bourdieu'schen Ansatzes (s. hierzu Kap. I-2.4), ausgeführt in Bernstein (1981b).

auffällig verschiedenen, wenngleich einander angeglichenen Regionalsprachen zusammensetzen [kann], die sich freilich wiederum von den kleinräumiger gegliederten und stärker voneinander differierenden Dialekten unterscheiden« (ebd.: 22). Damit verbunden ist ein größerer Kommunikationsradius gegenüber einer engeren regionalen Reichweite bei Dialekten. Hinsichtlich des Dialektgebrauchs und -niveaus besteht ein starker Unterschied zwischen den ökonomischen Schichten, wie Ammon für das südwestdeutsche Sprachgebiet zeigt.

Danach spricht die Unterschicht Dialekt, die höhere Schicht die Einheitssprache. Dieser Unterschied zwischen den Schichten betrifft nicht nur den Sprachgebrauch, sondern auch das Sprachvermögen. Während die höhere Schicht die Einheitssprache und weitgehend auch den Dialekt ihres jeweiligen Wohngebietes passiv und aktiv beherrscht, vermag die Unterschicht die Einheitssprache nur zu dekodieren, nicht aber zu enkodieren.« (Ebd.: 123)

Dialekt und restringierter Code sind insofern miteinander gekoppelt, als »die Angehörigen der Unterschicht [...] sowohl ausgeprägten Dialekt als auch restringierten Kode« (ebd.) sprechen. Aufgrund dieses Zusammenhangs muss auch die verbale Restringiertheit der Unterschichtsangehörigen gesehen werden, »insofern diese zugleich eine kognitive Schranke darstellt« (ebd.: 46) und in der Folge »besonders die Möglichkeiten abstrakten und analytischen Denkens herabmindert« (ebd.: 47). Ausgehend von diesem Befund stellt Ammon die Frage, was eine »regio-kulturelle Sprachbarriere« (Löffler 1972) für die schulische Sozialisation und den möglichen Ausgleich von Nachteilen für Dialektsprecher/-innen bedeutet. Ammon verfolgt einerseits und grundlegend einen kompensatorischen Ansatz, in dem »die möglichst vollkommene Vermittlung der Einheitssprache« steht, denn »denjenigen, die nach Abschluß der Schule die Einheitssprache nicht beherrschen, bleiben aus dem durchaus zweckrationalen Grund mangelnder kommunikativer Fähigkeiten eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Berufspositionen unzugänglich und das Auftreten in der Öffentlichkeit verwehrt« (Ammon 1972: 154). Gleichzeitig fordert Ammon jedoch eine Aufklärung der Schülerinnen und Schüler über ihre »soziale Lage, die sie befähigt, die Entfremdung vom Elternhaus zu vermeiden und Veränderungen ihres sprachlichen und sozialen Verhaltens rational zu entscheiden« (ebd.: 163). Die Diskussion um spracherzieherische Reformprogramme und die Umsetzungen in der Schule hatte weitreichende Konsequenzen für den Deutschunterricht und führte zu einer verstärkten Integration sprachwissenschaftlicher Fragen in den Deutschunterricht.

Ulrich Ammon (*01.03.1943 in Backnang, † 03.05.2019)

Das Schwäbische seines Heimatortes Backnang hat Ulrich Ammon geprägt und war vielleicht wegweisend für seine ersten Forschungen zu sprachlicher Ungleichheit und Dialektbarrieren. Von 1974 an, zunächst als Wissenschaftlicher Rat und dann als Professor an der Gerhard-Mercator-Universität vertrat er die Germanistische Linguistik mit dem Schwerpunkt Soziolinguistik. Zusammen mit Norbert Dittmar und Klaus Mattheier gab er das dreibändige Referenzwerk zur Soziolinguistik heraus: *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Er war ferner Mitherausgeber des *Variantenwörterbuch des Deutschen*, engagierte sich für das Deutsche als Wissenschaftssprache und forschte zur Stellung des Deutschen in der Welt (Ammon 2015). In einem Beitrag aus dem Jahre 2012 zieht Ammon das Fazit: »Es ist unübersehbar, dass die Globalisierung [...] Englisch als Weltsprache deutlich stärkt. Dennoch ist die Prognose realistisch, dass Deutsch in absehbarer Zukunft weiterhin eine bedeutsame internationale Sprache bleibt.« (URL I-2.1)

I-2.2 Variationslinguistik

Unter *Variationslinguistik* wird ein Forschungsprogramm verstanden, das wesentlich geprägt wurde von dem Soziolinguisten William Labov (s. biografische Info) und das nicht von Wenigen als *Varietätenlinguistik* bezeichnet oder mit Soziolinguistik schlechthin gleichgesetzt wird: »Die linguistische Soziolinguistik ist im Begriff, den Namen ›Varietätenlinguistik‹ anzunehmen.« (Löffler 2010: 23) Wir gehen davon aus, dass das variationslinguistische Paradigma Labov'scher Prägung eine spezifische Ausrichtung der Soziolinguistik und dass dieses als ein (sehr wichtiger) Teilbereich der Soziolinguistik zu klassifizieren ist. Die Varietätenlinguistik ist ein Paradigma, in dem **Sprachvarietäten** wie Dialekte, Soziolekte (Kap. II-1), Standardsprache (Standard-Varietät) usw., also bestimmte Schichten der Sprache im Zentrum stehen (s. weiter Sinner 2014). Eine bekannte Definition ist die von Ferguson (1972: 30): Eine Varietät

is any body of human speech patterns which is sufficiently homogeneous to be analyzed by available technique of synchronic description and which has a sufficiently large repertory of elements and their arrangements of processes with broad enough semantic scopes to function in all normal contexts of communication.

Sprachliche Varietäten »unterscheiden sich voneinander durch bestimmte linguistische Merkmale, die aus dem historischen Prozess der gegenseitigen Beeinflussung von Sprache und Sozialstruktur hervorgegangen sind« (Dittmar 1980: 132) und die innerhalb der Sprachgemeinschaft ein System bilden, »das durch eine Menge gemeinsam geteilter Normen konstituiert ist« (ebd.: 133). Grundsätzliche Probleme bei der Bestimmung von Varietäten bestehen darin, dass (1) nicht klar ist, welche linguistischen Merkmale genau eine Varietät definieren, (2) die außersprachlichen, insbesondere sozialen Faktoren vielfältig und interdependent sind und dass (3) die Einordnung und die Unterscheidung von Sprachvarietäten nicht trennscharf vorgenommen werden können (vgl. Berruto 2004: 189). Die Bestimmung von Sprachvarietäten setzt in jedem Falle die Analyse **sprachlicher Variation** voraus. Wenn Ferguson (s.o.) von «sufficiently homogeneous» spricht, dann ist nicht von vollständiger Homogenität die Rede, sondern von einem bestimmten Maß an Homogenität, was Heterogenität impliziert.

Es gibt drei Grundtypen sprachlicher Variation: 1. *freie Variation*, 2. *sprachlich bedingte Variation* und 3. *außersprachlich bedingte Variation*. Bei der freien Variation gibt es keine klaren Bedingungsfaktoren, die die Wahl einer Variante erklären. In der Schlagzeile (1) scheint es keine Bedingung dafür zu geben, warum das Genitivattribut und nicht das Präpositionalattribut (1') gewählt wurde.

(1) Italiens Premier setzt im Kampf um EU-Milliarden auf Merckels Unterstützung (URL-I-2.2)

(1') Italiens Premier setzt im Kampf um EU-Milliarden auf die Unterstützung von Merkel

(2)

Die Bundesfamilienministerin will die Frauenquote auf rund 600 Unternehmen ausweiten. Dabei setzt sie auf die Unterstützung der Kanzlerin, sagt Franziska Giffey der ZEIT.

1. Juli 2020, 23:50 Uhr Quelle: ZEIT ONLINE, Reuters, AFP, khe 65 Kommentare

Bundesfamilienministerin Franziska Giffey (SPD) setzt auf die Unterstützung von Merkel [...] (URL-I-2.3)

Man kann sich natürlich fragen, ob es überhaupt eine *freie* Variation gibt. Nach dem Leibniz'schen *Prinzip des zureichenden Grundes* (Leibniz 1998: 27) können wir für jedes sprachliche Phänomen, das auch anders sein könnte, annehmen, bei weiteren Untersuchungen einen Grund zu finden, warum es so und nicht anders ist. So könnte es in den Beispielen (1) und (2) sein, dass die Informationsstruktur innerhalb der Sätze eine Rolle spielt und bei (2) zudem die textuelle Einbettung der Sätze. Der Satz in der Unterzeile weist das Genitivattribut *der Kanzlerin* in Relation zum Bezugsnominal *Unterstützung* auf, was in texteinleitender Funktion variiert wird zu *Unterstützung von Merkel* nach dem Motto *Bis repetita non placent* ›Wiederholungen gefallen nicht‹.

Eine sprachlich bedingte Variation liegt dann vor, wenn mögliche Varianten durch linguistische Faktoren beeinflusst/bedingt sind. Sprecher/-innen des Berlinischen realisieren Wörter wie *Geld* oder *gehabt* standardsprachlich mit [g] oder berlinisch mit [j]. Es gilt folgende (vereinfachte) phonologische Regel:

$g \rightarrow (j) / \# ___$ (mehr dazu weiter unten).

Während vor Vokalen die Dialektvariante mehr oder weniger häufig auftritt, tritt sie vor [l] wie in *gleich* gar nicht und vor [r] wie in *grün* extrem selten auf, auch wenn das Gegenteil im öffentlichen Diskurs immer wieder angeführt wird. Offensichtlich bedingt der folgende phonetische Kontext die *g*-Spirantisierung. Wenn nichtlinguistische Faktoren sprachliche Varianten determinieren, dann spricht man von außersprachlich bedingter Variation, wie sie geschlechterrollenspezifisch im Yana vorliegt. Das Yana, eine mittlerweile ausgestorbene, kalifornische Sprache, ist für seine geschlechtsspezifische Sprachverwendung berühmt geworden. Neben spezifischen Ausdrücken, gibt es das Phänomen, dass Männer untereinander eine Sprachvariante gebrauchen, die von der Form her vollständiger bzw. ›voller‹ ist (vgl. 3a und 4a) als bei der Kommunikation mit Frauen oder von Frauen

untereinander oder von Frauen mit Männern (vgl. 3b und 4b). So werden z.B. bestimmte Endvokale und Endsilben nicht getilgt (3a) und stimmhafte Endvokale nicht stimmlos gesprochen (4a).

(3) [ʔauna]	(3b) [ʔaunh]	›Feuer‹
(4) [padza]	(4b) [patç̥a]	›Schnee‹ (ç̥ = stimmloses a)

Der berühmte Sprachwissenschaftler und Ethnologe Edward Sapir (1884–1939), der das Yana dokumentiert und eine Reihe von Veröffentlichungen vorgelegt hat, erklärt die geschlechtsspezifischen Verwendungsweisen folgendermaßen:

In the great majority of cases the female forms can be best explained as abbreviated forms which in origin had nothing to do with sex but which are specialized female applications of reduced forms suggested by the phonetic and morphologic economy of the language. Possibly the reduced female forms constitute a conventionalized symbolism of the less considered or ceremonious status of women in the community. Men, in dealing with men, speak fully and deliberately; where women are concerned, one prefers a clipped style of utterance! (Sapir 1949: 211 f.).

Sprachliche Variation, wie sie im Labov-Paradigma aufgefasst wird, basiert auf einem **strukturfunktionalen Ansatz** und folgt (1) strukturalistischen Prinzipien, nach denen Sprache in ihrer Diversität durch Oppositionsbeziehungen zergliedert werden kann, und (2) funktionalistischen Prinzipien, nach denen sprachlichen Elementen inner- und/oder außersprachliche Funktionen zugewiesen werden können.

(1) Der Strukturalismus geht bekanntlich auf Ferdinand de Saussure (1857–1913) und sein bahnbrechendes Werk *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft* (Saussure 1967) zurück, das 1916 auf Französisch erschienen ist. Wir wollen uns zwei Aspekte/Konzepte des Saussure'schen Ansatzes in Erinnerung rufen, den Gegensatz von *Langue* und *Parole* sowie von *Synchronie* und *Diachronie*. Während *Langue* das Sprachsystem als ein System von Zeichen und grammatischen Regeln bezeichnet, ist das Sprechen (*Parole*) die konkrete Anwendung dieses Systems durch eine Person in Zeit und Raum. Gegenüber dem Akt des Sprechens, der immer individuell ist, ist die Sprache als *Langue* »ein soziales Produkt der Fähigkeit zu menschlicher Rede« (de Saussure 1967: 11), das »soziale Band [...], das die Sprache ausmacht« (ebd.: 16):

Es ist ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat, ein grammatikalisches System, das virtuell in jedem Gehirn existiert, oder vielmehr in den Gehirnen einer Gesamtheit von Individuen; denn die Sprache ist in keinem derselben vollständig, vollkommen existiert sie nur in der Masse. (Ebd.)

Labov knüpft genau an diesen Punkt an und beklagt, dass die strukturalistische Sprachwissenschaft eben diesen sträflich vernachlässigt habe und dass dieses Defizit auf einem Paradoxon gründet (Labov 1972b: 125 f.). Auf der einen Seite verfügen wir als Individuen über ein Wissen von der Sprachstruktur und wir können folglich von einer beliebigen Person Daten über diese Sprachstruktur erhalten; auf der anderen Seite können wir Daten über das Sprechen, der Parole, erhalten, wenn wir den Gebrauch der Sprache untersuchen. Labov nennt dies das **Saussure'sche Paradoxon**: Der »soziale Aspekt der Sprache wird untersucht, indem man ein beliebiges Individuum beobachtet, der individuelle Aspekt jedoch nur auf Grund der Beobachtung der Sprache im sozialen Kontext« (ebd.: 126). Um das Paradoxon aufzulösen fordert Labov letztlich eine *Linguistik der Parole*, eine gebrauchsbasierte Linguistik, bei der die Sprache in aktuellen sozialen Kontexten untersucht wird und nicht »die Sprache in Isolation« (ebd.: 128). Im Zentrum steht nunmehr nicht mehr das Sprachsystem des Individuums, sondern das von Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft aus dem Sprechen zu erfassende Sprachsystem. Dies hat Konsequenzen sowohl für die Empirie und Methodik (s. Kap. I-3) als auch für die Modellbildung (s.u. und vgl. auch Kap. II-2).

Ein zweiter wichtiger Aspekt spielt für Labov eine zentrale Rolle, nämlich der der **Diachronie**. *Diachronisch* ist alles, »was mit den Entwicklungsvorgängen zusammenhängt«, *synchronisch* ist alles, »was sich auf die statische Seite unserer Wissenschaft bezieht« (de Saussure 1967: 96). Bei einer synchron(isch)en Betrachtung wird zu einem festen Zeitpunkt t_i die Sprachstruktur erfasst – die Zeit wird praktisch angehalten, eingefroren. Bei einer diachron(isch)en Betrachtung wird über ein Zeitintervall versucht, mögliche Veränderungen zu erfassen. Es geht in solchen Fällen um **Sprachwandelprozesse**, und Labov hat sich theoretisch und empirisch intensiv mit Sprachwandel, insbesondere dem sozial bedingten Sprachwandel beschäftigt (Labov 1980c). Sprachwandelprozesse setzen sprachliche Variation voraus, und Sprachwandel ist eingebettet »in eine Matrix von anderen sprachlichen Veränderungen (oder Konstanten)«. Gleichzeitig ist er »eingebettet in einen gesellschaftlichen Komplex, der mit sozialen Veränderungen in Korrelation steht« (ebd.: 115). Labov bezeichnet dies als **Einbettungsproblem**. Um auf der Ebene der Parole Sprachwandelprozesse empirisch zu erfassen, werden zu zwei oder mehr unterschiedlichen Zeitpunkten (t_i, t_j) Daten erhoben und miteinander verglichen. Aus den Differenzen zwischen den Datenkorpora wird versucht, Wandelprozesse zu ermitteln (mehr zu Sprachwandelprozessen im Kap. II-2).

(2) Funktionalistische Ansätze spielen in der Linguistik generell eine große Rolle, in variationistischen Ansätzen kommt ein enger, aus der Mathematik abgeleiteter Funktionsbegriff zum Tragen. Wir kennen noch aus der Schulzeit quadratische Gleichungen wie $y = x^2$; wir können auch $f: x \rightarrow x^2$ schreiben: Die Funktion f ordnet jeder Zahl x die Zahl x^2 zu. Ihre Zuordnungsvorschrift heißt schlicht und einfach »quadrieren«. Dadurch ist eine Funktion definiert. Wenn in der linguistischen

Soziolinguistik von *funktional* die Rede ist, dann ist gemeint, dass eine Zuordnung zwischen einem linguistischen Element (z.B. [j]) und einem anderen linguistischen Element (z.B. [e]) oder einem außersprachlichen Faktor (z.B. Mittelschicht) besteht. Allerdings erfolgen die Zuordnungsrelationen über statistische Verfahren.

William Labov (*04.12.1927 in Rutherford, New Jersey)

William Labov studierte in Harvard und arbeitete zunächst als Chemiker, bevor er sich der Linguistik zuwandte. Seine MA-Arbeit aus dem Jahre 1963, in der er sich mit dem Dialektwandel auf Marthas's Vineyard beschäftigt, wurde ebenso berühmt wie seine Dissertation (1963) zum Englischen in New York City. Er lehrte zunächst an der Columbia University (1964–1970) und anschließend an der University of Pennsylvania.

Verfolgt Labov in seinen ersten Arbeiten noch dialektologische Fragestellungen, widmet er sich zwischen 1965 und 1968 einem großen Projekt zum ›Black English‹, in dem auch pragmatische Aspekte des Sprachgebrauchs verfolgt werden. Die moderne Soziolinguistik und die sog. Variationslinguistik sind wesentlich durch die Arbeiten von Labov geprägt. Immer geht es ihm um sprachliche Variation und Alltagssprache, um Sprache im sozialen Kontext. »In den letzten Jahren hat sich eine linguistische Forschungsrichtung entwickelt«, so beginnt Labov seinen berühmten Aufsatz *Das Studium der Sprache im sozialen Kontext*, »die sich auf den Sprachgebrauch innerhalb der Sprachgemeinschaft konzentriert, wobei das Ziel eine Sprachtheorie ist, die es vermag, diese Gegebenheiten zu erklären. Diese Forschungsrichtung hat man zuweilen als ›Soziolinguistik‹ bezeichnet, obgleich das ein etwas irreführender Gebrauch eines merkwürdig redundanten Begriffs ist. Sprache ist eine Form sozialen Verhaltens.« (Labov 1972b: 123) Und: »Dieser Aufsatz wird das Studium der Sprachstruktur und Sprachentwicklung innerhalb des sozialen Kontextes der Sprachgemeinschaft behandeln. [...] Wenn nicht die Notwendigkeit bestünde, diese Untersuchung gegen das Studium der Sprache außerhalb des sozialen Kontextes abzusetzen, würde ich es vorziehen zu sagen, daß es sich bei ihr ganz einfach um *Sprachwissenschaft* handelt.« (Ebd.: 124)

Variable Strukturen zu untersuchen, ist zwar ein Aspekt unter anderen, aber empirische Untersuchungen zeigen, dass die variablen Elemente einer Sprachstruktur eher im Mittelpunkt stehen als die konstanten, so Labov. Es »gibt vielmehr eine Ebene der variablen Struktur, die ganze Systeme funktionaler Einheiten zueinander in Beziehung setzt und die die Distribution subfunktionaler Varianten innerhalb jeder funktionalen Einheit regelt« (Labov 1980d: 77). Um die variable Struktur zu beschreiben, hat Labov ein spezielles Modell entwickelt, das als **Variablenregel** bekannt ist. »Im Rahmen einer Variationslinguistik, die sich auch die Erkenntnisse der strukturalistischen Sprachwissenschaft zunutze macht, nimmt die Variablenlinguistik eine zentrale Position ein.« (Fedders 1993: 2 f.) Das Variablenregel-Modell setzt empirische Daten voraus, die in einer Sprachgemeinschaft erhoben

wurden (zur Methodik vgl. Kap. I-3), es knüpft an den Regelapparat der generativen Grammatik an und erweitert diese um einen probabilistischen Ansatz. Es wurde zunächst für phonologische Fragestellungen entwickelt. Die variable Regel ist also eine *probabilistische Regel*. Sie gibt z.B. an, mit welcher Wahrscheinlichkeit in bestimmten Berliner Sprachgemeinschaften das [j] realisiert wird, mit welcher Wahrscheinlichkeit es vor Konsonanten oder Vokalen vorkommt, wie hoch die Wahrscheinlichkeit der [j]-Realisierung bei Mitgliedern der Mittelschicht und Unterschicht ist oder bei Älteren gegenüber Jüngeren. Eine **linguistische Variable** (x) ist eine Einheit, die zwei oder mehr Varianten $\langle x-1 \rangle, \langle x-2 \rangle, \dots$ umfasst. Innerhalb der Soziolinguistik werden abgrenzbare Elemente des Sprachsystems, «which co-varies not only with other linguistic elements, but also with a number of extralinguistic dependent variables such as social class, age, sex, ethnic group or contextual style» (Milroy 1980: 10), als **soziolinguistische Variablen** definiert – beispielsweise die *g*-Variable im Berlinischen mit den Varianten [g], [j], [k], [ç] und [ʁ].

Wir greifen das Beispiel von der *g*-Spirantisierung im Berlinischen auf ([j], s. o.). Berlinisch-Sprecherinnen und -sprecher können die lautliche Variable (g) unterschiedlich realisieren, und zwar als hochdeutsche Variante (g-1): [g] oder als dialektale Variante (g-2): [j], z. B. [gu:t] vs. [ju:t]. Formulieren wir dies als phonologische Regel, wie sie in der generativen Linguistik entwickelt wurde:

$$g \rightarrow (j)$$

Der Pfeil bedeutet ›wird realisiert als‹, die runden Klammern () bedeuten, dass die Realisierungsform möglich (optional/fakultativ), aber nicht obligatorisch ist. Man nennt eine solche Regel **optionale** oder **fakultative Regel** im Gegensatz zu einer **kategorischen Regel**. Übersetzen wir die Formel in einen Satz, so lautet dieser: Die lautliche Variable (g) bzw. das Phonem /g/ wird realisiert/ausgesprochen als [j] oder bleibt [g], wird als [g] ausgesprochen. Wie wir bereits gesehen haben, spielt allerdings der lautliche Kontext eine wichtige Rolle. Am Wortende wie in *Tag* wird das *g* nicht als [j], sondern als [k] oder [x] (*ach*-Laut) realisiert, im Wortinnern wie in *sagen* ein [g] oder ein spezieller Frikativ [ʁ]. Die [j]-Realisierung tritt nur am Wortanfang (bzw. am Silbenanfang) auf. Wir erweitern daher unsere Regel und schränken die Realisierung ein:

$$g \rightarrow (j) / \# \underline{\quad}$$

Der Schrägstrich / bedeutet ›unter der Bedingung, dass‹, die Raute # steht für eine Wortgrenze, der Unterstrich ist ein Platzhalter, sodass die Regel für den Wortanfang gilt. Die Regel lautet nun: Das /g/ kann als [j] ausgesprochen werden unter der Bedingung, dass es am Wortanfang steht. Wir hatten schon gesehen, dass der folgende lautliche Kontext ebenfalls eine wichtige Rolle spielt: Vor Vokalen (V) kann das [j] gesprochen werden, vor Konsonanten (K) nicht – wir sehen von dem seltenen Fall vor [r] ab und kommen darauf zurück. Die Regel lautet nunmehr: Das /g/ kann als [j] ausgesprochen werden unter der Bedingung, dass es am Wortanfang steht und vor einem Vokal, oder kurz:

$g \rightarrow (j) / \# ___ V$

Verallgemeinern wir die Regel, so lautet sie:

$A \rightarrow (B) / X ___ Y$

Die phonologische Regel in dieser Form bildet den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Variablenregel. Hervorzuheben ist, dass aus der Sicht der generativen Linguistik die Regeln beim Individuum mental verankert sind, zur *Sprachkompetenz* eines Individuums gehören.

Labov hat nun die optionale Regel zu einer variablen erweitert. Die fundamentale Annahme besteht darin, dass die Wahrscheinlichkeit der Realisierung einer Regel von inner- und außersprachlichen Faktoren abhängt, deren Auftreten selbst wiederum mit Wahrscheinlichkeiten verbunden sind. Die variable Regel ist also eine **probabilistische Regel**. Sie gibt z. B. an, mit welcher Wahrscheinlichkeit in bestimmten Berliner Sprachgemeinschaften das [j] realisiert wird, mit welcher Wahrscheinlichkeit es vor Konsonanten oder Vokalen vorkommt, wie hoch die Wahrscheinlichkeit der [j]-Realisierung bei Mitgliedern der Mittelschicht und Unterschicht ist oder bei Älteren gegenüber Jüngeren etc. In einfacher Form lässt sich die obige optionale Regel als Wahrscheinlichkeitsregel darstellen:

$g \rightarrow j^p / \# ___ V,$

zu lesen als /g/ wird als [j] mit einer Wahrscheinlichkeit P realisiert unter der Bedingung, dass es am Wortanfang und vor einem Vokal steht (P für Probabilität). Labov geht nun von folgender Grundannahme aus: Die Anwendungswahrscheinlichkeit für die Regel ist ein Wert zwischen 0 und 1, es gilt das Kolmogorov'sche Axiom $0 \leq P(A) \leq 1$. Wenn »keine hemmenden Faktoren vorliegen, wird die Regel mit der Wahrscheinlichkeit $\varphi = 1$, d. h. immer angewandt – sie ist kategorisch; liegen hemmende Faktoren vor, so wird 1 um einen bestimmten Betrag k_0 verringert: $\varphi = 1 - k_0$ « (Klein 1976: 36).

Auf der Basis dieser Grundidee sind verschiedene Variablenregelmodelle entwickelt worden, auf die hier nicht weiter eingegangen wird. Wichtig ist, dass die Wahrscheinlichkeiten über eine empirische Basis, ein Sprachkorpus, ermittelt werden kann, und zwar über relative Häufigkeiten. Die relativen Häufigkeiten sind die empirisch ermittelten Werte aus einer Stichprobe, die eine bestimmte Sprachgemeinschaft abbildet und von der aus auf die Sprachgemeinschaft rückgeschlossen werden kann (s. auch Kap. I-3, Abb.3-1). Bei diesem Rückschluss von den empirisch ermittelten Werten zum wahrscheinlichen Vorkommen in der Sprachgemeinschaft werden bestimmte statistische Verfahren angewandt (wie die Maximum-Likelihood-Funktion). So konnte zu unserem [j]-Beispiel empirisch ermittelt werden, dass von 132 folgenden r-Kontexten nur einmal das [j] realisiert wurde, vor Schwa ([ə]) allerdings in 655 von 1475 Belegen. Im ersten Fall ist die Wahrscheinlichkeit praktisch null, im zweiten Fall liegt sie bei $p \approx 0.45$.

Theoretisch sind mit der Variablenregelanalyse Probleme verbunden, die wir in Kap. 1 angerissen haben und die bis heute für die Diskussion um mentalistische

und gebrauchsbasierte Ansätze insofern relevant sind, als korpusbasiert ermittelte Häufigkeiten in ein kognitives Modell integriert werden. In Analogie zum von Labov postulierten Saussure'schen Paradoxon (s. o.) lässt sich ein *Labov'sches Paradoxon* formulieren, das mit der Dichotomie von Kompetenz und Performanz zusammenhängt. Aufgrund der Erweiterung des Chomsky'schen Regelapparates und auf der Folie der generativen Phonologie wurde die Variablenregel in das Performanz-Kompetenz-Modell integriert. Dabei wurden die empirisch ermittelten Werte (relative Häufigkeiten) als Teil der Performanz interpretiert, die (über eine Schätzfunktion) berechneten Werte p als Teil der Sprecherkompetenz. Am deutlichsten haben dies Cedergren/Sankoff (1974) formuliert:

The variable rules developed by Labov should be interpreted as part of individual competence. (Ebd.: 335) [...] Frequencies are clearly part of performance; but we use them to estimate probabilities, which are inherent in the ability to generate the observed behaviour. It is our contention that these probabilities are properly part of competence. (Ebd.: 343)

Der Fehler bei der Konzipierung der Variablenregel als Teil der individuellen Sprecherkompetenz liegt darin, dass statistisch ermittelte Durchschnittswerte – also über eine Anzahl von Individuen gemittelte Werte – der Sprachperformanz, auf das Sprachwissen der/des Einzelnen projiziert werden. Zu Recht wundert sich MaCaulay, «how a speaker knows how to produce the appropriate percentages of, say, glottal stops for his particular station in life» (MaCaulay 1976: 269), und Bailey schreibt, dass «mass statistics cannot prove what individual patterns are» (Bailey 1980: 172). Da die Variablenregel nicht eine mentale Repräsentation erfasst, sondern (statistisch gemittelte) lautliche Realisierungsformen einer Sprechergruppe, kann sie nicht als eine Beschreibung der immanenten Sprachkompetenz eines idealen Sprecher-Hörers angesetzt werden. Probabilistisch fundierte Grammatiken setzen eine andere Sprachkonzeption als die Chomsky'sche voraus und sind mit generativen Regelsystemen inkompatibel.

Ein anderes Modell zur Beschreibung von Variation ist die **Varietätengrammatik** (Klein 1974), die an das Variablenregelkonzept anknüpft und somit ebenfalls probabilistisch fundiert ist und die vor allem auf syntaktische Variation angewandt wurde. Technisch gesehen lassen sich Variablenregel und Varietätengrammatik auf eine Kontingenztafelanalyse⁴ reduzieren (s. Schlobinski 1987: 88–95). Interessant und entscheidender ist, dass Klein nicht von Variationsgrammatik, sondern von Varietätengrammatik spricht und das Konzept des Varietätenraums einführt. Der **Varietätenraum** ist vereinfacht gesagt »eine in bestimmter Weise geordnete Menge von Varietäten, die man untersuchen möchte, wobei diese Varietäten

⁴ Eine Kontingenztafel ist ein Kreuztabelle bestimmter Merkmalsausprägungen (z. B. Lautmerkmale in Abhängigkeit von Schichtmerkmalen), die Häufigkeitsangaben enthält.

außersprachlich definiert sind« (Klein 1976: 38). Der Varietätenraum ist ein n-dimensionaler Raum in Abhängigkeit von den außersprachlichen Parametern. Die Idee lässt sich an einem dreidimensionalen Varietätenraum verdeutlichen (s. Abb. 2-2)

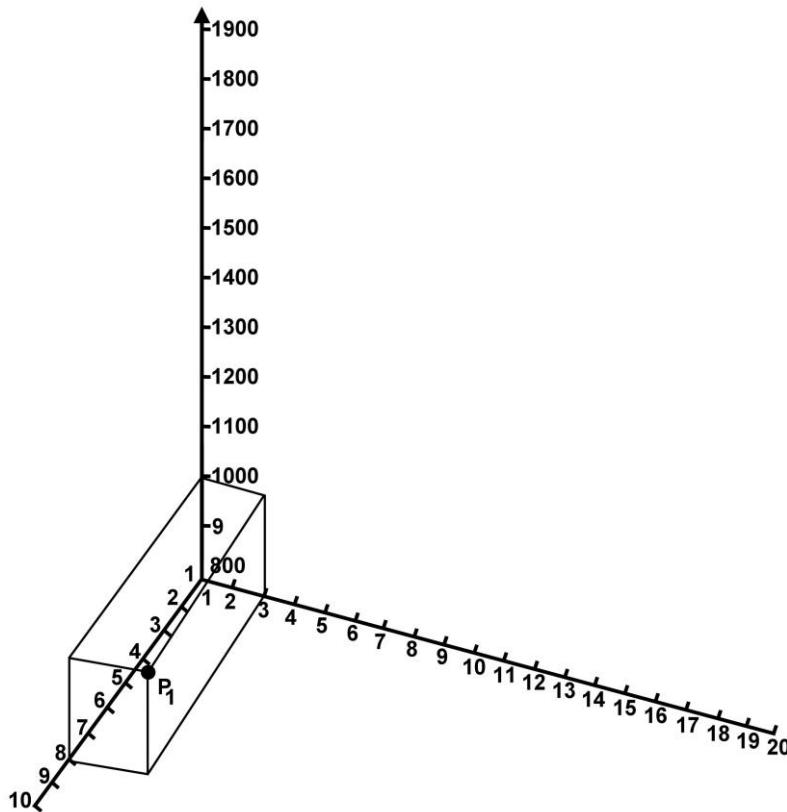


Abb. 2-2: Modell eines Varietätenraums (Klein 1974: 48)

Auf der x-Achse ist der deutschsprachige Raum nach Regionen, auf der y-Achse der Zeitraum von 800 bis 1999, unterteilt in Jahrhunderte und auf der z-Achse ist die soziale Struktur der Bevölkerung nach einem Schichtenmodell (10 Schichten, gebildet nach den Parametern ›Beruf‹ und ›Ausbildung‹). Ob die Einteilungen stichhaltig sind, soll an dieser Stelle nicht interessieren, sie müssten genau begründet werden. Der Punkt P_1 ist durch drei Werte festgelegt (1000, 8, 3). P_1 entspricht – so wollen wir modellhaft annehmen – einer Varietät im 10. Jh. n.Chr., die von der Schicht der Gebildeten im ostfränkischen Raum geschrieben wurde. Wenn jeder mögliche Punkt eine Varietät umfasst, dann können im Beispiel $10 \times 20 \times 12 = 2\,400$ Varietäten erfasst werden. Die Einteilungen lassen sich beliebig verfeinern, entsprechend ändert sich die Anzahl der Varietäten. Man kann natürlich auch bestimmte Intervalle erfassen, z.B. die unteren Schichten (1–3) in Berlin-

Brandenburg (4–5) vom 17. bis zum 19. Jh. (10–11). Die Punktmenge $3 \times 2 \times 2 = 12$ bildet einen Varietätenraum. In unserem Beispiel wäre eine Varietätengrammatik eine Funktion f von $R(\text{aum}) \times Z(\text{eit}) \times S(\text{chicht})$ (vereinfacht nach Klein 1974: 52). Im Folgenden soll das Modell in einer bestimmten Perspektive interpretiert werden (s. Abb. 2-3).

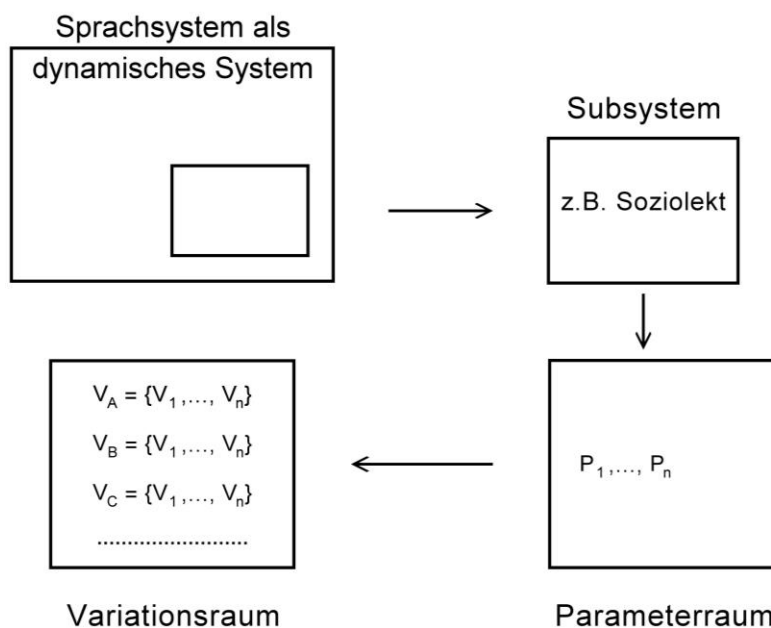


Abb. 2-3: Variations- und Parameterraum

Sprache liegt ein System zugrunde, das sich über die Zeit entwickelt, d.h. Veränderungen unterliegt, es ist ein dynamisches System. Wie wir noch sehen werden, gibt es einen zweiten wichtigen Dynamisierungsfaktor, die sozialen Interaktionen (s. Kap. I-2.3). Eine Varietät wie ein Soziolekt ist ein Subsystem, das wir isolieren und das durch die Anzahl der (außersprachlichen) Parameter/Variablen (z.B. ›soziale Schicht‹), die wir bestimmen, definiert wird. Die Liste der Parameter bildet die Parametrisierung des Systems. Die Menge aller möglichen Anordnungen bildet einen Raum, den wir als *Parameterraum* definieren. Ein Punkt in diesem Raum bildet eine mögliche Parametrisierung des Subsystems. Im Hinblick auf die Variation, die wir in einem Subsystem wie einem Soziolekt beobachten, treten nicht nur außersprachliche, sondern auch innersprachliche Variablen auf. Der Parameterraum muss deshalb erweitert werden um linguistische Parameter (z.B. phonetische Kontextbedingungen). Über den Parameterraum wird ein Subsystem (z.B. soziolektale Varietät) aus dem übergeordneten System (Sprachsystem) extrahiert. Die Menge aller möglichen Varianten bilden einen Variationsraum, dessen faktische

Konfiguration von den wirkenden Parametern abhängt; die Wirkungen werden »gemessen« über statistische Zusammenhänge.

Fassen wir zusammen: In der Variationslinguistik stellt sich die sprachliche Struktur als eine Anordnung von sprachlichen Elementen dar, die selbst variabel sind. Teilstrukturen stehen in funktionalen Zusammenhängen von über- und untergeordneten Strukturen, bilden Strukturen in der Struktur. Aufgrund der Komplexität des strukturellen Zusammenhanges können nicht alle Faktorenzusammenhänge des Sprachsystems erfasst werden, sondern nur solche, die in einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten und die im Systemvergleich als kleinste gemeinsame Nenner in Erscheinung treten. Deshalb werden spezifische linguistische Elemente isoliert und quantifiziert. Über die Quantifizierung wird die variable Struktur invarianter Elemente in das Sprachsystem integriert. Variabilität ist hierbei nicht als willkürlicher Zufallsprozess zu verstehen, sondern als systematischer Aspekt der sprachlichen Struktur.

I-2.3 Ethnografie der Kommunikation und interaktionale Soziolinguistik

Die Sprache ist ein soziales Phänomen. (Claude Lévi-Strauss 1992: 69 [frz. 1958])

Die ethnografische Perspektive in der Soziolinguistik ist ganz wesentlich geprägt von Dell Hymes (s. biografische Info), dessen Ansatz als **Ethnografie des Sprechens** bekannt ist und für den sich als Forschungsparadigma der erweiterte Begriff **Ethnografie der Kommunikation** etabliert hat (s. Saville-Troike 1982). Die Ethnografie des Sprechens beschäftigt sich »mit den Situationen und Gebrauchsweisen, den Mustern und Funktionen des Sprechens als einer gesellschaftlichen Aktivität aus eigenem Recht.« (Hymes 1979: 33) Im Fokus des Interesses und der Analysen stehen Kommunikationssituationen, »Sprechmuster in besonderen Situationen natürlichen Vorkommens« (ebd.: 40). Somit rücken Gebrauchskontexte in das Zentrum der Sprachbetrachtung, wie es bereits Wittgenstein (vgl. Kap. I-1.2) in sprachphilosophischer Perspektive getan hat. Bei Hymes kommt aber eine zweite Perspektive hinzu, nämlich eine kulturvergleichende, nach der ethnisch verschiedene Sprechergruppen in unterschiedlichen Kontexten untersucht werden. Die Bedeutung des kulturellen Kontextes wollen wir an einem Gedankenexperiment verdeutlichen. Stellen Sie sich vor, ein junger Mann hat einem Schäfer mehrere Schafe gestohlen und es kommt zur Anklage und schließlich zur Verhandlung am Amtsgericht. Der Richter sagt zu ihm:

Warum tust du so etwas: Schafe stehlen? Warum arbeitest du nicht? Du bist ein Mann und nicht eine Frau. Warum hast du keine Arbeit? Du bist jung genug. [...] Das ist nicht das erste Mal, dass du Schafe gestohlen hast. Du hast schon oft gestohlen. Du hast Schafe gestohlen. Du hast Hühner gestohlen. Du hast Kartoffeln gestohlen. Du hast Kohl gestohlen. Du stiehlest alles. Das Einzige, was du Leuten nicht wegnimmst, sind ihre Hoden – die isst du nur.

Eine solche Ansprache eines Richters vor einem deutschen Gericht ist undenkbar. Dem fiktiven Beispiel liegt ein Gesprächsausschnitt zugrunde eines Gerichtsdiskurses aus Chiapas (Mexiko) in der Sprache Tzotzil, eine von ca. 350 000 Menschen gesprochene Maya-Sprache (Gossen 1985, vgl. Dürr/Schlobinski 2021: 261). In dem Tzotzil-Gespräch stehen Tatumstände und Täter von vornherein fest. Ein wichtiger Aspekt des Diskurses liegt in der öffentlichen Beschämung des Täters, was nach Meinung vieler Angehöriger dieser Sprachgemeinschaft einen wesentlichen Teil der Strafe ausmacht. Der Richter, eine der einheimischen Autoritäten, inszeniert die öffentliche Beschämung des Diebes, der mittels emphatischer Sprechakte erfolgt, deren Abfolge stark strukturiert ist. Die Sprechakte sind syntaktisch parallelisiert und haben die Funktion der Intensivierung. Die Repetition kulminiert in der Anspielung auf den oral-genitalen Bereich, wodurch der Täter metaphorisch auf die Stufe eines Tieres gestellt wird. Entscheidend ist hier nicht

die Beweisführung, sondern die moralische Verurteilung der Tat vor der Öffentlichkeit. Am Ende wurde der Täter zu einer Woche Gefängnis und zu 300 Pesos Geldstrafe verurteilt.

Die Ethnografie des Sprechens/der Kommunikation steht in der Tradition der Anthropologie und anthropologischen Linguistik und ist mit bedeutenden Forschern wie dem Sozialanthropologen Bronislaw Malinowski (1848–1942) und den Ethnolinguisten Franz Boas (1858–1942) und Edward Sapir (1848–1939) verbunden. Bei der Untersuchung sprachlicher Strukturen aus ethnografischer Perspektive spielt die Einbeziehung des Kontextes eine zentrale Rolle, wobei Kontext nicht nur den sprachlichen Kontext und engeren situativen Kontext umfasst, sondern auch «facial expression, gesture, bodily activities, the whole group of people present during an exchange of utterances and the part of the environment in which these people are engaged.» (Malinowski 1935: 22) Die Analyse sprachlicher Strukturen erfolgt also in Bezug auf Verhaltenssituationen, und eine zentrale Fragestellung im Rahmen soziolinguistischer Analysen lautet, welche »**Sprechmuster** in welchen gesellschaftlichen Kontexten verfügbar sind, und auch wie, wo und wann sie ins Spiel kommen« (Hymes 1979: 40). Sprechmuster sind die Realisierung spezifischer kommunikativer Ereignisse, die als **Sprechereignisse** (SE) bezeichnet werden. Ein Sprechereignis beinhaltet verschiedene grundlegende, als heuristischen Ausgangspunkt dienende Faktoren, nach denen Sprechereignisse empirisch identifiziert werden können und die auf Jakobson (1979: 88) zurückgehen: Sender/-in bzw. Sprecher/-in, Adressat/-in bzw. Hörer/-in, Form der Mitteilung, Übertragungskanal für die Mitteilung, Kode, Inhalt der Mitteilung und situativer Kontext. Den Komponenten des Sprechereignisses entsprechen sieben **Sprachfunktionen**⁵ (Tab. 2-2).

Komponente	Funktion
Sender(in)/Sprecher(in)	expressive (emotive)
Adressat(in)/Hörer(in)	direktive (konative, pragmatische, rhetorische, persuasive)
Form der Mitteilung	poetische
Übertragungskanal für die Mitteilung	Kontakt
Kode	metasprachliche
Inhalt der Mitteilung	Darstellung bzw. Referenz
situativer Kontext	kontextuelle (situationsbezogene)

Tab. 2-2: Komponenten und Funktionen des Sprechereignisses (Hymes 1979: 49–59)

⁵ Hymes knüpft hier an die berühmten Jakobson'schen Sprachfunktionen an. Jakobson (1979) unterscheidet die *referenzielle*, *emotive*, *poetische*, *konative (appellative)*, *phatische* und *metasprachliche Sprachfunktion*.

Die Komponenten eines Sprechereignisses sind im sog. **SPEAKING-Modell** zusammengefasst (Tab. 2-3).

Faktor	Inhalt
Setting & Scene	«Setting refers to the time and place of a speech act and, in general, to the physical circumstances.» (Hymes 1972a: 55)
Participants	Teilnehmerrollen an einem SE: Sprecher(in)/Hörer(in), Zuhörer-schaft.
Ends	Ziele, Zwecke, Folgen eines SEs.
Act Sequence	Form, Struktur und Ordnung von Sprechhandlungen, die ein SE konstituieren.
Key	›Keys‹, Schlüsselsignale, die auf ›tone‹, ›manner‹ oder ›spirit‹ eines SEs verweisen, auch nonverbale wie Gesten.
Instrumentalities	Kommunikationskanal/-modus: gesprochen vs. schriftlich, digital vs. analog, formell vs. informell etc.
Norms	Die im SE geltenden Normen, die das Sprachverhalten der Teilneh-menden bestimmen.
Genre	Die Art, der Typ des SEs.

Tab. 2-3: SPEAKING-Modell nach Hymes (1972a) [SE = Sprechereignis]

Sprechereignisse sind z.B. Verkaufsgespräche, Gremiendiskussionen, Erzählungen, Predigten, Vorlesungen, Talkshows usw. analysieren wir ein spezielles Kauf-Verkaufs-Gespräch (Bsp. (5) aus Schlobinski 1982: 226–234) und wenden das SPEAKING-Modell an (zu den Verschriftungskonventionen s. Dürr/Schlobinski 2021: 10). Die Daten wurden durch *teilnehmende Beobachtung* erhoben, die zentrale Erhebungsmethode im Rahmen der Ethnografie des Sprechens/der Kommunikation (vgl. Kap. I-3.2).

(5) Verkaufsdiskurs

- 1 V: schaut her! diese kette (.) verliert (.) verliert (.) ich will es euch beweisen
- 2 (.) rückt das mal ran, dass a mal e weng platz habt, schaut her! verliert auf
- 3 der oberfläche nicht die farbe ((reibt eine kette an der oberkante eines
- 4 Glaskruges)) ich mach's ihm vor (.) das kann ich machen 'n halbe stunde.
- 5 es geht nich runter (.) aber nich weil es teuer is oder weil es gold is oder
- 6 wertvoll. sondern weil die oberfläche in der schweiz der firma prestige mit
- 7 einem lack geschützt wird, und es bleibt immer (.) da kann man nur noch
- 8 sagen (.) gold is very good for love and leid, es bleibt immer schön (.)
- 9 immer! und diese kette ist fünfundsechzig fünfundsiebzig fünfundachtzig
- 10 lang (.) und jetzt sagen wir einmal die preise die sie in allen (.) allen allen
- 11 kaufhäusern regulär bezahlen, (.) ((zeigt einzelne ketten)) zwanzig mark
- 12 in vergoldet (.) fünfzwanzig mark in vergoldet (.) sind fünfundvierzig und

13 dreißig mark in vergoldet sind fünfundsiebzig (.) und das ist nicht teuer
 14 weil ein plastikpapagei so groß mit zwei federn dran der kost' auch
 15 fünfzehn 's stück, gellizi frau meier? und bei mir (.) das kost' in einer
 16 werbeaktion für diese firma nicht fürs wertheim und nicht für schmuck
 17 (.) und ich verkaufe auch keinen schmuck, ich werbe für die firma
 18 prestige die das in lugano herstellt, für modeschmuck aus der schweiz (.)
 19 der nicht schwarz wird, schön bleibt das ist der grund (.) zwei mal sechs
 20 tage (.) heute mittag um eins is beendet (.) eins zwei drei (.) und jetzt mach
 21 ich etwas ganz verrücktes (.) mach ich ein werbeaktion (.) ich geb euch
 22 jetzt was für dreißig mark, wenn's euch gefällt (.) da könnt ihr laufen von
 23 hibbesau bis appenzell von berlin bis auf'n kurfürstendamm, da habt ihr's
 24 nich so weit (.) das gibt's bei mir nur bis um elf (.) ich sage (.) meine damen
 25 meine herren! (.) in vergoldet kostet regulär zehn prozent mehr, das heißt
 26 es gibt normal einen weniger (.) ich sage eins zwei drei für dreißig mark
 52 **K1**: moment ma'! gold oder silber?
 53 **V**: gold hebt den teint gold spart make-up (.) silber ist gut gegen
 54 haarausfall und tut der mutti gut wenn's ihr der vater schenken tut (.)
 55 **K1**: ja ja (denn er hat so viel haare)
 56 **V**: ich bin doch immer so, das is doch meine ostfriesische art, da dürfen sich
 57 nichts bei denken (.) eins zwei dreimal?
 58 **K1**: was nehm wa? silber.
 59 **V**: dann gibt's saturnring teil nummer vier (.) teil nummer vier
 60 **K1**: ()
 61 **V**: dann gibt's weiße perle teil nummer fünf (.) dann gibt's bergkristall erst
 62 den schwarzen onyx und einen bergkristall (.) nun haben wir wieder
 63 komplett dasselbe programm (.) eins zwei drei vier fünf sechs sieben mal
 64 sterling versilbert, anlaufgeschützt für dreißig (.) sind sie damit zu-
 65 frieden?
 66 **K1**: ja gel, bleibt immer schön, wird nicht schwarz, läuft nicht an, wird nicht
 67 grau wird nicht grün, gibt keinen schwarzen hals und keinen schlechten
 68 charakter, zwei schokolädle kriegt ihr von mir.
 69 **K2**: och och!
 70 **V**: frohe weihnachten (.) aus der schweiz ist die schokolade
 71 **K3**: wünsch ich auch
 72 **V**: und zwanzig in bar, ich danke ihnen
 73 **K4**: einmal in gold
 74 **V**: in gold oder silber? da hab ich ja nochmal (.) it is very good for love
 75 and leid (.) one two three for five six seven wo ist meine frau gebleven?
 76 thirty marks completed und wenn nit wollscht dann wollscht nüt (.) und
 77 jetzt gib's zwei schokolädle, thank you very much, sleep you very well in
 78 your very nice hotel (.) und denn gib's aber fünfzig und siebzig in bar (.)
 79 danke (.) und wer ist der nächste? ganz ehrlich, gold oder silber, selber
 80 **K4**: schönen dank
 [...]

85 the white pearl for the white heart (.) ((zu K6)) do you speak english?
 86 ((K6 schüttelt den Kopf)) no?

87 **K6**: ((lacht)) no
 88 **V**: parlez-vous français?
 89 **K6**: un ()
 90 **V**: >ah oui je ne parle pas très bien le français monsieur, regardez pour la
 91 demonstration<
 92 **K6**: vous parlez (des perles) ((lacht))
 93 **V**: s'il vous plaît und deux trois quatre cinq six eins zwei drei vier fünf sechs
 94 un la perle blanche (.) un la onyx und un la cristalle und dann kost' das
 95 jamais oxydation s'il vous plaît (.) eins zwei drei vier fünf sechs sieben
 96 mal für dreißig, dreißig mark komplett, trente mark complet (.) bleibt
 97 schön, eine schokolade für die hochzeitsnacht eine für die ehesecheidung
 98 danke schön, merci und dann gibt's noch mal zwanzig in bar [...] gold oder sülber?

S	Berlin-Charlottenburg, 15.11.1980, Kaufhaus des Westens (KaDeWe). Die Verkäuferin (V) hat einen speziellen Stand in der Schmuckabteilung, wo sie Modeschmuck aus der Schweiz anpreist.
P	Verkäuferin (V), aktuelle und potenzielle Kunden (K).
E	Verkauf von Modeschmuck.
A	In erster Linie werden in längeren, immer wiederkehrenden diskursiven Versatzstücken die Zuhörerschaft zum Kauf animiert. Der Kauf-Verkauf-Akt erfolgt eher nebenbei. Die Interaktionsregeln sind durch den institutionellen Zweck festgelegt. Die längeren, monologischen Passagen der Verkäuferin sind dadurch bedingt, dass die vorbeiströmenden Besucher/-innen zunächst zum Anhalten bewegt werden müssen.
K	Lautstärkevariationen, gestische Handlungen, Sprachwechsel, Witz.
I	Gesprochensprachlich, gehobene Umgangssprache mit sprachlichen Variationen.
N	Die Normen sind institutionell festgelegt durch die Rahmenbedingungen, die im Kaufhaus gelten, und der Zweckorientierung.
G	Verkaufsdiskurs.

Tab. 2-4: Anwendung des SPEAKING-Modells auf Beispiel (1)

Der obige Gesprächsausschnitt stellt einen kompletten Diskurszyklus dar. Unter einem Diskurszyklus wollen wir die systematische Abfolge von rekurrenten, funktional permutablen und rekursiven Diskurssegmenten innerhalb einer Diskurseinheit verstehen. Zu Beginn eines jeden Diskurszyklus lenkt die Verkäuferin, deren Beruf treffend als Propagandistin bezeichnet wird, die Aufmerksamkeit auf sich: »schaut her ...« (Z. 1), wobei parallel oder direkt im Anschluss eine Handlung vollzogen wird, indem eine Kette an der Oberkante eines Glaskruges gerieben wird, in welchem sich kleine Schokoladentafeln befinden. Durch die Fokussierung auf die Verkäuferin soll die vorbeiströmende Kundschaft zunächst zum Stehenbleiben bewegt werden. Es folgt dann die diskursive Einbindungsarbeit und anschließend bzw. parallel der Verkauf des Modeschmucks. Interessant ist nun die komplexe

sprachliche Variation, das sprachliche ›Outfit‹, mit dem die Propagandistin ihren Schmuck (mit großem Erfolg) anpreist.

Die normale Sprachlage der Verkäuferin ist eine gehobene, standardnahe Umgangssprache. Im Diskurs treten nun eine Reihe von strukturellen Merkmalen auf, die in diesem Diskurs spezifische Funktionen erfüllen. Einige hauptsächliche Merkmale wollen wir nennen: (1) Sprachwechsel (Codeswitching/Codeshifting, mehr dazu später): (i) Alemannisch: »schokolädle« (Z. 68), »wollschüt nüt« (Z. 76), »eweng« [əvɛŋ] (Z. 2), »gellizi« (Z. 15), (ii) Berlinisch: »Sülber« [zylbe] (Z. 98), (iii) Englisch: z.B. »thirty marks completed« (Z. 76), (iv) Französisch: z.B. »parlez-vous français« (Z. 88); (2) Sprüche: z.B. »silber ist gut gegen haarsausfall und tut der mutti gut wenns ihr der vati schenken tut« (Z. 53); (3) Reimformen (Variation eines Kinderreimes): »its very good for love and leid«, »one two three four five six seven wo ist meine frau gebleven? « (Z. 74); 4. Rhetorische Mittel wie das Zeugma: »gibt keinen schwarzen hals und keinen schlechten charakter« (Z. 67) oder der Gebrauch expositiver Äußerungen⁶: »ich sage ...« (Z. 26).

Die Wahl dieser hervorgehobenen Merkmale ist nicht zufällig, sondern gehört zum festen Repertoire der Sprecherin. Sie treten rekursiv auf und bilden Versatzstücke, die immer wieder in den Diskurs eingeblendet werden, und gehören zum strategischen, persuasiven Sprachverhalten der Verkäuferin. Ihre Funktion lässt sich nirgends besser ermitteln als beim Codeswitching-Phänomen in den Zeilen 85 ff. Der Wechsel hat hier die Funktion, die Aufmerksamkeit des Hörers zu steuern und den laufenden Diskurs sprachlich bunt zu gestalten. Obwohl die Sprachkompetenz der Sprecherin im Französischen offensichtlich eingeschränkt ist, wechselt sie regelmäßig ins Französische (und auch Englische), wobei grammatische Regularitäten verletzt werden. Entscheidend bei diesen Wechseln ist nicht das, was sie sagt, sondern die Tatsache, dass sie switcht. Für die sprachliche Performance ist also von entscheidender Bedeutung das Wie, die sprachliche Ausgestaltung, der Wechsel in andere Sprachen und Dialekte ebenso einschließt wie flotte Sprüche, Reimformen und vieles mehr. Die Verkaufssituation, in der die Sprecherin steht, kann als ein spezifisches Feld, als ein ›sprachlicher Markt‹ (Bourdieu 1977, Näheres hierzu in Kap. I-2.4) betrachtet werden, auf dem nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten kommuniziert werden muss, um bestimmte Ziele zu erreichen. Dies setzt die Kenntnis der erforderlichen linguistischen ›Marktgesetze‹ ebenso voraus wie die Kompetenz, nach diesen Gesetzen zu handeln. Der propagandistische Diskurs ist ein strategischer Diskurs, dessen Variationsbreite determiniert ist durch das sprachliche Repertoire der Verkäuferin, durch die sozialen Bedingungen, unter denen er stattfindet, und durch den konkreten Erwartungshorizont auf der Folie der Situationsdefinition. Zur Sprachkompetenz der

⁶ Expositive Äußerungen »machen klar, welchen Platz unserer Äußerungen in einer Unterhaltung oder Diskussion haben, wie wir unsere Worte gebrauchen, allgemein gesprochen, verdeutlichen sie« (Austin 1972: 167).

Propagandistin gehört nicht nur der adäquate Gebrauch grammatischer Regeln, sondern auch die Kenntnis der Anwendung sprachlicher Strukturen im Hinblick auf eine spezifische Situation, inwieweit bestimmte sprachliche Strukturen im Hinblick auf soziale Situationen akzeptabel sind. Für diese umfassende Kompetenz hat Hymes (1979) den Begriff **kommunikative Kompetenz** geprägt. Auf Sprecher/-innen bezogen ist die Aufgabe der ethnografischen Analyse nicht die Beschreibung der Sprachkompetenz im engeren Sinne (Chomsky), sondern die Beschreibung der kommunikativen Kompetenz von Sprechenden, die abhängig ist von Wissen und Gebrauch. Das Studium der kommunikativen Kompetenz bedeutet das Studium «of the variety of genres, narration, dance, drama, instrumental music, visual art, that interrelate with speech in the communicative life of society, and in terms of which the relative importance and meaning of speech and language must be assessed» (Hymes 1972b: 284). Das Ziel einer Theorie der Kompetenz ist, «to show the ways in which the systematically possible, the feasible, and the appropriate are linked to produce and interpret actually occurring cultural behaviour» (ebd.: 281). Dabei ist wichtig, wie die kommunikative Kompetenz von Sprechenden sich in Sprechergruppen darstellt und wie Sprechende gruppenspezifische Sprechstile entwickeln.

Dell Hymes (*07.06.1927 in Portland, †13.11.2009 in Charlottesville)

Dell Hymes hat wesentlich das Paradigma einer ethnografisch fundierten Soziolinguistik begründet. Seine Arbeiten sind stark beeinflusst von dem Ethnolinguisten Franz Boas (1858–1942) und dessen Schüler Edward Sapir (1884–1939). Seine Dissertation an der Indiana University 1955 war eine Grammatik des Kathlamet, einer Chinook-Sprache, gesprochen an der Grenze zwischen Washington und Oregon; Kathlamet war von Boas bereits Ende des 19. Jahrhunderts dokumentiert worden. Anschließend arbeitete Hymes an der Harvard University, der University of California und schließlich an der University of Pennsylvania.

Hymes' Ansatz ist unter den Stichworten *Ethnografie des Sprechens* bzw. *Ethnografie der Kommunikation* bekannt. Diese befasst sich mit den Gesprächspraktiken der Mitglieder einer Sprechgemeinschaft, mit ihren Alltagssprachlichen Mustern und Routinen in unterschiedlichen sozialen Kontexten. In seinen späteren Lebensjahren hat sich Hymes intensiv mit der Ethnopoetik beschäftigt.

Die verschiedenen Sprechmuster, denen regelhafte, systematische und rekurrente Sprechereignisse zugrunde liegen, können als **Sprechstile einer Gemeinschaft** begriffen werden. Sprechgemeinschaften unterscheiden sich nach Hymes (1979: 176 f.) »in Anzahl und Auswahl der für sich wichtigen Sprechstile«. Ein Sprechstil kann definiert werden »als ein geordnetes System tendenzieller Gebrauchspräferenzen (von Sprechern), die kontextgebunden und gefiltert durch diskursive Rahmensetzungen aus den verschiedensten Ebenen des

einzel sprachlichen Varietätenraumes Ausdrucksformen auswählen und diese mittels Kookkurrenzrestriktionen⁷ [...] zu einer spezifischen Stillage kombinieren« (Dittmar/Hädrich 1988: 118). Dabei können vier Ebenen unterschieden werden: (1) die Ebenen des sozialen Handelns (Intentionen, Handlungszwecke und -ziele); (2) diskursive Rahmensetzungen; (3) thematische Linien und konversationelle Muster sowie (4) die Ebene der sprachlichen Ausdrücke und ihrer Form, die durch Restriktionen konstituiert werden. Sprechstile, die an rekurrente Situationstypen gebunden sind, werden als **Register** bezeichnet (Hymes 1979: 177). Der Register-Begriff ist dann wesentlich konzeptualisiert worden von Michael Halliday (1925–2018) und ein Schlüsselbegriff seiner sozial-semiotischen Linguistik. Er versteht unter Register das, «what a person is speaking, determined by what he is doing at the time» (Halliday 1978: 110), wobei drei Faktoren eine Rolle spielen: «First, what is actually taking place; secondly, who is taking part; and thirdly, what a part the language is playing. These three variables, taken together, determine [...] the «register».» (Ebd.: 31)

Während die Ethnografie des Sprechens nach Hymes den sozialen Aspekt der Sprache in Sprechereignissen bzw. Kontexten in den Blick nimmt, präziserte und erweiterte John Gumperz (s. biografische Info) diese Sicht, indem er auf das wechselseitige sprachliche und nichtsprachliche Handeln fokussiert. Gumperz begründete damit die **Interaktionale Soziolinguistik**, in der die Interaktion als zentrale Determinante der Kommunikation fungiert, durch die soziale Kontexte erst hervorgebracht und ausgehandelt werden. Gumperz (1982: 130 ff.) spricht von **Kontextualisierung** und **Kontextualisierungshinweisen** («contextualization cues»). Kontextualisierung meint, dass durch den Gebrauch sprachlicher und nichtsprachlicher Zeichen soziale Situationsdefinitionen, Wissen, Handlungen und Identität ausgehandelt werden. Auer (1989: 24) bringt es auf den Punkt:

Unter Kontextualisierung wollen wir all jene Verfahren verstehen, mittels derer die Teilnehmer an einer Interaktion für Äußerungen Kontext konstituieren. Solche Verfahren stellen zwischen zwei essentiellen Bestandteilen eine Verbindung her: einem empirisch gegebenen (beobachtbaren) Datum, das der kontextualisierende Teilnehmer aus einem Zeichenvorrat sprachlicher oder nichtsprachlicher Art auswählt — dem Kontextualisierungshinweis (›contextualization cue‹) —, und einer Komponente des Hintergrundwissens.

Ein Kontextualisierungshinweis ist jedes «feature of linguistic form that contributes to the signaling of contextual presuppositions» (Gumperz 1982: 131). Kontextualisierungshinweise haben vielfältige linguistische Formen und gehören zum Repertoire der Gesprächsteilnehmer/-innen. «The code, dialect and style switching processes. Some of the prosodic phenomena [...] as well as choice among lexical

⁷ *Kookkurrenz* bezeichnet das Miteinandervorkommen von sprachlichen Elementen.

and syntactic options, formulaic expressions, conversational openings, closings, and sequencing strategies can have similar contextualization functions.» (Ebd.)

John Joseph Gumperz (*09.01.1922 als **Hans Josef Gumperz** in Hattingen, †29.03.2013 in Santa Barbara)

Gumperz emigrierte wegen seiner jüdischen Abstammung 1939 in die USA. Er graduierte zunächst in Chemie und wechselte dann zur Linguistik. An der University of Michigan promovierte er 1954, seine Dissertation lautete *The Swabian Dialect of Washtenaw County, Michigan*. Nach einem Forschungsaufenthalt in Indien folgte 1956 eine Anstellung an der University of California (Berkeley), wo er 1965 Professor für Anthropologie wurde.

Als Begründer der ›Interaktionalen Soziolinguistik‹ griff Gumperz zurück auf «a wide variety of analytic tools – among these, implicature, speech acts, frames, network, ethnicity, contextualization» (Brenz 2001: 875).

Codeswitching ist eines der sprachlichen Mittel, das eine Kontextualisierungsfunktion aufweist und beim mehrsprachigen Sprechen von Gumperz untersucht wurde (Blom/Gumperz 1972, Gumperz 1982: 59–99). *Konversationelles Codeswitching* bezeichnet den sprachlichen Wechsel von einem Satz kookkurrierender Regeln zu einem anderen (innerhalb eines Gesprächs oder eines Satzes einer Sprache) und kann definiert werden als «the juxtaposition within the same speech exchange of passages of speech belonging to two different grammatical systems or subsystems» (Gumperz 1982: 59, s. auch Bsp. 6,7). Auer (1984) unterscheidet ferner vom Codeswitching **Codeshifting** als »Gleiten auf dem Standard/Dialekt-Kontinuum« (Auer 1984: 119) sowie **Code-Fluktuation**, bei der »einzelne Parameter in verschiedener Richtung – ohne [...] erkennbare Systematik [variieren].« (Ebd.)

(6) *Satzinterner Wechsel* (niederrheinisches Platt – umgangssprachliches Deutsch)

Tu mich enns dat Buch aus'm Schrank.

(7) *Wechsel zwischen Redezügen (Turns)*

A: C'est juste un petit micro, il y a une clip tu peux mettre sur ton gilet là. (Das ist nur ein kleines Mikro, da ist eine Schnur, und du kannst es am Pullover festmachen.)

B: I'm a star. (Poplack 1989: 68)

In Beispiel (1) haben wir deutlich gemacht, dass in den vorliegenden Switch-Phänomenen die Intention der Sprecherin ebenso zum Ausdruck kommt wie die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen der spezifischen sozialen Situation. In

der Interaktionalen Soziolinguistik werden Diskurse als soziale Interaktionen gesehen, in denen in der sprachlichen Interaktion soziale Strukturen hergestellt, ausgehandelt und aufrechterhalten werden. Werfen wir einen Blick auf eine alltäglich häufig auftretende interpersonale Kommunikation zwischen einer Sprecherin S1 und einem Sprecher S2 (Bsp. 8), auf ein Begrüßungsmuster:

(8) *Begrüßung*

S1: Guten Tag.

S2: Guten Tag.

Es liegt eine Zweierstruktur vor, die über einen Sprecherwechsel hinweg operiert. Die erste Gesprächssequenz (Gruß) erfordert normalerweise einen Gegengruß. Man spricht in diesem Fall von *konditioneller Relevanz*. Damit ist gemeint, dass auf die initiative Äußerung eine Folgeäußerung erwartbar ist, die Äußerung seitens S1 bewirkt eine Äußerung von S2. Und: Wenn der zweite Teil nicht realisiert ist, «it can be seen to be officially absent» (Schegloff 1972: 364). Der Leser/die Leserin möge ein Experiment wagen und auf einen Gruß nicht reagieren. Der/die Grüßende hat damit »einen Grund, daraus Schlüsse über den Gegrüßten zu ziehen (physisch oder interaktional abwesend; hochnäsiger; beleidigend), womit der Gegrüßte rechnen muß, wenn er den Gegengruß absichtlich unterläßt.« (Knuf/Schmitz 1980: 70).

Solche Zweierstrukturen wie in (4) nennt man **adjacency pairs**. Begrüßungen sind in hohem Maße ritualisiert; in dem Beispiel ist selbst die sprachliche Form beider Äußerungen identisch und sie sind stark stereotypisiert. Stellen wir uns bei Beispiel (4) vor, die befreundeten Personen S1 und S2 treffen sich auf der Straße, S1 grüßt und S2 erwidert den Gruß. Die Abfolge der Einzelhandlungen könnte auch umgekehrt erfolgen: S2 grüßt zuerst und S1 grüßt anschließend zurück. Die Sprechhandlungen sind kommutativ. Anders bei einem Frage-Antwort-Paar: In diesem Fall ist die Ordnung der Handlungen normalerweise zwingend gegeben, eine Antworthandlung geht einer Fragehandlung nicht voraus. Wenn es eine Rolle spielt, welche Handlung zuerst ausgeführt wird, dann sind die Handlungen nicht kommutativ. Wir wollen dies das *Prinzip der Nichtkommutativität* nennen. Nun stellen wir uns (4) in einem anderen Kontext vor: S2 betritt das Büro von S1, die an ihrem Schreibtisch sitzt. Wer grüßt zuerst? Grundsätzlich grüßt zuerst, wer einen Raum betritt. Das Prinzip der Nichtkommutativität gilt auch bei sozialen Statusunterschieden. Nehmen wir an, S2, der Präsident der Leibniz Universität Hannover, trifft im Gang seines Dienstgebäudes auf S1, eine Mitarbeiterin. Hier gilt grundsätzlich, dass die Rangniedere den Ranghöheren zuerst zu grüßen hat. Sozialer Kontext, sozialer Status/soziale Rolle sind aus soziolinguistischer Perspektive zentrale Faktoren, die das Grußverhalten bestimmen. Im Japanischen gibt es ein differenziertes Höflichkeits-/Respektverhalten, das sich im grammatischen System

und bei Begrüßungen im nonverbalen Verhalten (Verbeugungen) niederschlägt. So würde S2 in Japan den Universitätspräsidenten mit »sensei« oder »[Name] sensei« anreden und sich als Rangniedere stärker verbeugen.

Fassen wir zusammen: In der Ethnografie der Kommunikation und der Interaktionalen Soziolinguistik stehen soziale Situationen (Sprechereignisse) im Fokus, in denen der Sprachgebrauch ein die soziale Struktur hervorbringender Bestandteil ist. Die allgemeine Ausgangsfrage der Ethnografie der Kommunikation lautet: «What does a speaker need to know to communicate appropriately within a particular speech community [...]?» (Saville-Troike 1982: 2), wobei Sprechereignisse und somit Kontextbedingungen in das Zentrum der Analyse rücken. Die Interaktionale Soziolinguistik erweitert die Kontextfunktion zu einem Modell der Kontextualisierung, in dem die kommunikativen Vorgänge »sprachlicher und nichtsprachlicher Art als integrierte Bestandteile sozialer Situationen und Mittel der Hervorbringung und Aufrechterhaltung sozialer Strukturen betrachtet« (Knoblauch 1991: 447) wird.

I-2.4 Soziologie der Sprache

Als **Soziologie der Sprache** oder **Sprachsoziologie** wird in den 1970er-Jahren eine »politisch relevante Wissenschaft« (Kjolseth 1971: 14) verstanden, die zusammengefasst werden kann als ein »integrierter, interdisziplinärer, methodenpluralistischer und Mehrebenen-Ansatz zur Untersuchung von natürlichem, in Sequenzen ablaufendem Sprachverhalten in sozialen Zusammenhängen« (ebd.: 21). Das Zitat macht deutlich, dass unter dem Dach der Soziologie der Sprache ein breites Spektrum von Ansätzen versammelt ist. Wegbereiter der Soziologie der Sprache war Joshua Fishman (s. biografische Info). Nach seinem Ansatz untersucht die Soziologie der Sprache die

Wechselwirkungen zwischen folgenden Aspekten des menschlichen Verhaltens: dem Gebrauch der Sprache und dem sozial organisierten System des Verhaltens. [...] Sie schließt nicht nur den Gebrauch der Sprache als solchen ein, sondern auch Einstellungen gegenüber Sprache und offenliegende Verhaltensweisen gegenüber Sprache und Sprechen. (Fishman 1975: 13)

Fishman differenziert weiter in die *deskriptive* und *dynamische Soziologie der Sprache*. Erstere hat zum Ziel die Beschreibung der Strukturen des allgemein akzeptierten Sprachgebrauchs, das sprachliche Verhalten und die Einstellungen gegenüber Sprache. Die Ausgangsfrage lautet: »Wann und zu welchem Zweck spricht (oder schreibt) wer welche Sprache (oder welche Sprachvarietät) mit wem (an wen)?« (Ebd.: 15) Demgegenüber will die dynamische Soziologie der Sprache die Frage beantworten, woher der »unterschiedliche Veränderungsgrad im sozialen System des Sprachgebrauchs und des Verhaltens gegenüber der Sprache [kommt]. [...] Weiter will sie auch erklären, warum und auf welche Weise aus sozialen Netzwerken oder Gemeinschaften, die einander einmal ähnlich waren, völlig verschiedene Verhaltensmuster gegenüber der Sprache entstehen können.« (Ebd.)

Joshua Fishman (*18.07.1926 in Philadelphia, Pennsylvania, †01.03.2015)

Fishman wuchs in Philadelphia auf, an der Orney High School lernte er Jiddisch. Von 1944 bis 1948 studierte er Geschichte und Psychologie, wo er mit einem Bachelor- und Master-Degree abschloss. Sein erster Beitrag erschien 1947 in jiddischer Sprache. 1951 wurde er vom Jewish Education Committee of New York angestellt, zwei Jahre später promovierte er in Sozialpsychologie mit der Dissertation *Negative Stereotypes Concerning Americans Among American Born Children Receiving Various Types of Minority Group Education*. 1958 wurde er Associate Professor für Psychologie und zwei Jahre später Professor für Psychologie und Soziologie an der Yeshiva University in New York.

Fishman gilt als Begründer der *Soziologie der Sprache*. Er publizierte über 1000 Beiträge und Bücher zu den Themen Multilingualismus, bilinguale Erziehung, Jiddisch, Sprachplanung, Sprache und Nationalismus, Sprache und Religion, Sprache und Identität, Sprachsoziologie.

Zwei zentrale Konzepte und Untersuchungsgegenstände im Fishman'schen Paradigma sind *Domänen* (engl. *domains*) und *Diglossie*. **Domänen** des Sprachgebrauchs oder der Sprachwahl sind »gesellschaftliche Konstrukte, die durch sorgfältige Analyse und Zusammenfassung offensichtlich kongruenter Situationen ableitbar sind« (Fishman 1975: 50). Domänen bestimmen die Sprachwahl oder Wahl

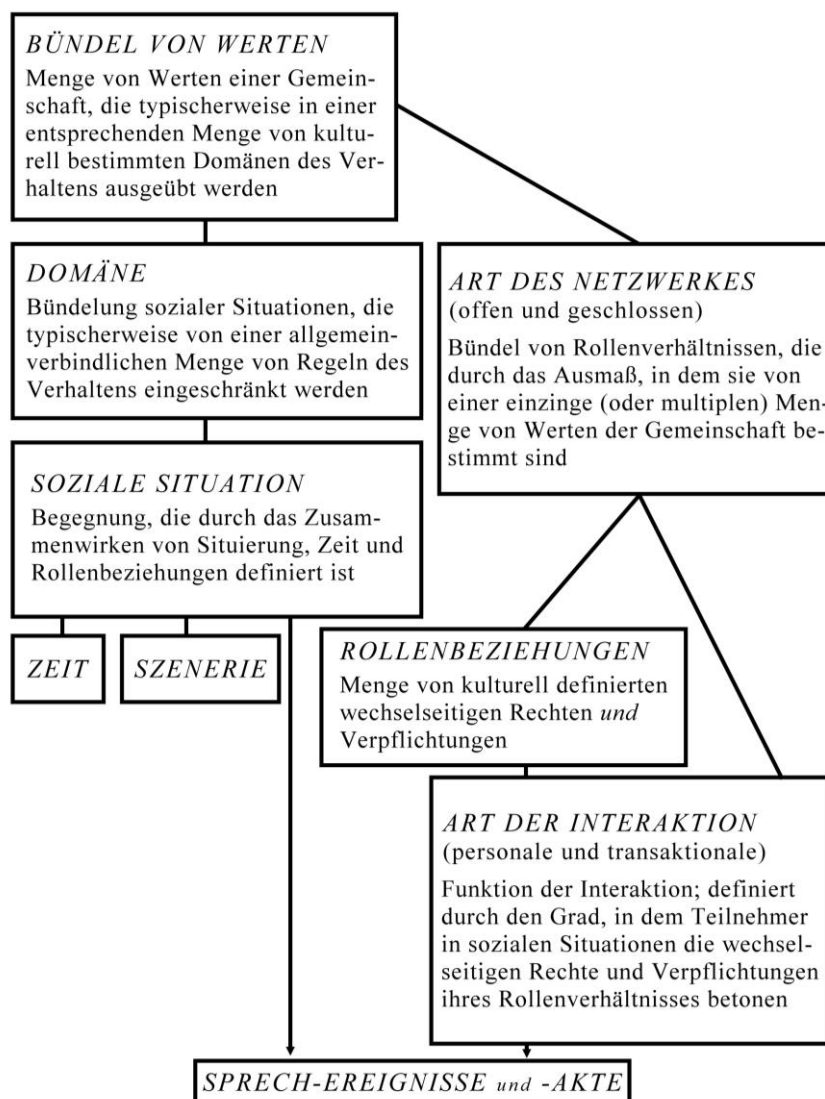


Abb. 2-4: Schnittstelle Mikro- und Makroebene (Fishman 1975: 60)

einer Varietät und Beispiele hierfür sind Schule, Kirche, Berufs- und Arbeitswelt, Regierung (vgl. ebd.). Sie bilden die Schnittstelle zwischen der **makro- und mikro-soziolinguistischen** Ebene (vgl. Abb. 2-4), in der in Form eines Flussdiagramms ausgehend von einem Wertebündel einer Gesellschaft über die Domänen und sozialen Situationen einerseits und sozialen Netzwerke und Rollenbeziehungen andererseits auf die konkreten Sprechereignisse (vgl. Kap. I-2.3) und Sprechhandlungen fokussiert wird.

Der Gegenstand der ›sorgfältigen Analyse‹ im Hinblick auf Domänen und makro- und mikrosoziolinguistische Aspekte war zuerst die Sprachwahl in bilingualen Gemeinschaften, die funktionale Zweisprachigkeit nach zwei (oder mehr) unterschiedlich bewerteten Varietäten. Fishman knüpft hier an das Konzept der **Diglossie** von Charles Albert Ferguson (1921–1998) an und erweitert dieses. Ferguson (1959: 336) definiert Diglossie wie folgt:

Diglossia is a relatively stable language situation in which, in addition to the primary dialects of the language (which may include a standard or regional standards), there is a very divergent, highly codified (often grammatically more complex) superposed variety, the vehicle of a large and respected body of written literature, either of an earlier period or in another speech community, which is learned largely by formal education and is used for most written and formal spoken purposes but is not used by any sector of the community for ordinary conversation.

Diglossische Situationen und domänenspezifische Verwendung hängen insofern zusammen, als die Varietätenwahl nach Domänen erfolgt. Ein Beispiel ist das Alt-/Hocharabische vs. neuarabische Varietäten. Das Klassisch- oder Hocharabisch (arab. ›Fuṣḥā‹) ist ein alter Sprachtyp, der im Koran und in religiösen Kontexten, aber auch in der Literatur, in Fernsehnachrichten und Zeitungen gebraucht wird. Das Hocharabische ist positiv konnotiert und verweist auf hohe Bildung. Die neuarabischen Varietäten umfassen das moderne Hocharabisch und Dialekte, die in vielen Alltagssituationen gebraucht werden. Das Altarabische kann als **H-Varietät**, das Neuarabische (als die Summe der neuarabischen Varietäten) als **L-Varietät** bezeichnet werden. Diese Klassifikation geht auf Ferguson (1959: 327) zurück: «For convenience of reference the superposed variety in diglossia will be called the H (›high‹) variety or simply H, and the regional dialects will be called L (›low‹) varieties or, collectively, simply L.» Problematisch ist, das H und L, wenn auch von Ferguson nicht so gemeint, »Werturteile suggerieren können« (Kremnitz 2004: 159). Die Wahl von H und L, von Alt- und Neuarabisch, Schweizer Hochdeutsch und Schweizerdeutsch oder Französisch und Créole auf Haiti wird durch Domänen bestimmt, die nach sozialen Strukturen der Sprachgemeinschaft und kulturellen Faktoren variieren.

Allerdings sind für Fishman Domänen nur ein Bedingungsfaktor für die Varietätenwahl in diglossischen und anderen Situationen und er betrachtet jede

Sprachgemeinschaft, in denen Varietäten funktional unterschiedlich verwendet werden, als diglossisch – die genetische Verwandtschaft von Sprachen ist nunmehr keine notwendige Bedingung mehr für das Diglossiekonzept. Und: Domänen decken eine Verbindung auf zwischen der Mikro- und der Makroebene der Soziologie der Sprache. Wenn eine bzw. ein Forscher/-in feststellt, so sein Beispiel (Fishman 1975: 51), dass im Unterricht in Bildungsinstitutionen eine H-Varietät gesprochen wird, so kann er oder sie vermuten, dass die über kongruente Situationen hinweg stattfindende H-Varietätenwahl einer einzigen Domäne (Bildungssystem) angehört. Wenn außerhalb dieser Domäne in vielen inkongruenten Situationen der Gebrauch der L-Varietät beobachtet wird, dann stützt dies die aufgestellte Hypothese. Wenn dann Informanten bestätigen, dass die vorhergesagte Varietät »in allen Beispielen, die er sich von seinem Verständnis der ›Domäne der Erziehung‹ her ausdenken kann, angemessener wäre und sie ihm andererseits erklären, diese [...] Varietät wäre nicht angemessen für Beispiele, die er aus einer kontrastierenden Domäne ableitet, dann ist damit dieses Konstrukt als ebenso brauchbar validiert.« (Ebd.: 51). Während die Beobachtung an Sprechereignissen, konkreten Äußerungen/Sprechhandlungen gemacht werden, sind die Domänen Konstrukte, die nach Fishman genauso real sind wie die sozialen Institutionen einer Sprachgemeinschaft und sie sind »für die auf Makroebene stattfindende (d.h. auf die ganze Gemeinschaft bezogene) funktionelle Beschreibung der gesellschaftlich strukturierten Variation der ›Rede‹« (ebd.) relevant.

Während die Soziologie der Sprache amerikanischer Prägung nicht als ein enges Forschungsparadigma begriffen werden kann, sondern vielfältige Ansätze und Fragestellungen umfasst, nimmt der französische Soziologe und Sozialphilosoph Pierre Bourdieu (s. biografische Info) eine enge soziologische Perspektive ein. Bourdieu begreift Sprache als ein Instrument des Handelns und der Macht und behandelt dies in verschiedenen Schriften ausführlich. Eingebunden ist das Konzept von Sprache und Macht in ein Sprachkonzept, in welchem Sprache soziohistorisch und in Kontrast zu rein strukturalistischen oder generativen Ansätzen (Chomsky) begriffen wird. Bourdieu argumentiert einerseits ähnlich wie Dell Hymes (vgl. Kap. 1-2.3), insofern (1) strukturalistische und ethnologische Ansätze integriert sind, (2) der Kompetenzbegriff erweitert wird und (3) der Gebrauchskontext eine zentrale Rolle spielt. Allerdings führt Bourdieu soziologische/wirtschaftswissenschaftliche Begriffe (vor dem Hintergrund marxistischer Ansätze) wie Markt, Ökonomie, Kapital ein und wendet diese (auch) auf Sprache an.

Pierre Bourdieu (*01.08.1930 in Denguin, †23.01.2002 in Paris)

Aus einfachen Verhältnissen kommend studierte er an der prestigereichen ›Ecole normale supérieure‹ im Hauptfach Philosophie und erhielt 1954 die ›Agrégation‹. Von 1958 bis 1960 führte er Feldforschungen zu der Kultur der Berber durch, die er

mit Unterbrechungen in den Folgejahren fortführte. Als Resultat entstand 1972 der *Entwurf zu einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyli-schen Gesellschaft* und sieben Jahre später erschien sein Hauptwerk *Die feinen Un-terschiede*.

Bourdieu war in seiner Zeit einer der bedeutendsten Intellektuellen Frankreichs, der seine soziologisch fundierten Einsichten in die politischen Auseinandersetzungen nach dem Motto ›Soziologie ist ein Kampfsport‹ einbrachte. Er solidarisierte sich mit Arbeiter(inne)n und prangerte die Folgen des Kapitalismus und Neoliberalismus an.

Wie Dell Hymes mit seinem Begriff der *kommunikativen Kompetenz* wendet sich Bourdieu gegen den Chomsky'schen Kompetenzbegriff und der Idee des/der ide-alen, nicht in sozialen Kontexten eingebetteten Sprechers/Sprecherin, und auch für Bourdieu hängt die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks von seiner sprach-lichen Form und dem Kontext ab. Das, was bei Hymes als *Kontext* gefasst wird, ist bei Bourdieu ein **sprachlicher Markt**, ein strukturiertes Feld, das aus Ressourcen besteht, deren Zugang über unterschiedliche Kapitalformen geregelt ist. Sprach-fähigkeit, sprachliche Kompetenz, ist definiert als die »Fähigkeit zur Erzeugung grammatisch richtiger Diskurse und, davon nicht zu trennen, als soziale Fähigkeit zur adäquaten Anwendung dieser Kompetenz in einer bestimmten Situation [...]; auf der anderen Seite [sind] die Strukturen des sprachlichen Marktes, die sich als ein System spezifischer Sanktionen und Zensurvorgänge durchsetzen.« (Bourdieu 2005: 41) Der sprachliche Markt ist durch Formen von Kapital charakterisiert und das *sprachliche Kapital* ist eine spezifische Form des kulturellen und sozialen Kapi-tals, das in der Regel in ökonomisches Kapital konvertierbar ist. Das Kapital, das entweder materiell oder inkorporiert (s.u.) akkumuliert ist, tritt in drei Basisfor-men auf, als ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital (Bourdieu 1983: 185 ff.). Das *ökonomische Kapital* ist unmittelbar und direkt in Geld konver-tierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in Form des Eigentums-rechtes.

Das *kulturelle Kapital* ist unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung von schu-lischen Titeln. Es existiert (1) in inkorporiertem Zustand, in dispositioneller Form des Organismus, (2) in objektiviertem Zustand, in Form von kulturellen Gütern und (3) in institutionalisiertem Zustand, in Form von zugewiesenen Titeln. Das **sprach-liche Kapital** kann als kulturelles Kapital auf entsprechenden Märkten eingesetzt und auch in ökonomisches Kapital konvertiert werden: Man kann »die Philosophie mit Saint-Éxupery, Teilhard de Chardin, gar Leprince-Ringuet gleichsetzen und sich gleichwohl auf der Höhe der aktuell höchstnotierten Märkte behaupten, den Emp-fängen, Kolloquien, Interviews, Debatten, Seminaren, Kommissionen, Komitees und was sonst noch alles. Vorausgesetzt nur, man besitzt die entsprechenden dis-tinktiven Merkmale: Statur, Haltung, angenehmes Äußeres, Auftreten, *Diktion und*

Aussprache, Umgangsform und Lebensart [...]« (Bourdieu 1982: 159; Hervorhebung durch den Verf.) Der Wert des kulturellen Kapitals wird über das sprachliche Kapital mitbestimmt, sprachliche Kompetenz ist insofern eine Instanz der kulturellen Kompetenz. Wer über eine spezifisch erworbene Sprachkompetenz verfügt, z.B. eine ›geschliffene Ausdrucksweise‹ in einer Welt von Soziolekt Sprecher(inne)n hat, »gewinnt aufgrund seiner Position in der Verteilungsstruktur des kulturellen Kapitals einen Seltenheitswert, aus dem sich viele Extraprofite ziehen lassen« (Bourdieu 1983: 187).

Institutionalisiertes Kulturkapital ist eine spezifische Form des kulturellen Kapitals, das per Zuweisung (z.B. Abitur durch Schule) ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz bildet und das *ex legis* einen konventionellen Wert überträgt. Vom Staat wird festgelegt und sanktioniert, in welcher Form und für welche Zwecke das kulturelle und somit auch das sprachliche Kapital ausgebildet sein müssen. Vice versa: Ein schulischer Titel wird zum Maßstab dafür, dass sein(e) Inhaber/-in über dieses oder jenes Sprachkapital (z.B. Englischkenntnisse) verfügt. Institutionalisierung und Sanktionierung sind zwei Seiten einer Medaille: Die Deutschzensur ist das Preisschild, mit dem die sprachliche und kulturelle Kompetenz einer Sprechenden/schreibenden Person etikettiert wird. Die Schule als sprachliche Normierungsinstanz, als institutionalisierte staatliche und gesellschaftliche Macht, entscheidet in hohem Maße darüber, welche sprachliche Kapitalien Voraussetzung zu einem spezifischen Grad der Monopolisierung sind. Bourdieu (1984) reflektiert diesen Zusammenhang auf der Folie von legitimer und illegitimer Sprache. **Legitime Sprache** wird von ihm verstanden als gesellschaftlich monopolisierte, durch institutionalisierte Mächte vermittelte Normsprache. »Sprecher ohne legitime Sprachkompetenz sind in Wirklichkeit von sozialen Welten, in denen diese Kompetenz vorausgesetzt wird, ausgeschlossen oder zum Schweigen verurteilt.« (Bourdieu 2015: 60) Und die »*legitime Sprachkompetenz* ist die einer autorisierten Person – einer ›Autorität‹ – statusbedingt zugeschriebene Fähigkeit, bei offiziellen (*formal*) Anlässen die legitime, das heißt offizielle Sprache (*formal*) zu benutzen, die autorisierte Sprache, die Autorität bedeutet, das beglaubigte und glaubwürdige oder, mit einem Wort, performative Wort, das (mit aller Aussicht auf Erfolg) Anspruch auf Wirkung erheben kann.« (Ebd.: 76; Hervorhebung durch den Verf.) An der legitimen Sprache werden abweichende Varietäten ins Verhältnis gesetzt und bemessen. Das Resultat der Messung hängt allerdings davon ab, welches soziale Kapital mit dieser oder jener Varietät verbunden ist.

Das *soziale Kapital* umfasst die »Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind« (Bourdieu 1983: 190). Bei den auf dem Sozialkapital beruhenden Beziehungen sind materielle und symbolische Aspekte, geografische, ökonomische und soziale Felder nicht zu trennen. Die Stellung des Individuums im Netz der

Austauschbeziehungen hängt von dem Umfang des ökonomischen und kulturellen Kapitals ab, das es und diejenigen besitzen, mit denen es in Beziehung steht, und davon, welche Beziehungen es tatsächlich mobilisieren kann. Das sprachliche Kapital ist insofern eine Form des sozialen Kapitals, als eine bestimmte Art des Sprechens auf deren Aneignungsweise hinweist und somit auf die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe oder einer sozialen Klasse. »Sprechen heißt, sich einen der Sprachstile anzueignen, die es bereits im Gebrauch und durch den Gebrauch gibt und die objektiv von ihrer Position in der Hierarchie der Sprachstile geprägt sind, deren Ordnung ein Abbild der Hierarchie der entsprechenden sozialen Gruppen ist.« (Bourdieu 2015: 60) Sprachliche Markierungen implizieren nach innen Anerkennung der Gruppenzugehörigkeit (Solidarität) oder die Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse, die die Gruppe/Klasse durch gegenseitiges Anerkennen reproduziert. Gleichzeitig wird nach außen die Grenze gezogen gegenüber anderen sozialen Klassen und Gruppen: »[L]es usages de la langue doivent *leur valeur proprement sociale* au fait qu'ils tendent à s'organiser en systèmes des différences (entre les variants prosodiques et articulatoires ou lexicologiques et syntaxiques) reproduisant le systèmes des différences sociales dans l'ordre symbolique *écarts différentiels*.« (Bourdieu 1984: 7)

Die Verschränkung sozialer und linguistischer Strukturen sind im sprachlichen Habitus auszumachen. Im **sprachlichen Habitus** sind jene Faktoren vereint (inkorporiert), die die Verwendung der Sprache als soziale Gebrauchsweise steuern. Er ist praktisch die Instanz, in der das sprachliche Kapital und der sprachliche Markt (die Felder der Anwendung) als strukturierter und strukturierender Modus Operandi kognitiv und körperlich verbunden sind, wie auch die Instanz, die soziales und sprachliches Handeln integrativ steuern. Die in der Sozialisation erworbenen und inkorporierten Dispositionen bestimmen die Sprachpraxis eines Akteurs bzw. einer Akteurin vor dem Hintergrund des Werts sprachlicher Produktivität auf spezifischen Märkten. Die Akzeptabilität »sprachlicher Äußerungen ergibt sich aus dem Verhältnis zwischen einem Markt und einem Habitus, der selber das Produkt der ganzen Geschichte des Verhältnisses zu den Märkten ist« (Bourdieu 2015: 89). Über den Markt und Marktgesetze, über das akkumulierte (sprachliche) Kapital ergibt sich, dass »Kommunikationsbeziehungen [...] auch symbolische Machtbeziehungen sind, in denen sich die Machtverhältnisse zwischen den Sprechern oder ihrer jeweiligen sozialen Gruppen aktualisieren« (ebd.: 41). Wie oben ausgeführt liegt der soziale Wert der Sprache in ihrem Gebrauch und in ihrer Tendenz, Systeme von Unterschieden zu bilden, die das System der sozialen Unterschiede in der symbolischen Ordnung der differenziellen Unterschiede widerspiegeln.

Ein anschauliches und schönes Beispiel hierfür ist »die Strategie der Herabbläsung« (ebd.: 74 ff.), ein Phänomen, das in der Soziolinguistik als *konvergentes* und im vorliegenden Fall spezifisch als *nach unten konvergentes Sprachverhalten* bezeichnet wird (vgl. Giles/Smith 1979, Dittmar/Schlobinski 1988b). Anlässlich einer

offiziellen Feier zum hundertsten Geburtstag eines bearnesischsprachigen Dichters wendet sich der Bürgermeister von Pau⁸ auf Bearnesisch, einem gaskognischen⁹ Dialekt, an das Publikum, was vom Publikum mit Beifall quittiert und als eindrucksvolle Geste gewürdigt wird (zumindest nach Presseberichten). Der Bürgermeister gebraucht also in einem offiziellen Diskurs, in dem die zu erwartende *legitime* Sprache die französische ist, jenen gaskognischen Dialekt, der von den Zuhörenden als Muttersprache gesprochen wird. Das nach unten gerichtet konvergente Sprachverhalten besteht darin,

Profit aus dem objektiven Machtverhältnis zwischen Sprachen zu schlagen, die noch im Akt der symbolischen Negation dieses Verhältnisses, also der Hierarchie zwischen diesen Sprachen und zwischen denen, die sie sprechen [...], praktisch miteinander verglichen werden. Möglich ist dergleichen immer dann, wenn die objektive Distanz zwischen den beteiligten Personen (das heißt zwischen ihren sozialen Merkmalen) hinreichend bekannt und anerkannt ist (insbesondere bei denen, die als Akteure oder Zuhörer direkt an der Interaktion beteiligt sind), dass mit der symbolischen Negation der Hierarchie (die z.B. darin bestehen kann, sich ›einfach‹ zu geben) die Profite aus der unangetasteten Hierarchie und die aus der rein symbolischen Negation dieser Hierarchie kumuliert werden können, angefangen mit der Stärkung dieser Hierarchie durch die Anerkennung, die dieser Art des Umgangs mit dem hierarchischen Verhältnis selbst gezollt wird.« (Bourdieu 2015: 75)

Die Strategie der Umkehrung auf der sprachlichen Ebene funktioniert deshalb, weil mit der Bürgermeister-Rolle ein sozialer Status, ein Überlegenheitsanspruch im Sozialen, also eine bestimmte Akkumulation sozialen Kapitals, und weil mit dem Französischen als legitime Sprache eine ›überlegene‹ Sprache über die Akkumulation sprachlich-kulturellen Kapitals strukturell gegeben ist. Das sprachliche Machtverhältnis artikuliert sich also von dem Wert der sprachlichen Äußerungen, der Varietäten, die ihnen in bestimmten Kontexten, auf bestimmten Feldern, Märkten verliehen und bemessen werden. Dies zeichnet *symbolische Macht* aus, in symbolische Formen umgewandelte Macht und durch Sprache als Symbolsystem im alltäglichen Gebrauch realisierte Macht, die ›unsichtbar‹ ist. Insofern sind Kommunikationsbeziehungen auch symbolische Machtbeziehungen, »in denen sich die Machtverhältnisse zwischen den Sprechern oder ihrer jeweiligen sozialen Gruppen aktualisieren« (ebd.: 41).

Indem Sprache durch die soziale Welt geprägt ist und auf sprachlichen Märkten ihren Wert erhält, treten in konkreten Sprechereignissen Machtrelationen zutage. Das sprachliche Machtverhältnis wird »nicht völlig und nicht allein durch die an ihm beteiligten sprachlichen Märkte bestimmt, und in jeder Interaktion (und

⁸ Pau ist eine Stadt mit ca. 77 500 Einwohnern in der französischen Region Aquitanien.

⁹ Das Gaskognische ist eine galloromanische Sprache und ein Dialekt des Okzitanischen.

damit bei jedem Diskurs) [...] ist über die verwendeten Sprachen, über ihre Sprecher und über die sozialen Gruppen – definiert über den Besitz der entsprechenden Sprachkompetenz – die ganze Sozialstruktur präsent« (Bourdieu 2015: 74). Ausgehend von einer Kritik an formalen Ansätzen in der Sprachwissenschaft formuliert Bourdieu ein Modell einer Soziologie der Sprache, in welchem Sprache einerseits als soziohistorisches Phänomen gesehen wird, sie andererseits aber gebunden ist an konkrete soziale Praktiken. Diese sind vor dem Hintergrund von Marktgesetzen zu sehen und sind abhängig von der sozialen Position der sprechenden Person, den mit Sprache verbundenen akkumulierten Werten und Konnotationen: Das »Urteil, das eine Sprache als ›volkstümlich‹ oder eine Person als ›vulgär‹ einstuft, beruht, wie jede praktische Prädikation, auf Indizienbündeln, die als solche gar nicht ins Bewusstsein treten, auch wenn solche, die schon als Stereotyp verwendet werden [...], größeres Gewicht haben.« (Ebd.: 97)¹⁰

Der Bourdieu'sche Ansatz bietet viele Brücken und Schnittstellen zu soziolinguistischen Fragestellungen und ermöglicht, die beschreibende Soziolinguistik mit Fragen zur Macht und Herrschaft zu verbinden. In der meist unhinterfragt stattfindenden und ›unsichtbaren‹ Anerkennung von symbolischer Macht wie der legitimen Sprache sind hierarchische Machtverhältnisse ausgedrückt, die symbolische Herrschaftszustände produzieren und reproduzieren (s. Kap. II-6.3). Im Habitus sind diese Zustände inkorporiert: Machtausübende und Machtunterworfenen reproduzieren diese in sozialen Praktiken und verstetigten somit Herrschaftsverhältnisse.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Wir haben in den Kapiteln I-2.1 bis I-2.4 grundlegende theoretische Ansätze der Soziolinguistik behandelt; in Tab. 2-5 (s. Folgeseite) fassen wir zentrale Aspekte zusammen.

Weiterführende Literatur: Chambers (2017), Dittmar (1997, 2004).

¹⁰ Die Verwendung des Begriffs *Stereotyp* entspricht dem, was Putnam (1975: 169) ein Stereotyp nennt: »In ordinary parlance a ‹stereotype› is a conventional (frequently malicious) idea (which may be wildly inaccurate) of what an X looks like or acts or is.« In der Soziolinguistik wird differenziert in *Indikatoren*, *Marker* und *Stereotype* (vgl. Labov 1980c: 143 ff.).

	Ethnografie der Kommunikation	Interaktionale Soziolinguistik	Sprachsoziologie	Variationslinguistik	Sprachbarrierenforschung
Paradigma prägender Forscher	Dell Hymes	John J. Gumperz	John Fishman	William Labov	Basil Bernstein
Gegenstand	›Ways of Speaking‹/soziolinguistische Stile und Register	Interpersonale Kommunikation; Organisation des Diskurses	Status und Funktion von Varietäten; Spracheinstellungen	Sprachliche Varietäten und Variablen	Sprachliche Codes; schichtspezifische Varietäten
Theorieansatz	Angemessenheit kommunikativer und sprachlicher Mittel in Sprechereignissen	Diskursorganisation als interaktives soziales Handeln	Domänenspezifischer Sprachgebrauch; Soziologische Ansätze	Strukturfunktionale Analysen des Sprachgebrauchs	Strukturfunktionale Analyse
Beschreibung	Kontextsensitive Sprachgebrauchsregeln für Sprechereignisse; kommunikative Kompetenz	Instruktionsregeln zur Organisation des Diskurses durch Synchronisierung kommunikativer Mittel in Interaktionen	Muster und Regeln des Sprachwahlverhaltens unter domänenspezifischen Gebrauchsbedingungen	Sozial bedingte Variablen; nichtfreie Variation und Wandelprozesse	Sozial bedingte Variation
Erklärungsansatz	Funktionale Angemessenheit kommunikativen Verhaltens in unterschiedlichen sozialen Kontexten	Kommunizieren als Teil einer kommunikativen Ökologie; kommunikative Intentionen konstituieren sich in Interaktionen und auf der Folie von Kontexten und Hintergrundannahmen	Deskriptiv soziologisch und an Sprachnormen orientiert; Spannungsfeld zwischen mikro- und makrosoziolinguistischen Aspekten	Sprachliche Strukturen werden empirisch und über korrelative Analysen im Hinblick auf soziale Parameter analysiert	Sprachliche Strukturen werden empirisch und über korrelative Analysen im Hinblick auf soziale Parameter analysiert
Feldforschung	Teilnehmende Beobachtung	Dokumentation interaktionalen Verhaltens; Teilnehmende Beobachtung	Fragebogen/interview	Soziolinguistisches Interview; Sprachbiografien	Interview; Test

Tab. 2-5: Soziolinguistische Paradigmen im Vergleich (modifiziert nach Dittmar 1997: 99f.)

I-3 Forschungsmethoden/Feldtechniken

Die Soziolinguistik ist eine Erfahrungswissenschaft. »An konkreten Sprechereignissen macht der Sprachforscher seine grundlegenden Beobachtungen und fixiert ihr Ergebnis in Erstsätzen der Wissenschaft«, hat es Karl Bühler (1982: 15) in seinem berühmten Buch *Sprachtheorie* aus dem Jahre 1934 grundlegend formuliert. Doch wie gewinnen wir beobachtbare Daten, welche Güte müssen die Daten haben und welche Konsequenzen können wir aus den Daten ziehen? Und bedeutet dies, dass wir ohne theoretische Vorannahmen Daten gewinnen und analysieren dürfen? Es gibt in der Soziolinguistik Ansätze, denen nach man möglichst unbefangen, »theoriefrei« auf die Daten schauen soll, man solle »die Daten sprechen« lassen. Aber so, wie jede Theorie sich empirisch bewähren muss, so ist jede Empirie mehr oder weniger explizit theoriegeleitet. Es kommt grundsätzlich darauf an, die Vorannahmen zu reflektieren, die einer empirischen Untersuchung zugrunde liegen. Ein besonderes Verdienst kommt hier William Labov zu, der wie kein anderer über die Voraussetzungen soziolinguistischer Studien nachgedacht und die Methodologie revolutioniert hat (Labov 1980b, 1981).

Die Durchführung einer soziolinguistischen Untersuchung lässt sich in vier aufeinanderfolgende Schritte gliedern, die den zeitlichen Ablauf und internen logischen Aufbau einer Untersuchung widerspiegeln. Im ersten Schritt der Untersuchung werden die Ideen konzeptualisiert, die allgemeinen und speziellen Ziele der Untersuchung festgelegt und der Untersuchungsgegenstand definiert (*Operationalisierung*). Anschließend werden Hypothesen formuliert, die bei statistischen Untersuchungen getestet, d.h. durch die Untersuchung geprüft werden sollen. Die präzise *Formulierung der Hypothesen* (und Gegenhypothesen) ist für statistische Analysen von zentraler Bedeutung. Im zweiten Schritt erfolgt die Planung und Durchführung der *Datenerhebung*. Zunächst wird die Stichprobe (Art und Umfang) festgelegt, es werden ggf. Vortests durchgeführt, Fragebögen in einem Vorlauf getestet usw. Es folgt dann die eigentliche Erhebung. Im dritten Schritt wird das erhobene Material verarbeitet und aufbereitet. Verbale Daten werden verschriftet – man erhält dann sog. *Transkriptionen*, interessierende Gesprächspassagen werden ausgewählt, quantitative Daten werden in Form von Tabellen und Grafiken zusammengefasst (deskriptive oder auch explorative Datenanalyse). Im letzten Schritt steht die eigentliche Analyse der Daten und die Beantwortung der Frage an, welche Schlussfolgerungen aus dem Datenmaterial gezogen werden können. Bei statistischen Verfahren werden die zuvor formulierten Hypothesen getestet. Die Ergebnisse der Untersuchung sind mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen zu vergleichen, und ggf. sind Prognosen und Modelle anhand der vorliegenden Untersuchung zu erstellen.

Für die Erhebung von Daten stehen verschiedene Techniken zur Verfügung, die nach Untersuchungsgegenstand und -ziel ausgewählt werden müssen. Als

kompetente Sprachteilnehmer/-innen greifen wir zunächst auf unsere eigene Sprachkompetenz zurück, man nennt dies die **Methode der Introspektion**. Mit dieser Methode kann man eine Menge an interessanten Sprachdaten gewinnen. Es gibt aber auch Probleme mit ihr. Dass sie völlig ungeeignet für die ›Dschungellinguistik‹ ist, wenn man also Sprachdaten einer unbekanntten Sprache erheben will, ist offensichtlich. Können wir uns aber auf unsere Kompetenz bzgl. unserer eigenen Sprache immer verlassen? In einer Anmerkung berichtet Wolfgang Schindler, dass der von ihm diskutierte Hörbeleg »dann hat er wirklich das Ziel verfehlt halt« auf einer Tagung mit der Bemerkung kommentiert wurde, »dass manche Leute eben auch mal falsch sprächen« (Schindler 1995: 55, Anm. 2). Doch liegt hier wirklich ein Fehler vor, ein Verstoß gegen die Syntaxregel, dass bestimmte Partikeln wie *halt* nur im Mittelfeld platziert werden dürfen (»dann hat er halt wirklich das Ziel verfehlt«)? Oder ist es nicht vielmehr so, dass gesprochensprachlich das *halt* einfach nachgeliefert und am Ende platziert werden darf? Auch in soziolinguistischen Untersuchungen wird auf Selbstbeobachtungen zurückgegriffen, so bei Koffi (2019) in seiner Untersuchung zu Namensgebungen in der Akebu-Sprache, gesprochen im südwestlichen Togo. «The data have been collected from my personal experience and knowledge as a native speaker of the Akebu language and names.» (Koffi 2019: 1)

Ein wichtiges Charakteristikum soziolinguistischer Untersuchungen besteht in »the nature of the data considered. Sociolinguistics generally take as the object of their analysis data collected empirically rather than data constructed on the basis of intuition.« (Gordon 2005: 956) Bei den zu erhebenden Sprachdaten wird zwischen **objektiven** und **subjektiven Sprachdaten** unterschieden (Hufschmidt/Mattheier 1981: 179). Damit sind zum einen Daten des Sprachgebrauchs gemeint, zum anderen metasprachliche Aussagen über, Bewertungen von oder unbewusste Reaktionen auf Sprache bzw. sprachliche Phänomene.

Wenn wir möglichst zuverlässige Aussagen über eine Varietät oder ein sprachliches Phänomen machen wollen, dann brauchen wir möglichst zuverlässige Sprachdaten, und diese gewinnen wir dadurch, dass wir im Hinblick auf unsere Fragestellung eine Untersuchung durchführen, um möglichst ›gute‹ Daten zu erhalten, also Daten, die auf einer systematischen Beobachtung beruhen. Das Resultat einer solchen Datensammlung ist ein linguistisches *Korpus*, und die sog. **Korpuslinguistik** gibt uns Hinweise, wie Korpora aufzubereiten und zu analysieren sind (Lemnitzer/Zinsmeister 2010). In der Soziolinguistik sind Sprachkorpora von essenzieller Bedeutung, sie können über Massenmedien (Rundfunk, TV) oder Internetplattformen (YouTube, Twitter) aufgebaut werden, vorwiegend aber über spezifische Erhebungsmethoden, s.u.). Aber auch hier gibt es systematische Probleme. Denn auch in einem Korpus kann es durchaus schwierig sein zu entscheiden, ob ein bestimmtes Phänomen als eine Abweichung von der Norm oder als Fehler zu interpretieren ist. Und auch in einem Korpus großen Umfangs kann es sein, dass

bestimmte (seltene) Phänomene nicht belegt sind, sodass aus dem Nichtvorkommen im Korpus nicht zwangsläufig geschlossen werden kann, dass diese Phänomene nicht existieren.

Bei der Planung linguistischer Forschung im Hinblick auf Verbaldaten stellt sich zudem ein Problem, das Labov als **Beobachterparadox** wie folgt formuliert hat: »Das Ziel der sprachwissenschaftlichen Erforschung der Gemeinschaft muß sein, herauszufinden, wie Menschen sprechen, wenn sie nicht systematisch beobachtet werden.« (Labov 1972b: 147) Verschiedene Methodologien bei der Erhebung von Verbaldaten, die insbesondere in der Soziolinguistik entwickelt wurden, sind Resultat der Reduktion des Beobachterparadoxes auf ein Minimum. Eine wesentliche Methodik ist die der teilnehmenden Beobachtung, die aus der Ethnologie kommt und oftmals in Langzeitstudien zur Anwendung kommt. Andere Möglichkeiten, das Beobachterparadox zu reduzieren, bestehen darin, rasch und anonym Daten zu erheben, in Interviews Themen anzusprechen, die die Befragten fesseln, oder Bildaufgaben zu stellen. In einer Unterrichtseinheit in einer 11. Klasse in Berlin hatten Schüler/-innen die Aufgabe, zur folgenden Deutschstunde informelle Daten zum Berlinischen zu erheben. Sie kamen auf die Idee, an U-Bahn-Stationen Fahrgäste zu befragen. Ihre Frage lautete: »Der Fahrpreis soll demnächst verdoppelt werden. Was halten Sie davon?« In kürzester Zeit hatten die Schüler/-innen eine Reihe von Mini-Interviews im besten Berlinisch (vgl. Schlobinski/Blank 1989). Eine weitere Möglichkeit, das Beobachterparadox zu reduzieren, besteht darin, als interviewende Person die Lernerrolle einzunehmen und den Befragten die Expertenrolle zuzuweisen. Techniken dieser Art sind geeignet, konkretes Sprechen in sozialen Kontexten zu dokumentieren, und sind speziell aus der Notwendigkeit entwickelt worden, möglichst natürliches und authentisches Sprachmaterial zu erheben.

Es gibt verschiedene Techniken der Datenerhebung (Methoden des *Samplings*), die nach der Art der Ermittlung unterschieden werden können. Für die Durchführung von Teilerhebungen stellt sich generell die Frage, wie die Auswahl zu planen ist. Hierfür gibt es verschiedene **Stichprobentechniken** und eine Stichprobentheorie, die insbesondere für quantitativ angelegte Untersuchungen relevant sind. Die bekanntesten Stichprobentechniken sind die der *Zufallsstichprobe* und die der *Quotenauswahl* (geschichtetes Sample). Bei der Zufallsstichprobe wird aus der Grundgesamtheit nach dem Zufallsprinzip eine Stichprobe gezogen. Bei der Quotenauswahl wird das Sample nach bestimmten Merkmalsausprägungen gewählt, z. B. so, dass die Merkmalsausprägungen in der Stichprobe genauso verteilt sind wie in der Grundgesamtheit. Der Umfang einer repräsentativen Untersuchung liegt auf der Basis einer großen Grundgesamtheit bei mindestens 1 000 Personen, wobei es bei Zufallsstichproben spezifische Verfahren gibt, Stichprobengrößen zu berechnen. *Repräsentativität* liegt genau dann vor, wenn ein Zurückschließen (Induktionsschluss) auf die Grundgesamtheit zulässig ist und die Stichprobe die Grundgesamtheit widerspiegelt (Abb. 3-1).

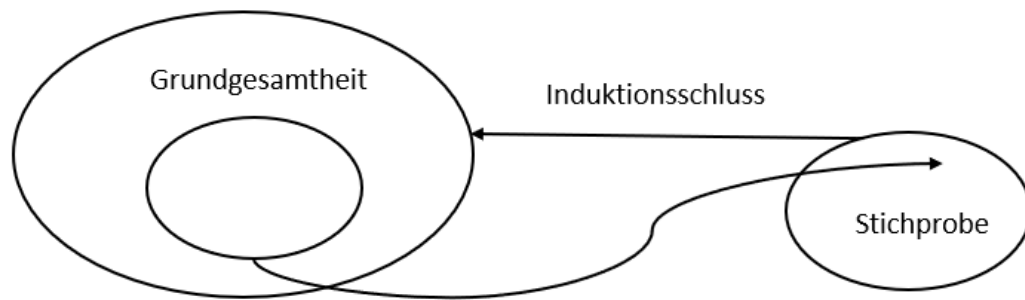


Abb. 3-1: Induktionsschluss von der Stichprobe auf die Grundgesamtheit

Eine andere Methodik, eine Stichprobe zu erhalten, ist mithilfe des sog. *Schneeballprinzips* möglich, wie es von Milroy (1980) angewandt wurde. Milroy interessierte sich für das Sprachverhalten in sozialen Netzwerken und versuchte deshalb, in soziale Netzwerke einzudringen, indem sie einen Ausgangspunkt wählte (principle of anchorage) und von diesem ausgehend über Empfehlungen (principle of friends of a friend) eine Person nach der anderen interviewte (vgl. ebd.: 46 f.). In ihrer Belfast-Studie überprüfte Milroy die Grundhypothese, inwieweit *Sprachloyalität*, d.h. die Affinität von Sprechern zu Sprachnormen des Vernaculars, positiv mit dem Grad der Integration in soziale Netzwerke korreliert. Auf der linguistischen Ebenen wählt Milroy eine Anzahl phonologischer Variablen und korreliert diese mit der Dichte und Multiplexität von sozialen Netzwerken. Mit Rekurs auf frühere soziologische Arbeiten wird die Dichte eines Netzwerkes über die Anzahl von Interaktionspartner einer ausgewählten Person X definiert, Multiplexität über die verschiedenen Beziehungen zwischen X und seinen Interaktionspartnern (Milroy 1980: 49-50). Eine Beziehung, die durch eine einzige Kapazität strukturiert ist, ist als uniplex definiert, eine Beziehung, die aus mehr als einer Kapazität strukturiert ist, als multiplex. Teilbereiche eines Netzwerkes, die durch eine hohe Dichte gekennzeichnet sind, bilden sog. ›cluster‹. In Abhängigkeit von der Dichte bestehen geschlossene und offene Netzwerke. Zur Messung von Dichte und Multiplexität konstruiert Milroy (ebd.: 141–42) eine Netzwerkskala.

Sieht man sich soziolinguistische Untersuchungen an, die Aussagen über den Soziolekt S, das Phänomen P oder Ähnliches machen, so wird man feststellen, dass in den allerwenigsten Fällen nach statistischen Kriterien eine repräsentative Datenbasis gegeben ist. Gegenüber Aussagen, die allein auf der Grundlage der Introspektion gewonnen wurden und somit eine Einerstichprobe darstellen, ist jede auch noch so schmale Datenbasis zunächst ein Gewinn.

Im Hinblick auf die Datengewinnung gibt es unterschiedliche Methoden: (1) quantitative und (2) qualitative Methoden. **Quantitative Methoden**, bei denen das Operieren mit Zahlen und statistischen Verfahren eine Rolle spielt, werden besonders in der korrelativen Soziolinguistik angewandt. Grundsätzlich sind vier Methoden von zentraler Bedeutung: Fragebogenerhebung, (narratives) Interview,

speziell: soziolinguistisches Interview, rasche und anonyme Datenerhebung sowie Testverfahren, wobei Tests oftmals im soziolinguistischen Interview integriert sind und für die Erhebung subjektiver Sprachdaten genutzt werden. **Qualitative Methoden** werden häufig in der interaktionalen Soziolinguistik und in ethnografisch orientierten Untersuchungen angewandt, wo es das Ziel ist, Daten im Kontext zu gewinnen, die einer Interpretation zugänglich sind (Kap. I-3.2). Der Soziolinguist Werner Kallmeyer versteht unter qualitativen Verfahren »verstehend rekonstruierende, von der Beobachtung der Gegenstände angeleitete und auf die Typik der Gegenstände und nicht auf statistisch abgesicherte Repräsentativität ausgerichtete« (Kallmeyer 2005: 978) Verfahren. Bei qualitativen Methoden wird grundsätzlich davon ausgegangen, »dass soziale Wirklichkeit durch situative Interaktion oder Kommunikation konstituiert wird« (Lamnek 1995: 19). Der Fokus liegt auf dem Verstehen, in dem »im Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interaktiv ›hergestellten‹ und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit. Sie bemüht sich dabei, ein möglichst detailliertes und vollständiges Bild der zu erschließenden Wirklichkeitsausschnitte zu liefern.« (Kardoff 1995: 4) Als grundlegende Methode der Fremdbeobachtung gilt die teilnehmende Beobachtung, ferner spielen in soziolinguistischen Untersuchungen sprachbiografische Ansätze eine Rolle.

Quantitative und qualitative Methoden stehen nicht in Opposition, sondern sie können komplementär oder integrativ angewandt werden (Kap. I-3.3). Im Folgenden werden die Prinzipien der wichtigsten Methoden dargestellt, die in soziolinguistischen Untersuchungen häufig gewählt werden. Es sei aber darauf hingewiesen, dass es eine Vielzahl von Methoden in der empirischen Sozialforschung gibt (Baur/Blasius 2014, Schnell/Hill/Esser 2018), die auch in der Soziolinguistik zur Anwendung kommen.

I-3.1 Quantitative Methoden

Befragungen sind eine gängige Methode, um quantitative Daten zu erheben. Nach Art der Kommunikation werden **standardisierte Face-to-Face-Interviews**, **telefonische Interviews**, **Online-Befragungen** und **schriftliche Befragungen** (Fragebogenerhebungen) unterschieden. Je nachdem, ob z. B. eine Telefonbefragung zufällig oder bei einem festen Personenkreis durchgeführt wird, ob man Spracheinstellungen erheben will oder den Sprachgebrauch, ob man repräsentative Daten erheben möchte oder nicht, ist die eine oder andere Methode besser geeignet (s. Tab. 3-1).

	Face-to-Face-Interview	Telefon-interview	Online-Befragung	Fragebogen
Sprechsprache	+	+	-	-
Schriftsprache	-/+	-	+	+
Kontrolle	sehr hoch	hoch	sehr gering	eingeschränkt
Repräsentativität	gering	gering/(hoch)	hoch	sehr hoch
Zeitaufwand	sehr hoch	hoch/gering	gering	gering
Sozialstatistische Merkmale	gut erfassbar	-/+, abhängig von Methodik	schwer erfassbar	eingeschränkt erfassbar
Sprachegebrauch	gut erfassbar	gut erfassbar	eingeschränkt erfassbar	sehr eingeschränkt erfassbar
Sprachwissen	+	+	+	+

Tab. 3-1: Vor-/Nachteile von Befragungstypen

Befragungen sind mehr oder weniger standardisiert. Interviews mit einem festen Fragenkatalog sind gegenüber offenen Interviews stärker standardisiert. **Schriftliche Befragungen** sind die Standardmethode, um Zensusdaten (lat. *census* ›Volkszählung‹) zu erheben. In vielen Ländern werden neben demoskopischen Daten auch Daten zur Distribution von Standardsprachen, Minderheitensprachen usw. erhoben. Fragebogenerhebungen sind praktisch die einzige Möglichkeit, um Totalerhebungen durchzuführen, und sind deshalb für Zensusdaten besonders geeignet. Unabhängig davon, ob schriftlich oder mündlich Daten erhoben werden, gibt es gute und schlechte Fragen. Fragen wir eine Bayerin »Sprechen Sie Bairisch?« und sie antwortet mit »Ja«, so stellt sich die Frage, welche Information wir gewonnen haben. Wir wissen nicht, was die Informantin unter *Bairisch* versteht. Für eine Münchnerin ist *Bairisch* etwas anderes als für einen Passauer. Vielleicht denkt der/die Befragte an einzelne bairische Wörter und glaubt deswegen, Bairisch zu sprechen, seine/ihre Lautung aber ist umgangssprachlich gefärbt. Wir können nicht erfassen, wie Befragte tatsächlich sprechen – sei es Bairisch oder nicht –, sondern nur, ob sie glauben, Bairisch zu sprechen. Es besteht die Gefahr, dass stillschweigend unterstellt wird, »die Antworten würden es schon bringen, sie sollen ex post die Fragen rechtfertigen. Eben das ist ein Irrtum, da die Frageformulierung ja die Antworten weitgehend bedingt.« (Friedrichs 1973: 210) Richtiges Fragen ist demnach nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Verschiedene Aspekte sind zu berücksichtigen. Ausgangspunkt einer jeden Fragestellung ist das Warum, und die Validität einer Frage hängt davon ab, ob die Fragestellung adäquat für das erfragte Problem ist. Bei Fragebogenerhebungen spielen die Formu-

lierung der Fragen und die Kontexte eine wichtige Rolle. Ein klassisches Beispiel für die Bedeutung von Lexemen bei *Ja/Nein*-Fragen ist eine Studie von Rugg (1941) zu der Frage «Do you think the United States should forbid/allow public speeches against democracy?», die von Schuman/Presser (1981) im Jahre 1976 wiederholt wurde (vgl. Tab. 3-2). Der Gebrauch von antonymischen Bedeutungen hat einen dramatischen Effekt auf die Antworten; 1940 sind 16 Prozent mehr der Meinung, «speeches against democracy» sollten eingeschränkt werden, wenn das Verb *allow* in der Frage verwendet wird, 1976 sind es 17 Prozent.

	<i>forbid-Form</i>	<i>allow-Form</i>
1940	JA: 46 % NEIN: 39 %	NEIN: 62 % JA: 21 %
1976	JA: 39 % NEIN: 60 %	NEIN: 56 % JA: 44 %

Tab. 3-2: Forbid-allow-Experiment (Rugg 1941: 92; Schuman/Presser 1981: 281, Prozentwerte gerundet)

Ein weiteres Problem ist mit dem **Halo-Effekt** (engl. *halo* ›Hof des Mondes‹) verbunden. Dieser kann bewirken, dass eine Frage auf eine Folgefrage ›abfärbt‹, dass die Beantwortung der Folgefrage abhängig von der Beantwortung der Vorgängerfrage erfolgt oder aber ein Einleitungstext die Fragen suggestiv beeinflusst. In seiner Untersuchung zur Jugendsprache stellt Henne (1986: 66) den Fragen folgenden Text voran:

Hinweis: Eine überregionale Zeitung wußte zumindest, was ›Disco-Deutsch‹ ist:
 »Als ich neulich mit Peter in die City drückte, macht der mich unheimlich an aufs Tilbury. Na, schon bohren wir dahin, obwohl ich eigentlich aufs Lollipop stand. Ich Chaot hatte keine Matte mit, weil ich meinen Kaftan vergessen hatte...« – Jugenddeutsch?

Mit »dem Hinweis ›Discodeutsch‹, das in der Zeitung stand, soll[te] an das originäre Wissen der Schüler appelliert werden« (ebd.: 63). Der zitierte Text stammt aus einer Glosse der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ist somit ein fiktiver Text, in dem ›jugendsprachliche‹ Merkmale in extrem hoher Dichte verwendet werden. Allerdings spricht so kein Jugendlicher. Durch den stilisierten Text kann bei den Befragten eine kognitive Voreinstellung erzeugt werden, möglichst ›exotische‹ Ausdrücke anzugeben, wenn der Text nicht richtig eingeordnet wird; ob das ›originäre‹ Wissen elizitiert werden kann, wäre zu validieren.

Fragen lassen sich nach unterschiedlichen Kriterien klassifizieren, primär danach, auf welchen Gegenstandsbereich sie sich beziehen. Man unterscheidet folgende Fragekategorien:

1. *Faktfragen*: Besitzen Sie ein bairisches Wörterbuch?
2. *Wissensfragen*: »Kennst Du Klangwörter (z. B. *peng*, *ächz*, *lechl* usw.)?« (Henne 1986: 68)
3. *Einschätzungsfragen*: Spricht Ihrer Meinung nach der Ministerpräsident Söder mit seinen Kindern Dialekt?
4. *Bewertungsfragen*: Wie beurteilen Sie die Sprache der bayerischen Politiker?
5. *Handlungsfragen*: Sprechen Sie im Biergarten so wie zu Hause?
6. *Einstellungsfragen*: Sollten Deutschlehrer während des Deutschunterrichts berlinern?

In einer soziolinguistischen Studie zum Berlinischen wurde u. a. eine repräsentative Fragebogenerhebung in West-Berlin durchgeführt (Dittmar/Schlobinski/Wachs 1986: 90–112), die 6. Frage verneinten 91 Prozent der Befragten (ebd.: 107). Die Frage »Sprechen Sie in der Regel Berliner Dialekt?« beantworteten 28 Prozent der Frauen und 34 Prozent der Männer positiv (ebd.: 100).

Eine häufig angewandte Fragetechnik insbesondere dann, wenn es um Sprach-einstellungen und -bewertungen geht, ist jene, bei der ein **semantisches Differenzial** (Osgood et al. 1957) zugrunde liegt; eng damit verbunden ist die sog. *Likert-Skala* (Likert 1932). Das semantische Differenzial besteht aus einer 5- bis 11-punktigen Skala, deren Endpunkte durch semantisch bipolare oder unipolare Adjektive gekennzeichnet sind. Auf die Frage »Wie sympathisch sind Ihnen Dialekt-sprecher?« kann nicht mit »Ja« oder »Nein« geantwortet werden, die Pole »sympathisch« – »unsympathisch« werden hier als ein Kontinuum aufgefasst (vgl. Abb. 3-2).

1	äußerst sympa- thisch	2	sehr sympa- thisch	3	sympa- thisch	4	weniger sympa- thisch	5	unsym- pa- thisch
---	-----------------------------	---	--------------------------	---	------------------	---	-----------------------------	---	-------------------------

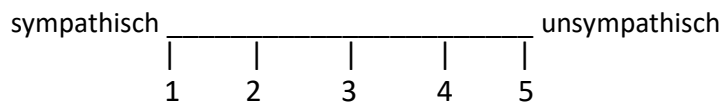


Abb. 3-2: Semantisches Differenzial: Beispiele für Skalentypen

Die Messung der Einstellung erfolgt dadurch, dass einzelne Personen ihr Urteil über ein sprachliches Objekt durch Ankreuzen auf der vorgegebenen Skala zum Ausdruck bringen. In der Spracheinstellungsforschung spielen Konnotationsanalysen eine wichtige Rolle. In der soziolinguistischen Untersuchung zum Berlinischen wurde eine fünfpunktige Ordinalskala¹¹ zugrunde gelegt, auf der einzelne, Eigenschaften markierende Adjektive nach dem Konzept des semantischen Differenzials

¹¹ Eine Ordinalskala gibt eine Rangordnung an; ein klassisches Beispiel sind Schulnoten (»sehr gut« (1) bis »ungenügend« (6)).

geordnet sind (Dittmar/Schlobinski/Wachs 1986: 92–98). In einer Folgeuntersuchung aus dem Jahre 2014, der eine repräsentative Telefonbefragungen zugrunde liegt, wurden u. a. die gleichen Merkmale mit der gleichen Skala wiederholt. Wie Tab. 3-3 zu entnehmen ist, in der die Rangdifferenzen 2014 gegenüber 1983 angegeben sind, hat das Merkmal ›schlagfertig‹, eine dem Berliner oft nachgesagte Eigenschaft, auf der Rangskala einen starken Sprung nach oben genommen (Rangdifferenz: +6), während die Eigenschaft ›pöbelhaft‹ in der Rangordnung nach unten gefallen ist. Das Adjektiv ›frech‹ hat sich als zentrale mit dem Berlinischen verbundene Konnotation in über 30 Jahren kaum geändert.

Rang	2014	1983
1 [+6]	<i>schlagfertig</i>	<i>frech</i>
2 [-1]	<i>frech</i>	witzig
3 [+1]	ehrlich	intelligent
4 [+5]	kumpelhaft	<i>pöbelhaft</i>
5 [-3]	witzig	ehrlich
6 [0]	schnoddrig	schnoddrig
7 [+1]	liebenswert	<i>schlagfertig</i>
8 [-4]	<i>pöbelhaft</i>	liebenswert
9 [-6]	intelligent	kumpelhaft

Tab. 3-3: Rangordnung der Eigenschaften des semantischen Differenzials (Schlobinski 2015: 6)

Fragen und Fragestellungen, wie wir sie bisher behandelt haben, sind geeignet, um sozialstatistische Merkmale, Sprachwissen, Spracheinstellungen und -bewertungen zu erfassen, der Sprachgebrauch allerdings kann so nur bedingt oder gar nicht (per Fragebogen) erfasst werden. Will man die Sprache von Jugendlichen untersuchen und fragt in einer Fragebogenerhebung »Kennst Du Klangwörter (z. B. *peng, ächz, lechz* usw.)? Welche?« (vgl. oben), so wird das Sprachwissen und nur dieses abgefragt und erfasst, auch dann, wenn weiterhin nach dem situativen Sprachgebrauch gefragt wird. Aber auch Fragen wie »Wie grüßt Ihr Euch am Anfang eines Gesprächs?« (Henne 1986: 69) erfassen letztlich nur das Sprachwissen bzw. das, was die/der Befragte zu sagen glaubt/meint.

Im digitalen Zeitalter werden zunehmend Online-Befragungen durchgeführt (Kaczmirek 2009, Wagner/Hering 2014). Gegenüber anderen standardisierten Befragungen wie der klassischen Fragebogenerhebung unterscheiden sich Online-Befragungen durch das Medium (Internet). Online-Befragungen haben verschiedene Vor- und Nachteile (s. Tab. 3-4). Die Vorteile liegen auf der Hand: Kostengünstig und mit einem geringen Zeitaufwand können Daten erhoben und einer

Analyse leicht zugänglich gemacht werden. Grundsätzlich steht fast die Grundgesamt potenziell zur Verfügung, eine internationale, weltweite Reichweite ist gegeben. Auf der Basis des Mediums können multimediale Formen der Befragung eingebunden werden und spezifische digital basierte Techniken wie der interaktive Schieberegler, der eine stufenlose Bedienung erlaubt und für Spracheinstellungsmessungen besonders geeignet ist. Die Nachteile bestehen darin, dass die Abbruchrate recht hoch ist und Befragte mehrfach teilnehmen können. Sofern man nicht eine zuvor definierte Usergruppe hat festlegen können, ist das Problem der Kontrolle der Teilnehmer/-innen gegeben und damit verbunden die Validierung der Stichprobe.

Vorteile	Nachteile
geringer Zeitaufwand/hohe Zeiteffizienz	geringe Kontrolle
kostengünstig	hohe Abbruchrate
große Reichweite	Mehrfachteilnahme
neue, spezifische Fragetypen (z. B. stufenlose Schieberegler beim semantischen Differenzial)	Anonymität der Teilnehmer/-innen gefährdet
Multimediaeinbindung	eingeschränkte Repräsentativität/ Stichprobenverzerrung

Tab. 3-4: Vor- und Nachteile der Online-Befragung

Ob Fragebogenerhebung oder Online-Befragung: Um das Verbalverhalten (den Sprachgebrauch) zu erfassen, der im Fokus soziolinguistischer Untersuchungen steht, sind schriftliche Befragungen wenig geeignet. Adäquater sind soziolinguistische Interviews sowie die rasche und anonyme Datenerhebung.

Um eine spezielle soziolinguistische Erhebungstechnik handelt es sich bei der **raschen und anonymen Datenerhebung**, die aus zweierlei Gründen von William Labov 1966 in seiner berühmten **Kaufhausstudie** entwickelt wurde: (1) um möglichst natürliche Sprachdaten zu erheben und (2) um in kürzester Zeit eine große Anzahl von Daten zu gewinnen. Labov hält rasche und anonyme Beobachtungen »für die wichtigste Methode in einem linguistischen Forschungsprogramm, das die von gewöhnlichen Leuten bei ihren alltäglichen Verrichtungen benutzte Sprache zu ihrem wichtigsten Gegenstand macht« (Labov 1980a: 48). Die rasche und anonyme Datenerhebung ist eine spezielle Form der Interviewtechnik, die meist explorativen Charakter hat und/oder für eingeschränkte Fragestellungen angewandt wird.

Bei Labovs Untersuchung ging es um eine phonologische Fragestellung zum New Yorker Englisch im Rahmen der soziolinguistischen Erforschung der sprachlichen Verhältnisse in New York. Es ging ihm speziell um das Vorhandensein oder

Fehlen von [r] bzw. die Realisierung als nicht gespannten Schwa-Laut in postvokalischer Position (*car, four*) und präkonsonantisch (*fourth, card*) sowie darum, wie die verschiedenen *r*-Aussprachen hinsichtlich sozialer und stilistischer Faktoren, aber auch nach phonetischen Faktoren (Was folgt dem (r)?) variieren. Labovs Ausgangshypothese lautete: Wenn zwei beliebige Untergruppen von New Yorker Sprecher(inne)n auf einer Skala der sozialen Schichtung hierarchisch verteilt sind, sind sie durch den unterschiedlichen Gebrauch des (r) in derselben Reihenfolge angeordnet. Um die sozialen Faktoren zu bestimmen, wählte Labov in einer ersten Pilotstudie drei unterschiedliche Kaufhäuser als Erhebungsorte aus, die in ihrem Rang und Status deutlich divergieren: ein Kaufhaus an der Fifth Avenue mit hohem Prestige (Saks), ein nach Preis und Prestige in der Mitte gelegenes (Macy's) und ein billiges Kaufhaus (S. Klein), nicht weit von der Lower East Side, das einen niedrigen Rang aufwies. Labov trat nun an Angestellte in der Rolle eines Kunden heran und fragte sie nach einer Abteilung im vierten Stock. Die Antwort erfolgte in einem informellen Stil. Labov fragte anschließend noch einmal nach und erhielt gewöhnlich eine zweite, emphatische Äußerung »Fourth floor!« (formeller Stil). Daraufhin notierte er die sprachlichen Realisierungen, verschiedene Daten zur Person und erfasste so folgende Merkmale: Kaufhaus, Stockwerk innerhalb des Kaufhauses, Geschlecht, Alter (geschätzt in Intervallen von fünf Jahren), Tätigkeit (Verkäufer/-in, Kassierer/-in etc.), Hautfarbe, Akzent. Neben den so ermittelten unabhängigen, außersprachlichen Variablen erhielt Labov den Gebrauch des (r) in vier verschiedenen Positionen: präkonsonantisch, auslautend, informell (zwanglos gesprochen), formell (emphatisch gesprochen). In kürzester Zeit »interviewte« Labov auf diese Weise 264 Personen. Anschließend wurden die Sprachdaten statistisch ausgewertet; es wurde geprüft, ob und inwieweit der *r*-Gebrauch mit außersprachlichen Faktoren korreliert. Die anschließende Analyse zeigte z. B. eine klare Stratifikation nach Kaufhäusern (Tab. 3-5). Der Statusrang der Kaufhäuser und die damit verbundene soziale Schichtung des Verkaufspersonals spiegelt sich im unterschiedlichen Gebrauch des (r) wider.

	nur [r]	kein [r]
Saks	32 %	30 %
Macy's	31 %	20 %
S. Klein	17 %	4 %

Tab. 3-5: Stratifikation von (r) nach Kaufhaus (Labov 1980a: 31)

Neben den angeführten Vorteilen hat die Methode verschiedene Nachteile, die die Aussagekraft einschränken. Zum einen besteht ein Nachteil darin, dass die Daten nicht auf einen Tonträger aufgenommen wurden und somit nicht überprüfbar sind. Es ist fraglich, dass durch Nachfragen immer eine emphatische Äußerung

eliziert wird, der Grad der Emphase wird stark variieren, die Stichprobe ist nicht repräsentativ. Trotzdem ist die Methode geeignet, zu interessanten Ergebnissen zu kommen. Sie kann andere Methoden nicht ersetzen, aber additiv zu konventionellen Methoden genutzt werden. Eine andere Form der raschen Datenerhebung wurde im *Philadelphia-Projekt* als Voruntersuchung angewandt, nämlich eine **Erhebung per Telefon** (vgl. Labov 1981: 25 ff.). In diesem Fall wurden Informant(inn)en nach dem Zufallsprinzip angerufen und um Mitarbeit gebeten. Sprachproben wurden auf Tonband aufgenommen, und es konnte so in kürzester Zeit ein grober Überblick gewonnen werden, von dem ausgehend weitere Fragestellungen und Methoden entwickelt wurden. Nachteil dieser Methodik ist die eingeschränkte Tonqualität. Eine weitere Variante ist die Erhebung von **Wegauskunftsdaten** (Schlobinski 1987: 49–52). Um einen Überblick über die Stratifikation des Berlinischen in drei Berliner Bezirken zu erhalten, wurde eine Querschnittstudie durchgeführt. Hierfür wurden die Bezirke in 500 m² große Planquadrate eingeteilt und pro Planquadrat eine feste Anzahl von Personen nach einem Zielort gefragt, wobei auf eine gleichmäßige Verteilung nach Geschlecht und Alter geachtet wurde. Die Antworten wurden per Tonband aufgenommen, Geschlecht und Alter (geschätzt in Abschnitten von fünf Jahren) notiert.

Um Sprache im sozialen Kontext zu untersuchen ist die wichtigste Methode der Datengewinnung das **soziolinguistische Interview**.

Das wichtigste Verfahren zur Gewinnung eines großen Korpus von verlässlichen Sprachdaten einer Person ist das auf Tonband aufgezeichnete Einzelinterview. [...] Im großen und ganzen [sic] ist das Interview sozial kontrolliertes Sprechen – überwacht und gesteuert infolge der Anwesenheit eines außenstehenden Beobachters. (Labov 1980a: 25).

Das Interview ist die mündliche Befragung als zielgerichtetes Gespräch. In Abhängigkeit davon, wie stark die Zielrichtung ist, lassen sich das standardisierte Interview mit zuvor festgelegten Fragen und das offene Interview oder auch Leitfadenterview mit Fragethemen und Frageanordnungen unterscheiden. In Abhängigkeit von der Anzahl der Befragten ist das Einzelinterview vom Gruppeninterview zu differenzieren. Aufgrund der Nähe zu Alltagssprachlichen Situationen ist das Interview geeignet, Alltagssprache zu erheben, wenngleich hierbei spezielle Techniken angewandt werden müssen. Generell sind (1) Fragenkatalog und Formulierung der Fragen, (2) Anordnung der Fragen und (3) das Verhalten der interviewenden Person zu beachten. In soziolinguistischen Interviews sollte das Verhalten von Befragten und Fragenden eingeschätzt und notiert werden. In Bezug auf die Frageformulierung wurden bei den Interviews im Rahmen der Studie zum ›Black English‹ in Abhängigkeit von der Zielgruppe unterschiedliche Varianten gewählt. Die Fragen, die für ältere Jugendliche entwickelt worden waren, wurden von John Lewis speziell auf den Stil der schwarzen Jugendlichen in Central Harlem

umgeschrieben. Eine Frage für ältere Jugendliche, die nicht Black English sprachen, lautete z. B.: «Were you ever in a situation, a time or a place, where you were in serious danger of being killed? Where you said to yourself, ›This is it?‹» (Labov 1977: 69) Die gleiche Frage lautete für Black-English-Sprecher: «Were you ever in a bag where you were up tight and almost blew your life?» (Ebd.)

Der Zweck des soziolinguistischen Interviews besteht darin, objektive und subjektive Sprachdaten zu elizitieren sowie sozialstatistische/demografische Daten zu erheben. Dabei spielen folgende Aspekte eine Rolle (vgl. Labov 1977, 1980b): (1) Es sollte ein Maximum an sprachlichen Äußerungen über ein breites Stilspektrum erhoben werden. Die Stilvariation bzgl. linguistischer, speziell phonologischer Variablen erfolgt über (i) eine zu lesende Liste von Minimalpaaren (z. B. *sauce* vs. *source*), (ii) Wortlisten, (iii) Sätze, (iv) Lesen einer Erzählung und (v) Gespräche über Lebensfragen, Einstellungen, Erfahrungen. (2) Das Sprachverhalten, Sprach-einstellungen, Bewertungen allgemein und variablenspezifisch sollte elizitiert werden. Hier kommen Perzeptions-, Salienz-, Matched-guise-, Korrekturtests, Tests subjektiver Bewertung u. a. zur Anwendung. Was dies für Untersuchungen konkret bedeutet, wird in Kap. I-3.1 exemplarisch behandelt.

Unter methodischen Aspekten sind besonders jene Tests hervorzuheben, die Reaktionen auf Stimuli unterhalb der bewussten Wahrnehmung evozieren. Man nennt diese Tests **subjektive Reaktionstest** (oder Tests der subjektiven Reaktion, SR-Tests), ein spezielles Verfahren dabei ist der **Matched-guise-Test** (Test mit der ›Doppelrollentechnik‹). Eine Pionierstudie im Testdesign wurde von Lambert et al. (1960) durchgeführt. Bei diesem Einstellungstest ging es um die Bewertung des Französischen/Englischen in Quebec. Es wurde eine zweieinhalbminütige Textpassage französischer Prosa ins Englische übersetzt, von Sprecher(inne)n auf Englisch und Französisch gelesen und dies auf Tonband aufgenommen. Die Sprachproben waren von sechs bilingualen Sprecher(inne)n (Englisch/Französisch) erstellt, von denen vier die Textpassage sowohl auf Englisch und Französisch lasen, die anderen zwei auf Französisch oder Englisch. Die so erstellten Sprachproben wurden Versuchspersonen aus Quebec zur Bewertung vorgespielt. Diese bestanden aus zwei Gruppen, die eine aus 64 englischsprachigen Studierenden mit einem Durchschnittsalter von 18 Jahren, die andere aus 66 französischsprachigen Studierenden mit gleichem Durchschnittsalter. Den Versuchspersonen wurde die Textpassage zunächst zu lesen gegeben, anschließend wurden sie gebeten, die im Abstand von 90 Sekunden vorgespielten Sprachproben anhand einer 6-punktigen Skala zu bewerten. Auf der ordinalen Skala waren die Eigenschaften ›height, good looks, leadership, sense of humour, intelligence, religiousness, selfconfidence, dependability, character, entertainingness, kindness, ambition, sociability, likability‹ semantisch bipolar (›very much – very little‹) angeordnet. Die Sprachproben wurden so gemischt, dass den Versuchspersonen zwei Sprachproben, gelesen von einer Person, vorgespielt wurden, ohne dass es die Versuchspersonen merkten. Die

Forschergruppe um Lambert konnte u. a. nachweisen, dass die englischsprachigen Proben grundsätzlich besser bewertet wurden: intelligenter, verlässlicher, gut-herziger usw. als die Proben der Französischsprecher/-innen (mehr in Kap. II-1).

Ein anderer Test, mit dem soziale Bewertungen auf sprachliche Stimuli gemessen werden, ist der **Berufseignungstest**. Der Kontext Bewerbungs- bzw. Berufseignungsgespräche, in dem Statuszuweisungen in hohem Maße relevant sind, bietet die Möglichkeit, über sich diesen Sachverhalt zunutze machende Tests die impliziten sozialen Bewertungen zu erfassen. Dabei werden Sprachproben anhand von Berufsskalen (Renommee) Versuchspersonen zur Bewertung vorgespielt. In einem Test von Kalin/Rayko (1978) wurden kanadische Studierende gebeten, in der imaginierten Rolle der Personalleitung 10 Sprachproben in der Länge von 30 Sekunden, die von fünf Sprecher(inne)n mit standardkanadischem Akzent sowie mit fremdsprachigen Akzenten erstellt worden waren, auf einem semantischen Differenzial und auf einer Berufsskala zu bewerten. Die Sprachproben mit fremdsprachigem Akzent wurden auf der Berufsskala deutlich niedriger eingestuft als die mit standardkanadischem Akzent. Für die linguistische Analyse wäre es nun interessant, nicht allein die sozialen Bewertungen komplexer Sprachproben zu erhalten, sondern die einzelnen Merkmale zu erfassen, die sozial bewertet werden. So wäre zu prüfen, ob bestimmte lautliche Varianten, Intonationskonturen oder syntaktische Konstruktionen mehr oder weniger stark sozial bewertet werden.

1	2	3	4	5	6	7
Fabrik- arbeiter(in)	Busfah- rer(in)	Verkäu- fer(in)	Post- beamt(in)	Chef- sekretär(in)	Arzt/ Ärztin	Nachrichten- sprecher(in)

Abb. 3-3: Rangskala hierarchisch nach Berufen (Schlobinski 1987: 175), orientiert an Labov (1972a: 147)

Der Zusammenhang von subjektiven Reaktionen und lautlichen Varianten wurde von Labov (1966) unter Anwendung der Matched-guise-Technik in Form eines Berufseignungstests getestet. Eine Anwendung habe ich zum Berlinischen durchgeführt (Schlobinski 1987: 175–181), die hier dargestellt werden soll, da ein Paralleltest durchgeführt wurde, der die Probleme bei dieser Art des Testens verdeutlicht. Die Untersuchung zum Sprachgebrauch hatte ergeben, dass die dialektale Variante [j] in Wörtern wie *gut*, *gegessen* usw. sozial stratifiziert ist: Mittelschichtssprecher/-innen gebrauchen diese Variante wesentlich seltener als Sprecher/-innen aus dem Arbeitermilieu. Es sollte nun getestet werden, ob die palatalisierte Variante auch entsprechend sozial bewertet wird. Deshalb wurden 6 Sprach-

proben aus drei Standardtexten erstellt. Die erste und sechste Sprachprobe wurde von derselben Sprecherin gelesen, wobei in der ersten Sprachprobe die Standardvariante [g], in der anderen die Dialektvariante [j] realisiert wurde. Ansonsten war die Aussprache bestmöglich identisch. Die restlichen Sprachproben fungierten als Füller. Die Sprachproben wurden 51 Versuchspersonen vorgespielt, die die Sprachproben anhand einer Berufsskala (Abb. 3-3) einstufen sollten, indem sich die Versuchspersonen in die Rolle einer Personalleitung versetzen sollten. Mit einer statistischen Auswertung konnte nachgewiesen werden, dass die Standardvariante mit sozialem Prestige assoziiert ist, die dialektale Variante hingegen stigmatisiert wird. Neben dem Problem, inwieweit die Ordinalskala Prestigezuordnung korrekt abbildet, stellt sich das Problem, dass ein Text mit isoliertem Lautmerkmal recht unnatürlich ist, da normalerweise mehrere Merkmale gleichzeitig realisiert werden. In einem Paralleltest wurde der Frage nachgegangen, ob im Hinblick auf natürliche Sprache veränderte Versuchsbedingungen zu gleichen Testergebnissen führen. In einigen Punkten wurden die Sprachproben geändert. Eine längere Passage aus einer Rundfunksendung wurde verschriftet und als Grundlage genommen. Wiederum wurden Sprachproben mit Standard- und Dialektvariante ([g] versus [j]) erstellt, wobei zusätzlich zum einen zwei, zum anderen fünf weitere Dialektmerkmale hinzugenommen wurden, damit das Merkmal [g/j] als nicht mehr isoliert auftrat. Die Sprachproben wurden 76 Versuchspersonen vorgespielt. Die Auswertung ergab nun keine signifikanten Unterschiede mehr. Unabhängig davon, ob zusätzlich zwei oder fünf Merkmale hinzukamen, sind die Reaktionen auf die sprachlichen Stimuli gleich, die Spirantisierung spielte bei der veränderten Testanordnung als Stigmatisierungsmerkmal keine Rolle mehr. Offensichtlich führen verschiedene Modellannahmen zu unterschiedlichen Ergebnissen. Die Erklärung hierfür hängt mit der stärkeren Natürlichkeit der Sprachproben zusammen. Da aber natürliche Sprache diejenige ist, die im Alltag rezipiert wird, sind darauf aufbauende Tests aussagestärker. «In other words, how listener-judges respond to a stimulus speaker will undoubtedly be quite different from how they would react to him or her under more naturalistic and personally involving conditions.» (Giles/Ryan 1982: 211)

Um möglichst natürliche Sprachproben im soziolinguistischen Interview zu elizitieren, muss das Beobachterparadox so weit wie möglich aufgelöst werden. Dies kann durch die Wahl des Themas oder zusätzliche Interaktionspartner/-innen erreicht werden. Labov (1980a: 19) hat verschiedene Themenkomplexe angeführt, die besonders geeignet sind, zwangloses Sprechen zu evozieren: (1) Tod und Lebensgefahr sowie (2) moralische Entrüstung und Interaktion zwischen den Geschlechtern, auf konkrete Beispiele wurde bereits hingewiesen. Auch der Rückgriff auf Kindheitserlebnisse kann insbesondere ältere Versuchspersonen zu informellem Sprechen veranlassen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, andere Interaktionspartner/-innen aus dem Freundeskreis oder der Familie in das Interview einzubeziehen und die Kommunikation zwischen ihnen zuzulassen. Wenn die

Befragten aus dem eigentlichen Interview ausbrechen und mit Vertrauten sprechen, ist der Sprechstil informeller als im Interview. Eine weitere Möglichkeit besteht darin, **Gruppeninterviews** oder auch Rollenspiele durchzuführen (Froitzheim 1984, Neuland 2016: 50 ff.).

Der Vorteil eines Gruppeninterviews besteht zum einen in der Minimierung des Beobachterparadoxes: Es ist leichter, private und persönliche Themen anzusprechen, insbesondere gehemmte Personen können durch andere Gruppenmitglieder ermutigt werden, sich zu äußern. Zum anderen besteht ein Vorteil darin, dass man in kürzester Zeit eine Reihe von Interviews erheben kann. Nachteilig ist, dass die Erhebungssituation weniger stark kontrollierbar ist und insbesondere die Informant(inn)en sich gegenseitig beeinflussen können, also unkontrollierte Gruppendynamische Effekte entstehen. Ferner ist der organisatorische Aufwand in der Regel höher, um mehrere Personen zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort zu interviewen. Das Gruppeninterview ist natürlich dann besonders gut geeignet, wenn es darum geht, sprachliche oder metasprachliche Daten einer spezifischen Gruppe zu untersuchen. So habe ich zusammen mit Studierenden in den 1980er-Jahren eine Gruppe von Punks interviewt, weil uns interessiert hat, welche Einstellung die Mitglieder dieser sozialen Gruppe gegenüber ihrer Sprache und der Sprache anderer haben. Das Gruppeninterview hängt von gruppen- und personenspezifischen Faktoren ab, aber auch vom gewählten Thema. Das Thema ist dann besonders relevant, wenn eine Gruppendiskussion geführt werden soll. Will man beispielsweise untersuchen, wie in einer Gruppe argumentiert wird, muss ein Thema gewählt werden, das eine die Gruppe interessierende strittige Frage aufgreift. Eine gezielte Gruppendiskussion, bei der eine Gruppe als Variable bestimmend ist, setzt die Definition der zu untersuchenden Gruppe voraus. Es gilt zu klären, ob es sich um Ad-hoc-Gruppen, Zweckgruppen usw. handelt. In soziolinguistisch fundierten Untersuchungen werden die Gruppen mithilfe von soziometrischen Verfahren beschrieben, die die Position der einzelnen Gruppenmitglieder innerhalb einer Gruppe angeben.

I-3.2 Qualitative Methoden

Die **teilnehmende Beobachtung** ist eine Form der Beobachtung, bei der Forschungspersonen (= Beobachter/-innen) das Sprachverhalten von Menschen in natürlichen Kontexten beobachtet, indem sie an Aktivitäten der Personen teilnehmen, ohne diese Aktivitäten zu stören. Dabei ist die Annahme leitend, »dass durch die Teilnahme an face-to-face-Interaktionen [sic] bzw. die unmittelbare Erfahrung von Situationen Aspekte des Handelns und Denkens beobachtbar werden, die in Gesprächen und Dokumenten – gleich welcher Art – über diese Interaktionen bzw. Situationen nicht in dieser Weise zugänglich wären« (Lüders 2003: 151). Für den/die Beobachter/-in ist es wichtig, auf der einen Seite Distanz zum Unter-

suchungssubjekt zu wahren, auf der anderen Seite per Teilnahme ein bestimmtes Maß an Nähe herzustellen. Die Kunst der teilnehmenden Beobachtung besteht darin, zum einen unauffällig zu agieren und nicht als Fremdkörper in einer Gruppe von den Aktivitäten dieser Gruppe ausgeschlossen zu werden, zum anderen, nicht selbst soweit Teil dieser Gruppe zu werden und sich mit der Gruppe zu identifizieren, dass nur noch die Binnenperspektive der Gruppenmitglieder eingenommen werden kann. Ein besonderes Problem ist das des Zugangs zu einer Gruppe; geschlossene Gruppen wie Gangs oder isolierte Kulturen (Aborigines in Australien) sind teilweise so weit gegenüber der Außenwelt abgeschirmt, dass es für eine(n) Außenstehende(n) nur schwer möglich ist, sich als Teil der Gruppe zu integrieren. Hier gilt generell, dass man nur mit Offenlegung der ehrlichen Absichten das Vertrauen einer Gruppe gewinnen kann, wie schon der Journalist und Krimiautor Sydney Horler (1935) in seiner Studie zur Londoner Unterwelt eindrucksvoll und effizient demonstriert hat. Bei der Teilnahme stellt sich das praktische Problem der Dokumentation der Beobachtungen, die im »freien Feld« schwierig ist, sei es, dass Tonaufnahmen gemacht werden sollen, sei es, dass Notizen gemacht werden müssen. Oftmals ist keine Zeit oder Gelegenheit, das Beobachtete zu dokumentieren, insbesondere dann, wenn der/die Beobachter/-in selbst in Interaktionen involviert ist. Es kann an Räumen oder Materialien fehlen, sich zu einem bestimmten Zeitpunkt Notizen zu machen. Die beobachtete Situation kann so komplex sein, dass eine Fokussierung auf ausgewählte Aspekte nicht realisierbar ist.

Die Methode der teilnehmenden Beobachtung kommt aus der Ethnologie und anthropologischen Linguistik und wurde zunächst bei ethnolinguistischen Untersuchungen angewandt, später über die Soziologie auch in soziolinguistischen Untersuchungen, hier insbesondere im Paradigma der Ethnografie des Sprechens (Bauman/Sherzer 1974). Die **anthropologische Linguistik/Ethnolinguistik** kann als das linguistische Teilgebiet beschrieben werden «which is concerned with the place of language in its wider social and cultural context, its role in forging and sustaining cultural practices and social structures. [...] Anthropological linguistics views language through the prism of the core anthropological concept, culture, and, as such, seeks to uncover the *meaning* behind the use, misuse or non-use of language, its different forms, registers and styles.» (Foley 1997: 3)

Die Methode der teilnehmenden Beobachtung ist besonders geeignet, um (1) möglichst natürliches, in kulturelle und soziale Kontexte eingebettetes sowie (2) schwer zugängliches Sprachmaterial zu erhalten. Ein anschauliches Beispiel für die teilnehmende Beobachtung eines »Dschungellinguisten« ist die Feldforschung von Everett (2010) bei den Pirahã (sprich: Pidahán), einem kleinen indigenen Volk im Amazonasgebiet Brasiliens. Am Tag seiner Ankunft beginnt die verbale Kommunikation zwischen Everett und einem am Feuer sitzenden Einheimischen wie folgt:

Ich berührte mich selbst an der Brust und sagte »Daniel«. Er erkannte, dass es sich um meinen Namen handelt, deutete sofort auf seine Brust und nannte den seinen. Dann zeigt er auf das Nagetier am Feuer. »Káixihí« (Kai-i-hii) benannte er das Objekt, auf das ich gedeutet hatte. [...] Als Nächstes bückte ich mich, hob einen Stock auf, zeigte darauf und sagte »Stock« Kóxoí lächelte und erwiderte: »Xíí« (il). Ich wiederholte: »Xíí.« Dann ließ ich ihn fallen und sagte: »Ich lasse den *xíí* fallen.« Kóxoí sah mich an, dachte nach und sagte dann schnell: »Xíí xi bigí káobíí«. (Everett 2010: 26 f.)

Nun muss man nicht eine Sprache in Brasilien oder Australien untersuchen, um die Methode der teilnehmenden Beobachtung erfolgreich anzuwenden. Ausgehend von der Annahme, dass Jugendsprache als gruppenspezifische Sprechweise zu definieren ist, die erst vor dem Hintergrund der spezifischen Lebenssituation verstehbar wird (vgl. Neuland 1989: 62) und nicht über schriftliche Befragungen (vgl. oben) erfasst werden kann, wurden im Projekt **Jugendspezifische Sprechweisen** von Schlobinski/Kohl/Ludewigt (1993) als wichtige Forschungsmethode die der teilnehmenden Beobachtung gewählt. Für die Untersuchung wurden zwei jugendliche Gruppen ausgewählt. Mitglieder der Untersuchungsgruppe I waren Jugendliche einer katholischen Kirchengemeinde, die überwiegend im Rahmen traditioneller und konfessioneller Wertorientierungen, vermittelt durch Familie, Schule und Kirche, aufwuchsen. Die meisten von ihnen hatten seit Jahren über Kindergarten, Grundschule und Religionsunterricht Kontakt zur Kirchengemeinde. Allgemeiner Anlaufpunkt für die Jugendlichen war das Jugendheim, in dem sie sich meist ohne weitere Kontrolle durch Erwachsene trafen.

Die Datenerhebung wurde während eines ›offenen Nachmittags‹ durchgeführt, der auf Wunsch einiger Jugendlicher kurz vor Beginn der Untersuchung eingerichtet worden war. Nach einer Anlaufzeit besuchten in der Regel 20 Jungen und Mädchen diesen ›offenen Nachmittag‹, um Freunde zu treffen, Doppelkopf zu spielen, Musik zu hören u. v. m. Fast alle Jugendlichen waren zumindest zeitweise Mitglied einer Kirchengruppe und kannten sich meist schon seit der Grundschulzeit. Detailliertes Wissen voneinander, das zwar nicht immer offen angesprochen wurde, sich aber letztendlich stabilisierend auf den Prozess der sozialen Integration und Kontrolle auswirkte, prägte die Gruppeninteraktionen.

Die Untersuchungsgruppe II umfasste Schülerinnen und Schüler der 9. Jahrgangsstufe an einer Gesamtschule im norddeutschen Raum, die gemeinsam am Wahlpflichtkurs »Deutsch-Medien« teilnahmen. Vorrangiges Ziel dieses Kurses war die Herstellung eines Spielfilms nach einer eigenen Filmidee. Als schulformübergreifendes Fachangebot besuchten 17 Haupt- und Realschüler aus sechs verschiedenen Klassen diesen Kurs. Aus einem vielfältigen Wahlpflichtfachangebot wählten die meisten Schüler diesen Kurs, weil sie einerseits Interesse am Filmen hatten, andererseits hofften einige, mit diesem Kurs die Wahlpflichtfachauflage zu erfüllen, ohne allzu großen Einsatz zeigen zu müssen.

Aus der Sicht der Schülerinnen und Schüler hatte der Wahlpflichtfachkurs, obwohl voll ausgleichsberechtigt, nicht den gleichen Stellenwert wie die anderen Hauptfächer. Für viele handelte es sich bei den Wahlpflichtfachkursen um eines der vielen interessenorientierten Angebote an einer Gesamtschule, die sich dadurch auszeichnen, dass man sich für eine bestimmte Wochenstundenzahl über einen begrenzten Zeitraum zur gemeinsamen Arbeit trifft und dass am Ende alle wieder ihre Wege gehen. Das Wissen um das nur temporäre Zusammensein bestimmte in weiten Teilen die Gruppeninteraktionen, die häufig einen recht unverbindlichen Charakter hatten. Hinzu kam, dass die meisten Teilnehmenden sich zwar kannten, doch nur wenige enger befreundet waren. Insgesamt konnte bei den Kurstreffen eine gewisse Lockerheit im Umgang miteinander beobachtet werden. Die Motivation, einen Film zu drehen, war zwar vorhanden, doch im Kursverlauf trat noch eine zweite Ambition zunehmend in den Vordergrund: Der Kurs sollte Spaß machen. Damit meinten die Schülerinnen und Schüler nicht in erster Linie die Freude an der Arbeit, sondern vielmehr miteinander Spaß zu haben und sich gut zu unterhalten. Diese Schwerpunktverlagerung führte schließlich dazu, dass die Teilnehmenden kaum mehr ernsthaft an der Realisierung des Filmprojekts arbeiteten. Für das Ziel der Untersuchung, möglichst authentische Sprachaufnahmen zu erhalten, stellte sich dies jedoch als Glücksfall dar, da die Personen immer mehr aus sich herausgingen und einen informellen, umgangssprachlichen Kommunikationsstil gebrauchten.

Zu Beginn der Untersuchung konnte schon nach wenigen Treffen mit den Jugendgruppen ein vertrauensvoller Kontakt aufgebaut und damit eine gesicherte Arbeitsbasis gefunden werden. Die Datenerhebung erstreckte sich über neun Monate. Während dieses Zeitraums wurden die Jugendlichen zweimal wöchentlich bei ihren Aktivitäten begleitet. Von jedem Treffen sind ausführliche Beobachtungsprotokolle angefertigt worden, wobei besonderes Augenmerk auf den situativen Kontext und die Gruppendynamischen Prozesse gerichtet wurde. Im weiteren Verlauf konnten authentische Sprachaufnahmen verschiedener Sprechsituationen gewonnen werden, und zwar von Gruppenspielen, Unterrichts-, Pausen- und Fetengesprächen, Aufnahmen an informellen Treffpunkten und verschiedenen Selbstaufnahmen der Jugendlichen. Das erhobene Tonbandkorpus umfasst ca. 60 Aufnahmestunden und ist partiell verschriftet worden (Schlobinski/Kohl/Ludewigt 1994).

Eine zweite qualitative Methode sind **Sprachbiografien/sprachbiografische Interviews**, die an die geschichtswissenschaftliche Methode *Oral History* anknüpfen. Diese basiert auf Gesprächen mit Zeiteuginnen und Zeitzeugen; das narrative Interview, das vor allem die subjektive Erlebenswelt der Befragten zum Vorschein bringen soll, ist hier die zentrale Erhebungstechnik. In sprachbiografischen Interviews wird auf Lebensbiografien im Hinblick auf sprachliche Aspekte fokussiert.

Eine grundlegende linguistische Studie, in der Sprachbiografien systematisch erhoben wurden, ist die von Katharina Meng zu Aussiedlern in Mannheim. Zielsetzung des Projektes war es herauszufinden, »wie sich die Aussiedler in die sprachlichen Verhältnisse in Deutschland eingewöhnen und welche Variablen und Sozialisationskontexte die Integrationsverläufe bestimmen« (Meng 2004: 100). Hierfür wurden in den Jahren 1992–1998 zweiundvierzig Familien interviewt. Die Zielsetzung beschreibt Meng wie folgt:

Ich wollte auch wissen, wie der Informant seine eigene sprachliche Entwicklung und die seiner Angehörigen erlebt hat und erlebt, wie er versucht hat und versucht, sie zu gestalten, wie er ihre Ergebnisse bewertet und welche gesellschaftlichen Folgen er mit den erreichten oder nicht erreichten Ergebnissen verbindet. Um diese verschiedenartigen Informationen zu bekommen, musste im Gespräch eine zweckmäßige Balance zwischen thematischer Steuerung durch die Interviewerin und Gestaltungsmöglichkeiten durch den Informanten gefunden werden. Die Lösung dafür bestand in einer Form, in der narrative Passagen und stärker interviewartige Passagen einander abwechselten (Meng 2004: 106)

Nach der Analyse der Sprachbiografien kommt Meng zu dem Schluss, dass »die sprachliche Integration [...] wesentlich durch die sprachlichen Einstellungen, Fähigkeiten und Praktiken geprägt [ist], die sich im Herkunftsland in der russland-deutschen Gemeinschaft im Laufe von Jahrzehnten ausgebildet haben« (ebd.: 102), und dass die Sprachbiografien »Zusammenhänge zwischen den Grundlinien der lebenslangen sprachlichen Entwicklung eines Menschen und der Entwicklung sprachlicher Fähigkeiten im engeren Sinne« (ebd.: 110) rekonstruieren.

In einer Studie zum mündlichen **Sprachwechsel** in Bremen und seinem Umland (Niederdeutsch/Bremer Platt vs. Hochdeutsch) konnte Wildgen (1988) auf der Basis von sprachbiografischen Interviews zeigen, »dass, abgesehen von einer Oberschicht im Stadtkern, die schon Mitte des 19. Jahrhunderts teilweise zum Hochdeutschen als Umgangssprache übergegangen war, in den Familien der Sprachwechsel um die Jahrhundertwende voll im Gange war und bis 1920 auch die Außenbezirke erreichte« (Wildgen 2000: 22). Dabei fällt die zeitliche Verortung des Sprachwechsels nach sozialer Schicht und Stadtviertel sehr unterschiedlich aus. Als Beispiel für einen frühen Sprachwechsel zitiert Wildgen (ebd.: 21) die Äußerungen einer Bremerin, die 1907 im Ostertorviertel geboren wurde:

[...] ich bin Bremerin, meine Eltern waren Bremer, meine Großeltern und meine Urgroßeltern, hat kein Mensch Plattdeutsch gesprochen, ich habe hier im Sommer erst auf diesem Landgut bei meinen Großeltern oft gewohnt und da hab ich mit der Tochter vom Hofmeister gespielt ... und die sprach Plattdeutsch.

Als Faktoren des Sprachwechsels zeichnen sich aus den Sprachbiografien zwei Faktoren ab: (1) Stadtkern – Peripherie, »wobei zumindest in der ersten Phase der Eingliederung von Vororten der Sprachwechsel nach außen wandert«, und (2) ein Bildungs- und Berufsgradient: »Die Geldschulen und die höheren Schulen üben einen sozialen Selektionsdruck in Richtung auf die hochdeutsche Umgangssprache aus oder werden zumindest von der Bevölkerung so eingestuft.« (Ebd.: 21 f.)

I-3.3 Methodentriangulation – ein Fallbeispiel

Unter *Triangulation* versteht man »die Einnahme unterschiedlicher Perspektiven auf einen untersuchten Gegenstand oder allgemeiner: bei der Beantwortung von Forschungsfragen. Diese Perspektiven können in unterschiedlichen Methoden, die angewandt werden, und/oder unterschiedlichen gewählten theoretischen Zugängen konkretisiert werden, wobei beides wiederum miteinander in Zusammenhang steht bzw. verknüpft werden sollte. Weiterhin bezieht sie sich auf die Kombination unterschiedlicher Datensorten jeweils vor dem Hintergrund der auf die Daten jeweils eingenommenen theoretischen Perspektiven.« (Flick 2011: 10) Ein Spezialfall ist die Methodentriangulation, bei der unterschiedliche Methodenelemente eingesetzt werden. Man unterscheidet die **Within-method-Triangulation** von der **Between-method-Triangulation**. Im ersten Fall werden innerhalb einer Methode z. B. unterschiedliche Kommunikationsformen (narratives Interview, vgl. Küsters 2006, und Fragenteil) kombiniert, im zweiten Fall verschiedene Methoden (z. B. soziolinguistisches Interview und teilnehmende Beobachtung). Die Kombination von Elementen eines qualitativen und eines quantitativen Forschungsansatzes wird auch als **Mixed Methods** bezeichnet (s. auch Neuland et al. 2020).

Dass unterschiedliche methodische Ansätze kombiniert werden, haben wir ansatzweise schon gesehen. Im Folgenden soll dies an einem Fallbeispiel vertieft werden. Hierfür wird das Forschungsdesign aus dem laufenden DFG-Projekt *Die Stadtsprache Hannovers* (URL-II-3.1) dargestellt, das von meinem Mitarbeiter François Conrad geleitet und von Hana Ikenaga (Vorstudie: Ikenaga 2018) und Stefan Ehrlich durchgeführt wird. Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die Tatsache, dass ein spezifischer Hannoversch-Mythos existiert: In Hannover »[wird] der deutsche Laut am reinsten und richtigsten gesprochen« (Singe 2005: 9 [¹1919]), wird also das »beste« Hochdeutsch/Standarddeutsch gesprochen. Ob tatsächlich in Hannover ein exklusives standardnahes Deutsch gesprochen wird, wie die Stadtsprache Hannovers in und außerhalb Hannovers bewertet wird, was die Stadtvarietät linguistisch kennzeichnet, dies sind übergeordnete Fragen, denen im Projekt nachgegangen wird. Der sprachliche Variationsraum wird hier hinsichtlich der objektiven und subjektiven Sprachdaten aus mehreren Perspektiven beleuchtet (Conrad et al. 2022). Methodisch wurde zum einen eine repräsentative Befragung

durchgeführt, zum anderen wurde mit Informant(inn)en ein umfangreiches soziolinguistisches Interview geführt, in dem unterschiedliche methodische Ansätze integriert sind. Bei der (1) repräsentativen Befragung wurden 2 004 Bundesbürger ab 14 Jahren bundesweit mithilfe eines Online-Panels, durchgeführt von forsa, befragt. Hierbei ging es zentral um die Wahrnehmung der Stadtsprache im laienlinguistischen Diskurs und um den Mythos, in Hannover würde das beste Hochdeutsch gesprochen. Die Fragen waren geschlossene Fragen mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten und offene Fragen wie z. B. »Wo wird das beste Hochdeutsch gesprochen?«. Es konnte ermittelt werden, dass 24 Prozent der Befragten den Raum Hannover und 14 Prozent Niedersachsen als die Region mit dem besten Hochdeutsch angaben, deutlich vor Nordrhein-Westfalen (6 %), anderen Städten (6 %) und Norddeutschland (5 %). 38 Prozent der Befragten konnten keine Angaben zur Region machen (vgl. Conrad/Ehrlich/Schlobinski 2021).

(2) Das soziolinguistische Interview dient zum einen der Beantwortung der Frage, wie standardnah (bzw. standardfern) die Umgangssprache in Hannover ist und somit der Erhebung objektiver Sprachdaten. In Anlehnung an Untersuchungen aus der soziolinguistischen Stadtsprachenforschung wird die ›Dialektalität‹ von in Hannover aufgewachsenen und noch wohnhaften Personen untersucht. Konkret geht es um die Beantwortung der Frage, welche niederdeutschen Merkmale sich (noch) erhalten haben und wie sich die hannoverschen Varietäten auf dem Standard-Dialekt-Kontinuum situieren. Um lautliche Merkmale entlang eines Stilkontinuums zu erfassen, wurden folgende Einzelmethoden angewandt: Bilderbenennung, Lückentext, Satzbauspiel, Vorlesen, Erzählen einer Geschichte. So wird beispielsweise das Bild eines Käses gezeigt, um die vokalische Variation ([kɛ:zə] – [ke:zə]) zu elizitieren, ohne dass der orthografische Input <ä> die Aussprache beeinflusst. Gegenüber einem Bilderbenennungstest ist die Erzählung einer kurzen Geschichte anhand einer Bildfolge plus Wort (Abb. 3-4) informeller und weniger stark auf das Einzelwort fokussiert.

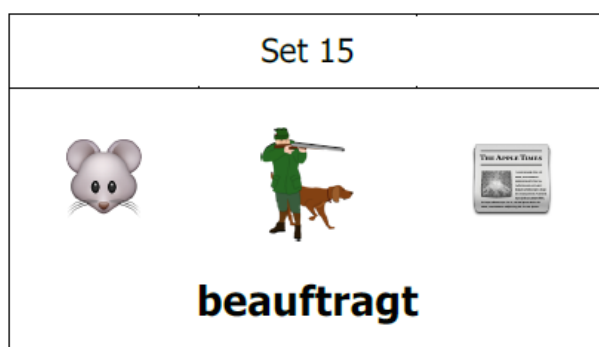


Abb. 3-4: Beispiel-Set zum Elizitieren einer kurzen Geschichte (Ikenaga, unveröff. Projektbericht 2020)

Sprachbiografische Tiefeninterviews und Salienztests wurden zur Erfassung in der subjektiven Wahrnehmung von und Einstellungen der Gewährspersonen im Hinblick auf die in Hannover gesprochenen Varietäten (inklusive des früheren Stadtdialekts) und bestimmter Varianten. Bei den sprachbiografischen Tiefeninterviews handelt es sich vorwiegend um offene Fragen, z. B. zum historischen Sprachgebrauch in Hannover: »Gab es früher [z. B. in der Kindheit der Gewährsperson] noch andere Sprachen, Sprachformen oder Dialekte [falls bekannt: Laienterminus] in der Stadt oder im Umland?«

Bei Salienztests (Salienz = Auffälligkeit) wird die Wahrnehmung/Perzeption von sprachlichen Merkmalen ermittelt (im Einzelnen vgl. Auer (2014) und Puschke/Stoeckle (2019); im vorliegenden Fall wurden lautliche Merkmalen über Teststimuli gemessen. Der bekannte englische Soziolinguist Peter Trudgill beschreibt Salienz wie folgt: Sprecher/-innen modifizieren «their pronunciation of linguistic variables that are markers within the community. This is because of the salience which attaches to markers and indeed turns variables into markers in the first place. This salience is [...] to do with stigmatization, linguistic change, phonetic distance, and phonological contrast [...].» (Trudgill 1986: 11)

Im Einklang mit variationslinguistischen Untersuchungen werden die subjektiven (meta-)sprachlichen Daten mit den objektsprachlichen Sprachdaten in Zusammenhang gebracht, womit sich ein komplexes soziolinguistisches Bild des stadtsprachlichen Varietätenraums zeichnen lässt.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Zwischen den Polen Invarianz und freie, d. h. nichtdeterminierte Variation steht ein breites Spektrum von innersprachlich und außersprachlich bedingter Variation, das mit verschiedenen Methoden zu beschreiben und – wenn möglich – zu erklären versucht wird. Diese Methoden werden traditionell in quantitative und qualitative unterschieden. Quantitative und qualitative Methoden in den Sprach- und Sozialwissenschaften bezeichnen unterschiedliche Vorgehensweisen, Daten zu gewinnen, zu beschreiben und zu erklären. Quantitative Verfahren sind solche, bei denen das Operieren mit Zahlen eine zentrale Rolle spielt, qualitative sind solche, bei denen der Interpretationsprozess im Vordergrund steht und die sich auf der Folie hermeneutischer Verfahren entwickelt haben. Quantitative Verfahren sind letztlich statistische Verfahren, qualitative in der Soziolinguistik solche, bei denen Texte oder Diskurse nach einer bestimmten Methodik interpretativ analysiert werden, z. B. konversationsanalytisch. Bei der Datenerhebung steht in der Soziolinguistik das soziolinguistische Interview im Zentrum, in dem sowohl subjektive als auch objektive Sprachdaten erhoben werden. In breiter angelegten Unter-

suchungen wird häufig eine Methodentriangulation vorgenommen, d. h., unterschiedlichen Methoden werden integrativ und komplementär angewandt.

Weiterführende Literatur: Labov (1980b), Dittmar (1997), Schlobinski (1986), Albert/Marx (2016).

II Ausgewählte Aspekte/Forschungsfelder

II-1 Soziale Dialektologie und Stadtsprachenforschung

Die soziale Dialektologie als Forschungsparadigma ist an das Aufkommen der Soziolinguistik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gekoppelt. Aber: Es gab bereits in der frühen Phase der Dialektologie sprachsoziologische Ansätze, wie Kerswill (2004) aufzeigt. Bereits bei Johann Andreas Schmeller, der als Begründer der Mundartforschung gilt, finden sich soziale Parameter als Erklärung für die Verteilung von Dialektmerkmalen, differenziert wird nach der »gemeinen ländlichen Aussprache«, der Aussprache der »Bürgerclassen in Städten« und der »der Gebildeten« (Schmeller 1821: 21), wobei dies in eine spezifische Bewertungsmatrix eingeordnet wird.

Nur beym gemeinen Manne, besonders auf dem Lande, und wieder vorzugsweise in abgelegenen Wald- oder Gebirgs-Gegenden haben sich die meisten der [...] Aussprach-Analogien rein und lebendig erhalten; in Märkten und Städten und bey den Gebildeten sind sie durch Vermengungen aller Art, besonders mit dem Schrifthochdeutschen immer mehr oder weniger verwischt worden. Es darf in diesem Sinne die Sprache der Bürger-Classe, obschon sich diese gerne etwas auf dieselbe herausnimmt, meistens für corrupter als die des Landvolkes erklärt werden. (Ebd.)

Wir haben in Kap. I-2.2 ausgeführt, dass Variationslinguistik/Varietätenlinguistik wesentlich durch das Labov'sche Paradigma geprägt ist, und das, was im engeren Sinne unter sozialer Dialektologie gefasst wird, basiert auf der theoretischen Fundierung des Sprachwandels durch Weinreich/Labov/Herzog (1968). In den Arbeiten von Labov der 1960er-Jahre stand die soziodialektale Variation in New York im Zentrum. Daran anknüpfend und in Verbindung mit dialektologischen Arbeiten, die gesellschaftliche Aspekte einbeziehen, hat der Dialektologe und Soziolinguist Klaus Mattheier (1980), eine »kommunikative Dialektologie« vorgeschlagen, in der pragmatische und soziale Aspekte in den Vordergrund der Dialektologie gerückt werden. Ausgangspunkt bildet dabei die Annahme, dass »Sprechen vom Typ her ›Sozialhandlung‹ und zwar vermittelte, mit gesellschaftlich institutionalisierten Zeichensystemen operierende Sozialhandlung ist« (Mattheier 1980: 17). Als System ist Sprache von »Sozialhandlungs-/Sprachhandlungsmustern durch ihre aktuelle Verwendung einem ständigen Wandel ausgesetzt, der alle bedeutungstragenden Ebenen und alle Funktionsbereiche sprachlicher Zeichen von der Darstellungsfunktion bis zur Appellfunktion und von dem Morphem bis zur ganzen Sprachvarietät betreffen kann« (ebd.: 18). Dialekte, Soziolekte etc. werden von Mattheier als **Substandvarietäten** begriffen, die im Varietätenraum (vgl. Kap. I-2.2) durch spezifische linguistische Eigenschaften gekennzeichnet sind und die in diachroner Perspektive Wandelprozessen unterliegen. Eine wichtige Differenzierung von Varietäten ist die von Coseriu (2007: 24) vorgenommene in *diatopische*, *diastratische* und *diaphasische Varietäten*. Unter **diatopischer Verschiedenheit**

versteht Coseriu die Verschiedenheit im Raum (areallinguistische Differenzierung/**horizontale Variation**), unter **diastatischen** Unterschiede soziokulturell bedingter Sprachschichten und -niveaus innerhalb einer Sprachgemeinschaft (**vertikale Variation**) und unter **diaphasischer** unterschiedliche Sprachstile, die in verschiedenen Kommunikationssituationen verwendet werden. Für Dialekte ist also die diatopische Dimension grundlegend, sie können als mehr oder weniger räumlich definierte Varietäten begriffen werden, die unter dem Dach und im Kontrast zu einer Standardvarietät stehen (s. Abb. 2-1). Die Regiolekte R_1 : Berlin-Brandenburgisch und R_2 : Rheinisch stehen ebenso unter dem Dach der Standardsprache (S) wie die Dialekte D_1 : Berlinisch und D_2 : Kölsch und D_3 : Koblenzer Platt, die wiederum in die Regiolekte R_1 bzw. R_2 eingebettet sind.

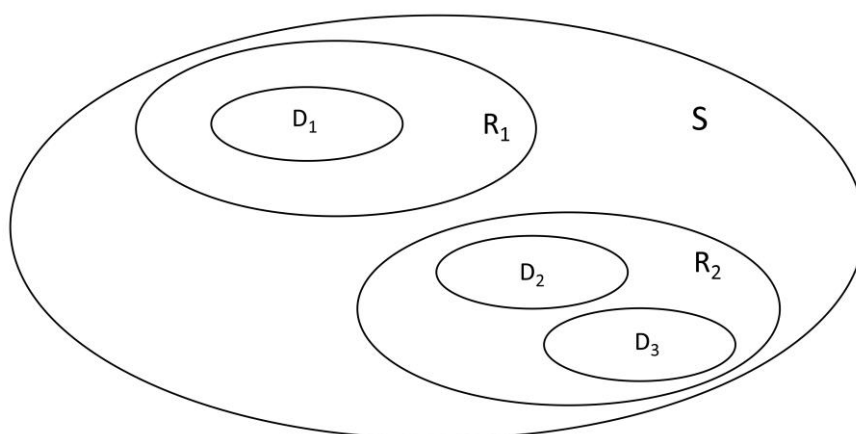


Abb. 2-1: Dialekt-Standard-Spektrum

Bei Soziolekten ist die diastatische Dimension grundlegend, zentrale Faktoren sind die soziale Situation und die soziale Gruppe. Erstere kann begriffen werden »als die unmittelbar gegebene, konkrete Wirklichkeit, in der sich der Mensch befindet, und in der sich Sozialhandeln – also auch Sprechen – ereignet« (Mattheier 1980: 19). Eine soziale Gruppe umfasst »eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern, die ein gemeinsames Ziel verfolgen und für die Erreichung dieses Ziels dauerhaft in einem relativ kontinuierlichen Kommunikations- und Interaktionsprozess stehen, aus dem sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl (Wir-Gefühl) entwickeln« (Schäfers 2013: 108. Wie wir in den Kapiteln I-2.1 und I-2.2 gesehen haben, bilden soziale Schichten ein für die Variation relevantes soziales Aggregat, das u. a. über Berufs- und Bildungsparameter zu einer sozialen Gruppierung führt. Je nach Merkmalen wie Beruf, Bildung, sozialer Status, Prestige, Alter etc. lassen sich Soziolekte klassifizieren, wie Löffler zeigt (s. Abb. 2-2).

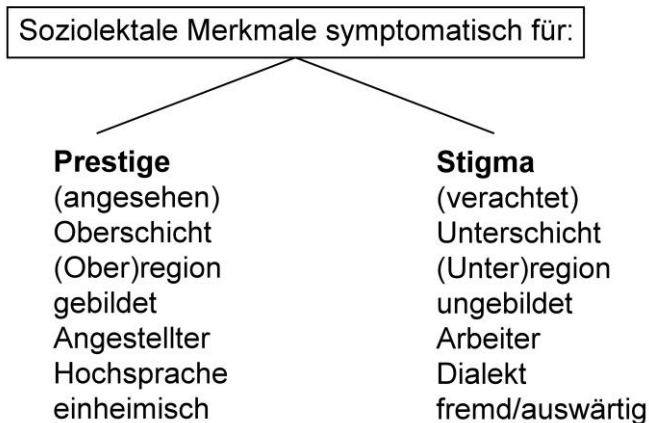


Abb. 2-2: Soziolekt nach sprachlichen Merkmalen (nach Löffler 2016: 115)

Ein grundsätzliches Problem innerhalb der Varietätenlinguistik ist die Abgrenzung von Varietäten, so von Dialekt und Soziolekt. Diatopische und diastratische Dimensionen sind nicht trennscharf zu scheiden, sodass »die Trennung der verschiedenen Dimensionen nur einen heuristischen Wert haben« (Nabrings 1981: 89).¹² Dies zeigt sich in besonderer Art und Weise bei der Untersuchung und Analyse von **Urbanolekten** (Stadtsprachen).

Der alemannische Mundartforscher Karl Haag (1929/1930: 34) hat Städte als »Neuinseln« bezeichnet, »die wie Löcher im Lautgewebe der Landschaft sitzen«. Für die blinden Flecken in der Dialekttopografie, die Vernachlässigung der Stadtsprachen bis in die 1960er-Jahre geben Dittmar/Schlieben-Lange (1982: 9 ff.) eine Reihe von Gründen. (1) Stadtsprachen galten als »unrein«, als eine Art *Mischsprache*, als ein »Jargon«, wie Schriftsteller Willibald Alexis über das Berlinische schreibt, »aus dem verdorbenen Plattdeutsch und allem Kehrlicht und Abwurf der höheren Gesellschaftssprache auf eine so widerwärtige Weise komponiert, daß er nur im ersten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt« (Alexis 1905: 368). In der Abwertung des Berlinischen als Jargon spiegelt sich ein Phänomen wider, das mit (2) der *Heterogenität* von Stadtsprachen zusammenhängt. »Der komplexe stadtsprachliche Varietätenraum war mit herkömmlichen dialektologischen Beschreibungsmethoden nicht erfassbar.« (Dittmar/Schlieben-Lange 1982: 10) So hat sich das Berlinische wie andere Stadtsprachen auch »nach eigenen Entwicklungsprinzipien gebildet, die bestimmt waren durch besondere Komponentenkonstellationen, die der Modernisierungsprozeß in der jeweiligen Stadt einnahm. Dazu gehören sowohl die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt und

¹² Weitere Probleme werden bei Neuland (2006: 11 f.) genannt, u. a. Über- oder Unterordnungen, Kovariation von Varietäten, Homogenität und Stabilität von Varietätenmerkmalen sowie die Rolle subjektiver Faktoren dabei.

ihr ökonomischer Kontaktraum als auch ihre administrative Funktion, ihre soziale und politische Struktur und die konfessionelle Entwicklung, die die Stadt mitmacht.« (Mattheier 1980: 149) Die besondere Bedeutung der Stadt hob bereits Trachsel (1873: VI) in seinem *Glossarium der berlinischen Wörter und Redensarten*, dem ersten Wörterbuch zum Berlinischen, hervor:

Bedenkt man, dass die Bevölkerung der grossen Städte nicht nur durch die Zahl der Kinder der alten Einwohner, sondern auch hauptsächlich durch Einwanderung aus den verschiedenen Provinzen und aus fremden Ländern sich vermehrt, so wird man es ganz natürlich finden, dass die neuen Bürger die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der Gegenden mit sich bringen, aus welchen sie herkommen. Daher ist es leicht erklärlich, wenn in der Hauptstadt Ausdrücke und Redensarten vorkommen, welche auf dem Lande üblich und bekannt sind. Jedoch erleiden diese Wörter nach der Uebersiedelung in der Hauptstadt meistens eine Veränderung und erhalten einen mehr städtischen Anstrich, obgleich sie immer noch zum Volks-Dialecte gehören.

(3) Auf der Suche nach dem homogenen, möglichst ›reinen‹ Dialekt wurden möglichst ›authentische‹ Sprecher/-innen für die Datenerhebung gesucht. »Der Dialektologe strebte eine rein beschreibende Dokumentation räumlich bedingter Variation an.« (Dittmar/Schlieben-Lange 1982: 10) Mit den Studien von Labov zum New Yorker Englisch rückte die Stadtsprachenforschung in das Zentrum soziolinguistischer Forschungen und »Variation wird nicht nur durch räumliche Trennung hervorgebracht, sie ist vor allem ein notwendiger Faktor in der Abgrenzung sozialer Territorien«. Räumliche und soziale Dimensionen greifen ineinander und machen »die Stadt zu einem dynamischen Veränderungsgefüge« (ebd.: 13).

Das Paradigma der Stadtsprachenforschung hat grundlegende Auswirkungen auf Forschungen in der Linguistik gehabt: (1) *Empirisch* wurden Sprachgemeinschaften untersucht, wobei umfangreiche Sprachkorpora erhoben wurden. In der sozialen Dialektologie wurde das Fundament für die moderne Korpuslinguistik gelegt. (2) *Methodisch* wurden Verfahren aus der Soziologie und Ethnologie angewandt und neue Verfahren zur Datenerhebung entwickelt; die Methodentriangulation wurde frühzeitig angewandt (vgl. Kap. 1-3). Hier gibt es auch Rückkopplungseffekte auf traditionelle linguistische Ansätze. So hat die traditionelle Dialektologie in vielerlei Hinsicht von den soziolinguistischen Innovationen profitiert (vgl. Kürschner/Habermann/Müller (2019)). Die heute in der Internetlinguistik fortgeschrittenen Netzwerkanalysen haben u. a. ihre Grundlagen in den richtungsweisenden Arbeiten von Gumperz (1964), Labov (1977) und Milroy (1980), wobei die Arbeiten zwei unterschiedlichen Hauptströmungen der Netzwerkanalyse folgen, wenn sie auch partiell aufeinander bezogen werden können. Gumperz' Untersuchung steht im Paradigma der ›positionalen Netzwerkanalyse‹, in der die Sozialstruktur »als ein mehr oder weniger geordnetes Gemenge verschiedener Rollen oder Positionen innerhalb eines Beziehungsgeflechts« (Trezzi 1998: 382)

begriffen wird, während die Arbeiten von Milroy im Paradigma der ›relationalen Netzwerkanalyse‹ zu sehen sind, in der anhand von Kohäsionskonzepten (wie Dichte, Multiplexität) innerhalb von Netzwerken interne Beziehungsnetze (z. B. in Cliques) beschrieben werden (zu Netzwerkanalysen s. Kap. II-4). (3) *Theoretisch* wurde die moderne gebrauchsbasierte Linguistik begründet, indem Korpora statistisch analysiert und mit probabilistischen Modellen verknüpft wurden. Damit verbundene Probleme in heutigen konstruktionsgrammatischen Ansätzen wurden bereits im Labov-Paradigma diskutiert (s. Kap. I-2.2).

An dieser Stelle kann und soll kein Überblick über die Stadtsprachenforschung gegeben werden, vgl. hierzu den Beitrag von Dittmar/Schlieben-Lange (1982) und zu neueren Forschungen s. den in diesem Jahr erscheinenden Band (Conrad/Schlobinski 2022). Vielmehr soll es im Folgenden darum gehen, an ausgewählten Stadtsprachenforschungen spezifische grundlegende Aspekte zu profilieren. Dabei nehmen wir (1) den am besten untersuchten deutschen Urbanolekt in den Fokus, das Berlinische – in der Eigenbezeichnung der Berliner: das Berlinerische, (2) die jüngst erschienene Untersuchung zum Regensburgerischen und (3) das Mannheimer Projekt »Kommunikation in der Stadt«, das an einen ethnografischen Ansatz (Kap. I-2.3) anknüpft. Im Falle des Berlinischen konzentrieren wir uns auf den Sprachgebrauch in der ehemals geteilten Stadt, beim Regensburgerischen auf Spracheinstellungen und -wahrnehmungen (Wellner 2020) und beim Mannheimerischen auf Sprache, soziale Symbolisierung und Identität.

II-1.1 Sozio-regionale Stratifikation in der Stadtsprache Berlins

Der Heterogenität des Berlinischen wurde in einem soziolinguistischen Projekt Anfang der 80er-Jahre des 20. Jahrhunderts nachgegangen (Dittmar/Schlobinski/Wachs 1986, Schlobinski 1987). In diesem Projekt ging es u. a. darum, hinsichtlich Sprachvariation (ausgewählte lautliche Merkmale) und subjektiver Sprachdaten (Perzeptionstests, Spracheinstellungen und -bewertungen, vgl. Kap. I-3-1) die Stadtsprache Berlins näher zu untersuchen. Neben der innersprachlichen Variation¹³ und der Variation in Bezug auf Geschlecht, sozio-regionaler Stratifizierung und sozialer Netzwerke im Sinne Milroys (1980) stand im Fokus die Variation im West- und Ostteil der Stadt (Schlobinski 1987). Hierfür wurden Sprachdaten durch Interviews und Wegauskünfte in dem bürgerlichen Westberliner Bezirk Zehlendorf, dem Westberliner Arbeiterbezirk Wedding und in dem an Wedding grenzenden, durch die Mauer vom Westteil abgeschnittenen

¹³ So konnte gezeigt werden, dass die *g*-Spirantisierung vor /l/ und /r/ heute nicht mehr besteht, aber besonders präferiert wird vor /ə/, und zwar mit einer Wahrscheinlichkeit von $p \approx 0.45$. Dies wiederum erklärt Codeswitching-Phänomene (s. Kap. I-2.3), dass z. B. eine Sprecher innerhalb eines Gesprächsbeitrag zu [jələ:gt] shiftet, aber nicht zu [ge:gŋ] (Schlobinski 1988b).

Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg erhoben. In allen drei Bezirken wurde Berlinisch gesprochen, aber die Stratifikation ist sehr unterschiedlich, wie die quantitative Verteilung der Dialektvarianten zeigt (vgl. Tab. 2-1).

Bezirk	Dialekt (\bar{x}) ¹⁴
Zehlendorf	28 %
Wedding	52 %
Prenzlauer Berg	79 %

Tab. 2-1: Verteilung des Berliner Dialekts nach Bezirk (Schlobinski 1987: 153)

Hier ist besonders interessant, dass sich in den traditionellen Arbeiterbezirken Wedding und Prenzlauer Berg, die ursprünglich in ihrer sozialen und städtebaulichen Struktur relativ homogen waren, hoch signifikante Unterschiede im Gebrauch der berlinischen Varianten feststellen ließen. Deutlich am stärksten wurde das Berlinisch im Ostberliner Bezirk Prenzlauer Berg gebraucht bei gleichzeitig hoher Loyalität gegenüber dem Dialekt. Auch qualitative Unterschiede wie bei der *r*-Vokalisierung konnten zwischen dem Ost- und Westteil der Stadt später nachgewiesen werden (Schlobinski 1996b). Diese linguistische Stratifizierung und Differenzierung lässt sich aus der Perspektive zweier sich unterschiedlich entwickelnder, politisch geteilter Kommunikationsgemeinschaften erklären.

Die beiden Bezirke Wedding und Prenzlauer Berg hatten seit 1945 eine unterschiedliche Entwicklung genommen. Im Wedding ließen sich zum einen ausländische Arbeitskräfte nieder, zum anderen fand eine rigorose Sanierung der Mietskasernenarchitektur statt. Folge: Es wurde eine Heterogenisierung ausgelöst mit der Konsequenz, dass sich sowohl das äußere Bild Weddings als auch die Sozialstruktur und die sozialen Netzwerke veränderten. Im Prenzlauer Berg blieb hingegen die angestammte Bevölkerung stabil bei gleichzeitigem Bestehen der Infrastruktur und Architektur. Es bestand dort deshalb eine feste Kommunikationsgemeinschaft mit engen sozialen Netzwerken, während im Wedding die Kommunikationsgemeinschaft einer starken inneren Dynamik (Aufbrechen tradierter sozialer Netzwerke) als Folge der äußeren Dynamik unterlag. Ein unterschiedliches Maß an Sprachvariation und ein unterschiedlich starkes Verharrungsmoment des Berlinischen waren die linguistischen Konsequenzen.

Im damaligen West-Berlin war mit dem Berlinischen ein negativ konnotiertes Wertsystem assoziiert (vulgär, unfein), das in Ostberlin nicht oder kaum zu finden war. Die Differenzierung war darin begründet, dass in Westberlin die Standardsprache als legitime Sprache im Sinne Bourdieus (s. 1-2.4), als Normsprache

¹⁴ Der Index wurde wie folgt gebildet: \bar{x} = Anzahl der Dialektvarianten von sechs phonologischen Variablen/Anzahl der möglichen Realisierung der sechs phonologischen Variablen.

anerkannt war und als Prestigevariante gesehen wurde (mehr zum Prestige-Konzept im nächsten Kapitel). In Abgrenzung dazu war das Berlinische mit dem Stempel des ›Vulgären, Ungebildeten‹ behaftet (vgl. Kap. I-3: Analyse nach semantischem Differenzial); das Berlinische war im klassischen soziolinguistischen Sinne ein Soziolekt. Anders die Situation in Ostberlin. Auch Angestellte gebrauchten die Berliner Varietät und ein negatives Wertsystem war nicht mit ihr assoziiert:

Im Ostteil der Stadt besaß das Berlinische ein höheres Prestige als im Westteil. Es wurde von den Ostberliner empfunden als Sprache der Identität, die auch das Gefühl einer sozialen Gleichheit vermittelte und förderte, mit der man sich wohlfühlte. Es wurde nicht nur in privaten, sondern gleichermaßen in vielen öffentlichen Situationen von Angehörigen aller sozialen Schichten verwendet.« (Schönfeld 2001: 48)

In Ostberlin, insbesondere im Prenzlauer Berg, war das Berlinische eine Prestigevarietät, die weit in das umliegende Land ausstrahlte. Das unterschiedliche Prestigepotenzial, das mit dem Ost- und Westberlinischen verbunden war, hing wesentlich damit zusammen, dass unterschiedliche Zusammenhänge von Alltagswelt und Privatsphäre einerseits und dem Gesellschaftssystem andererseits zu spezifischen Werten und Normen geführt hatten. Während in Westberlin durch das demokratische und marktwirtschaftliche System die Arbeitswelt und die Privatsphäre unter dem Imperativ der gesellschaftlichen Rationalisierung sich ausdifferenzierte, versagten die systemübergreifenden Integrationsmechanismen im bürokratischen Sozialismus und führten zu einer weitgehenden Abkopplung von Alltags- und Privatwelt vom Politsystem. Die Sphäre des Systems und die des alltagsweltlichen Zusammenhangs waren sprachlich in einem offiziellen und einem nichtoffiziellen Sprachgebrauch markiert. Die offizielle Sprache in der Domäne des öffentlichen Kontextes war die Sprache der Nachrichtensprecher/-innen ebenso wie die der Funktionärinnen und Funktionäre, die durch Stereotype und Sprachhüllen gekennzeichnet war und oftmals die sächsische Herkunft nicht verkennen ließ. Das »gehobene Sächsisch repräsentiert bis zu einem gewissen [...] Grad innerhalb der DDR die Hochsprache; mindestens stellt es den völlig anerkannten Verkehrston auch bei offiziellen Anlässen dar« (Bausinger 1972: 20). Demgegenüber war mit dem Gebrauch des Berlinischen als nichtoffizielle Sprache Solidarität gegen Herrschaftsstrukturen, Alltagskultur gegen herrschende Kultur, Loyalität Berliner Werktätiger gegenüber der Funktionärsklasse verbunden. Das Berlinische wurde zu einer sozialen Gebrauchsweise, die Abgrenzung gegen das herrschende System symbolisierte.

Zwischen 1961 und 1989 war Berlin und sein sprachlicher Variationsraum das Paradebeispiel für den Fall *einer* Sprachgemeinschaft, die in zwei Kommunikationsgemeinschaften auf der Basis zweier Gesellschaftssysteme geteilt war. Nach der Wiedervereinigung 1989 und in der Nachwendezeit werden der Politwortschatz der DDR ebenso wie der institutionelle systematisch abgebaut: Mit dem

Verschwinden des »Delikatladens« verschwindet auch sein Begriff, das *Team* ersetzt das *Kollektiv*, die *Kita* die *Krippe*, eine Reihe von Straßen und U-/S-Bahnhöfen wird umbenannt, so z. B. die vom Alexanderplatz nach Norden verlaufende *Hans-Beimler-Straße* zu *Otto-Braun-Straße*¹⁵. Allerdings wurde dieser einseitige Sprachgebrauchswandel auch als eine Form westlicher ›Sprachlenkung‹ (vgl. Kap. II-2) erfahren und verarbeitet, als ein Dominanzverhalten des ›Besserwissis‹ mit dem Resultat des Phänomens der ›Ostalgie‹, auch der sprachlichen Ostalgie.

Zahlreiche Ostberliner haben ihren Dialektgebrauch verändert, indem sie weniger stark berlinern und/oder den Dialekt situativ differenziert gebrauchen. Mit den objektiven Veränderungen des Dialektgebrauchs geht einher, dass das Berlinische nicht mehr als Prestigedialekt gesehen wird: »In Ostberlin ist die fast generelle Tendenz zur positiven Bewertung des Berlinischen und seiner Verwendung [...] nicht mehr vorhanden.« (Schönfeld 2001: 181) Stattdessen wird Dialektgebrauch als Stigmatisierung wahrgenommen, besonders in den 90er-Jahren. Eine 25-jährige Ostberliner Studentin berichtet: »In de Disco in Westberlin föhl ick mich richtig unwohl. Ick trau mich kaum, 'n Mund aufzumachen, weil ich sonne Hemmungen habe davor: Guck mal, die da aus 'm Osten. [...] Die im Westen, die sprechen schon ganz anders. Man merkt das am Hochdeutschen. Wir berlinern ja ziemlich stark.« (Schönfeld 1996: 89) Auf der Basis seiner Befunde aus den 90er-Jahren zieht Schönfeld (2001: 182) folgendes Fazit:

Der Weg Berlins von der zusammenwachsenden Stadt zu einer Stadt ohne Grenzen wird nach Ansicht unserer Probanden auch in sprachlicher Hinsicht noch ein weiter Weg sein, denn das Sprachverhalten ist in starkem Maße geprägt durch Gewohnheiten. Dazu kommt, dass die Mauer, die die Stadt in zwei Hälften trennte, noch in den Köpfen der meisten Berliner existiert. Die Ausgleichsprozesse beim Gebrauch des Berlinischen verlaufen also sehr differenziert und widersprüchlich.

Demgegenüber folgert Regener aus ihren Untersuchungen, dass »im Ostteil der Stadt [...] der Gebrauch des Berlinischen auf relativ hohem Niveau stabil [bleibt]; im Westteil ist der tendenzielle Dialektverlust der letzten Jahrzehnte gestoppt, der Gebrauch des Berlinischen stabilisiert sich auf niedrigerem Niveau« (Regener 2002: 16). Neuere Untersuchungen stehen (leider) aus.

Es gibt allerdings noch eine weitere interessante Entwicklung in Berlin, und zwar das sog. **Kiezdeutsch** (Wiese 2012). Es handelt sich hier um einen **Multiethnolekt**, da viele »Sprecher/-innen von Kiezdeutsch [...] neben dem Deutschen noch eine oder sogar mehrere andere Sprachen fließend« beherrschen, und diese vielsprachigen Kompetenzen begünstigen sprachliche Innovationen, sodass sich

¹⁵ Hans Beimler (1895–1936), deutscher Politiker der KPD, kommunistischer Reichstagsabgeordneter und in der NS-Zeit politisch verfolgt. Otto Braun (1872–1955), sozialdemokratischer deutscher Politiker in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit politisch verfolgt.

»Kiezdeutsch zu einer Varietät entwickeln [konnte], die in relativ kurzer Zeit besonders viele sprachliche Neuerungen hervorgebracht hat« (ebd.: 36). Bei dieser Varietät handelt es sich nach Wiese um einen Dialekt, der »überregional im multiethnischen urbanen Raum beheimatet ist« (URL-II-1.1). Marossek (2013) führt eine soziolinguistische Studie zum Kiezdeutsch an Berliner Schulen durch mit der syntaktischen Variablen »Kontraktionsvermeidung«, z. B. »Anna geht Kino.« < »Anna geht ins Kino.«, also der Vermeidung von Verschmelzungen von Präposition und Artikel (wie *ins*, *aufs*, *zum*). Als Einflussfaktoren weist sie nach: (1) soziokommunikative Situation in der Gruppe, 2. soziokommunikativer Kontext in der Gruppe, (3) soziale und psychische Stabilität des Schülers bzw. der Schülerin (Selbstbewusstsein, Rolle in der Gruppe, Selbstwahrnehmung), (4) Medienkonsum des Schülers bzw. der Schülerin (Wahrnehmung des Sprachkults), (5) mediale Kultivierung des Ethnolekts, (6) Wahrnehmung und Toleranz des Ethnolekts durch die Pädagog(inn)en sowie (7) Konfrontation mit migrationsbestimmten Gegenwelten/Subkulturen.

Der kleine Ausschnitt aus dem städtischen Variationsraum »Berlin« zeigt, dass das Berlinische eine Varietät ist, die sich aufgrund von gesellschaftspolitischen Entwicklungen, Zuwanderung und sozial heterogenen Strukturen dynamisch entwickelt hat und entwickeln wird. Folge ist ein hohes Maß an sprachlicher Variation und ein dynamischer Wandel der sprachlichen Verhältnisse in Berlin in unterschiedlichen historischen Phasen. Zurzeit steigt in Berlin die Einwohnerzahl rasant an, nach Schätzungen wird im Jahr 2030 die Hauptstadt rund vier Millionen Einwohner haben. Die damit verbundenen Veränderungen in den Sozialstrukturen, das Aufbrechen sozialer Netzwerke vor dem Hintergrund von Gentrifizierung, wird auch (weiterhin) zur Veränderung der sprachlichen Verhältnisse in Berliner Bezirken und Kiezen führen.

II-1.2 Regensburgerisch unter wahrnehmungsdialektologischen Aspekten

Wahrnehmungsdialektologie bezeichnet jenen Ansatz in der Dialektologie, »in der die subjektiven Wahrnehmungen linguistischer Laien zu regionalen Spracherscheinungsformen [...] untersucht werden, die als kognitive Strukturen des sprachbezogenen Alltagswissens bezeichnet [...] werden« (Anders 2010: 56). Dabei kann nach Preston (2010) grundsätzlich zwischen einer **perzeptiven** und **konzeptuellen Ebene** unterschieden werden. Perzeptionen sind eher unbewusste Prozesse individueller Informations- und Wahrnehmungsverarbeitung und perzeptive Reaktionen werden in Tests durch (z. B. akustische) Stimuli erzeugt. Klassisches Beispiel in der Soziolinguistik ist der Matched-guise-Test (vgl. Kap. I-3.1), bei dem die Stimuli so verdeckt sind, dass eine bewusst-reflektierte Reaktion ausgeschlossen werden kann. *Konzepte* sind elementare strukturelle Grundeinheiten von Wissensbestän-

den, die im Langzeitgedächtnis abgespeichert und in der Tendenz bewusst abgerufen werden können. Klassisches Beispiel hierfür ist die Erfassung von Spracheinstellungen, die Bewertungen und Einschätzungen von Sprecher(inne)n umfassen und die durch Fragen (vgl. Tab. 2-2) erfasst werden können. Ein weiterer Aspekt ist die *Perspektive*. Bei der Selbstbewertung/-einschätzung beziehen sich Sprecher/-innen auf ihr Wissen bezüglich des eigenen Sprachverhaltens, bei der Fremdbewertung/-einschätzung bezüglich des Sprachverhaltens anderer.

Methode (Beispiel)	kognitiver Status	mentaler Prozess	Perspektive
Matched-guise-Test	perzeptiv	unbewusst	Fremdbewertung
Frage: »Wie sprechen Sie mit Ihren Kollegen?« (Wellner 2020: 55)	konzeptuell	bewusst	Selbsteinschätzung

Tab. 2-2: Wahrnehmungsdialektologische Parameter

In der Untersuchung von Wellner (2020) wird einerseits der Sprachgebrauch sowohl hinsichtlich von Dialektwandelprozessen als auch in Bezug auf subjektive Sprachdaten analysiert. Für den letzteren Fall stehen zwei übergeordnete Fragen im Zentrum (ebd.: 43): (1) Wie stark ist das Sprachbewusstsein bzw. die Fähigkeit zur Sprachdifferenzierung bei den Regensburger Sprecher(inne)n ausgeprägt? (2) Welche Vorstellungen bzw. Einstellungen und damit ggf. Stereotype werden mit bestimmten Varietäten in und um Regensburg verknüpft?

Methodisch wurden im Rahmen der Befragung ($N=88$) für die Erhebung der phonetischen Daten freie Gespräche geführt, für die Erhebung der subjektiven Daten wurden Sprachprobentests sowie ein Leitfadeninterview durchgeführt. Bei dem Sprachprobentest wurden den Befragten vier Sprecherproben vorgespielt (2 männlich, 2 weiblich; 2 Regensburger Sprachproben, eine Sprachprobe ohne dialektale Besonderheiten sowie eine mittelbairische). Es sollten zwei Fragen beantwortet werden (ebd.: 52): (1) Was fällt Ihnen sprachlich gesehen an den Sprecherproben auf? (2) Welcher der vier Sprecher/-innen könnte Ihrer Meinung nach aus Regensburg stammen? Als saliente Merkmale treten hochfrequent lexikalische auf. So fällt den Informant(inn)en in der niederbairischen Sprachprobe in *kommen* die bairische *e*-Kennform ([kheme]) gegenüber der im Regensburgerischen gebrauchten *u*-Form ([khume]) auf. Bei den als Regensburgerisch eingeschätzten Sprachproben wird eine abgeschwächte Dialektalität und Nähe zur Standardsprachlichkeit angenommen. So meint ein Informant zu der regensburgischen Sprachprobe: »Also reinrassig Dialekt redet der nicht [...] Der hat sich zwar bemüht, Dialekt zu reden, aber er hat sich bemüht, ein bisschen bemüht, auch immer ein bisschen so bemüht, mehr ins Schriftsprachliche reinzugehen.« (Ebd.: 142)

Das Leitfadeninterview umfasst eine Reihe von Fragen. So wurde gefragt, wie der/die Befragte mit der Nachbarschaft, den Eltern, den Geschwistern, mit dem Arzt oder der Ärztin etc. reden. Ferner wurde nach stadtteilspezifischen Unterschieden gefragt, ob es eine Regensburger Stadtsprache gebe, ob früher in Regensburg anders gesprochen worden sei als heute und wie die Sprecher/-innen ihre eigene im Alltag gesprochene Sprache bezeichneten. Die Sprachbenennungen waren heterogen, deutlich am häufigsten wurde »Regensburgerisch« und »Bairisch« genannt. Die Bezeichnung *Regensburgerisch* verweist »auf einen hohen Grad der Ortsloyalität sowie eine stark identitätsstiftende Wirkung der eigenen Alltagssprache« (ebd.: 151). Auch im Hinblick auf die Einflussfaktoren gibt es unterschiedliche Aspekte (vgl. Tab. 2-3), und der meistgenannte Einflussfaktor ist »Gesprächspartner«, wobei einerseits dessen Herkunft und andererseits dessen Sprache relevant sind. Eine Gewährsperson sagte: »Wann rede ich anders? Wenn mein Gegenüber anders redet. Wenn ich das schon merke, dass die vielleicht aus Hamburg ist oder im Urlaub Bekannte, die sind vom anderen Bundesland oder sonst was. Dann rede ich anders, weil sie mich eher verstehen. Das hat eigentlich nichts damit zu tun, dass ich sage, ich schäme mich für meinen Dialekt oder meine Sprache, aber man versteht sich leichter.« (Ebd.: 154) Hier dokumentiert sich eine differenzierte Sprachbewusstheit für Switch-Phänomene (vgl. Kap. 1-2.3), in der sich auch der Aspekt der **kommunikativen Reichweite** widerspiegelt. Darunter versteht man den radialen Geltungsgrad einer Varietät (Verbreitung, Verständigung) von einem Zentrum aus hin zur Peripherie. Nach Löffler (2003: 7) ist ein Dialekt »von begrenzter und dadurch minimaler Reichweite; geringster Verständigungsradius«, während die Standardsprache »von unbegrenzter und optimaler kommunikativer Reichweite [ist]; größter Verständigungsradius«. Dieses Konzept »deckt sich mit der Vorstellung der Gewährspersonen, die grundsätzlich davon ausgehen, dass sie mit einer möglichst standardnahen Sprachform am besten verstanden werde« (Wellner 2020: 156).

Einflussfaktor	n	% (³ 5)
Gesprächspartner/-in (Herkunft und Sprache)	104	32 %
Kommunikative Reichweite	48	15 %
Räumlicher Aspekt	34	10 %
Erziehung	23	7 %
Prestigegeданке	23	7 %
Statusgedanke	18	6 %
Schule	15	5 %
Sonstige	60	18 %

Tab. 2-3: Leitfadeninterview-Analyse nach Einflussfaktoren (nach Wellner 2020: 153)

Der Einfluss des räumlichen Aspekts spiegelt sich am stärksten als Stadt-Land-Gegensatz wider, also dem Gegensatz zwischen dem urbanen Varietätenraum und dem dialektalen Umfeld. Ein Informant berichtete, dass er in der Familie zwar Dialekt spreche, aber »nicht so geschert wie am Land« (ebd.: 163). Der ›Land-Dialekt‹ wird negativ bewertet, was »auf ein höheres Prestige sowohl der Standardsprache als auch der städtischen Varietät hinweist« (ebd.). **Linguistisches Prestige** ist ein wichtiges soziolinguistisches Konzept, wie bereits im vorigen Kapitel im Zusammenhang mit dem Berlinischen deutlich wurde. Prestige gibt die Wertschätzung, den sozialen Wert an, der in einer Sprachgemeinschaft mit einer Varietät oder mit einem sprachlichen Merkmal verbunden ist. So hat Labov in seiner Kaufhaus-Studie gezeigt (vgl. Kap. I-3.1), dass die *r*-Variante ein Prestigemerkmal ist, die neu in die New Yorker Stadtsprache eingeführt worden war. Eine Variante oder Varietät wie das Standarddeutsche, die mit kultureller Dominanz, Legitimität und hoher Reputation verbunden ist, zeichnet sich durch ein engl. *overt (offenes) Prestige* aus. Demgegenüber liegt das engl. *covert (verborgenes) Prestige* vor, wenn eine Nicht-Prestigevariante oder -varietät von einer Teilgruppe der Sprachgemeinschaft mit Prestige versehen ist: «[C]overt prestige reflects the value system of our society, and of the different sub-cultures within this society.» (Trudgill 1972: 194) Mit Sprache positiv assoziiertes Prestige ist oftmals mit Abwertungs- und Abgrenzungsprozessen verbunden. So äußert sich eine Versuchsperson zum Sprachgebrauch in einem Regensburger Stadtviertel: »Wir haben immer gesagt: die Donau. Und die Leute von der Lederergass‹, die damals, glaube ich, die war sehr schlecht, einen schlechten Ruf hat die gehabt. Da gab es eine schlechte Bevölkerungsschicht, die da gewohnt hat. Das war dann die [dɔne] (›Donau‹) [...] Das haben wir eigentlich nie gesprochen, so.« (Wellner 2020: 179) Eng verbunden mit dem Prestigekonzept sind die Bewertungen im Hinblick auf die Varietätenwahl in der Schule. Wenn auch nach Kommunikationssituationen (Schulhof vs. Unterricht) unterschieden wird, zeigt sich »eine deutliche Verschiebung der dominanten Varietätenwahl in Richtung Standardsprache« (ebd.: 169). Als zentrale Begründung geben die Befragten Angst vor Schulproblemen ihrer Kinder bei Dialektgebrauch an. Trotz der Förderung des Dialekts in der Schule hat sich aus »laienlinguistischer Sicht der Gedanke einer möglichen Sprachbarriere [vgl. Kap. I-2.1, P. S.] bis heute gehalten« (ebd.: 171).

Wir haben uns in diesem und dem vorangehenden Kapitel mit zwei Stadtsprachenuntersuchungen beschäftigt, die im Paradigma der Labov'schen Variationslinguistik stehen bzw. von diesem sehr stark beeinflusst sind und deren Analysen quantitativ und partiell qualitativ angelegt sind. Im Zentrum beider Arbeiten stehen objektive Sprachdaten, phonologische Variablen, und subjektive Sprachdaten, wobei bei der Darstellung des Regensburgerischen die Erfassung von Spracheinstellungen, die Bewertungen, Einschätzungen der Sprecher/-innen in den Fokus gestellt wurden. Im Folgenden soll ein Stadtsprachenprojekt vorgestellt werden,

das dem ethnografischen Ansatz von Hymes und dem interaktionalen von Gumperz (vgl. Kap. I-2.3) verpflichtet ist.

II-1.3 Mannheim – phonologische Variation und soziale Identität

Das Projekt zur Kommunikation und sprachlichen Variation in Mannheim wurde 1981 begonnen und mit einer umfangreichen vierbändigen Publikation abgeschlossen (Kallmeyer 1994a, 1995b, Keim 1995, Schwitalla 1995). Das Interesse galt nicht einer systematischen strukturfunktionalen Analyse einer Varietät, sondern dem Zusammenhang zwischen (1) den sprachlichen Varianten und spezifischen Ausdrucksweisen und Kommunikationsformen, (2) charakteristischen Kommunikationsstrukturen in der Lebenswelt der Städter, (3) den Organisationsformen des sozialen Lebens und (4) der sozialen Identität der Stadtbewohner/-innen. Aus der Vielzahl der Aspekte, die untersucht wurden, wollen wir einen wichtigen Aspekt weiterverfolgen, und zwar die Frage, wie Stadtbewohner/-innen die Sprache, speziell lautliche Merkmale, »als Ausdruck von sozialer Identität« (Kallmeyer 1994b: 21) benutzen. Die Ausrichtung der Analysen, so Kallmeyer/Keim (1994: 144), »unterscheidet unser Vorgehen von Variationsanalysen zu bestimmten phonologischen Variablen, wie sie durch die Untersuchungen von Labov in der Soziolinguistik zum Standard geworden sind«.

Theoretischer Ausgangspunkt bildet das Gumperz-Paradigma (vgl. Kap. I-2.3): «What distinguishes today's urban situation is that the modes of interaction among subgroups and the ways in which individuals of different backgrounds must relate to each other and to the system of different backgrounds must relate to each other and to the system by which they are governed have changed.» (Gumperz/Cook-Gumperz 1982: 2) Sprachvarianten werden im konkreten Kommunikationsverhalten untersucht, und die Kommunikationsformen sind »einerseits Vorkommensrahmen für die [...] Fremd- und Selbstdarstellung«, und sie sind andererseits aber »in ihrer spezifischen Ausprägung auch Teil der sozialen Stile« (Kallmeyer/Keim 1994: 24). Das, was die soziale Bedeutung sprachlicher Ausdrucksweisen ausmacht, entsteht in der Interaktion und wird immer wieder neu ausgehandelt. Somit ist auch soziale Identität keine feste Größe, sondern sie unterliegt interaktiven Herstellungs- und Aushandlungsaktivitäten. Die sprachliche Selbst- und Fremddarstellung wird als »Schlüsselphänomen« angesehen »für die Definition dessen, was die »eigene Sprache« ausmacht, und für die Definition der sozialen Bedeutung sprachlicher Ausdrucksweisen« (ebd.: 25). Die sprachlichen Mittel sind nicht mit festen, »unabhängigen« sozialen Kategorien/Werten verbunden, sondern symbolisieren soziale Eigenschaften, die interaktiv hergestellt und ausgehandelt werden. Sie sind also nicht kontextfrei zu betrachten, sondern in

hohem Maße kontextsensitiv, weshalb das Konzept der Kontextualisierung (vgl. Kap. 1-2.3) eine wichtige Rolle spielt.

Vor diesem Hintergrund und Ausgangspunkt wurden bestimmte Stadteile in Mannheim ausgewählt und spezifische Kleingruppen über eine teilnehmende Beobachtung in drei Situationstypen über mehrere Jahre hinweg begleitet und dokumentiert: (1) Situationen (Kontext des Wohnens), die in Zusammenhang stehen mit der eigenen sozialen Welt, (2) im Kontakt mit anderen Situationen am ›Rande der eigenen Welt‹ (häufig Konfliktsituationen) und (3) in Kontakt mit Unbekannten in Situationen auf fremden Territorien (s. Kallmeyer/Keim 1994: 33). Im Zentrum der Analyse zur phonologischen Variation steht eine Gruppe älterer, vorwiegend aus Arbeiterfamilien stammender Frauen, die sich im Begegnungszentrum in der Filsbach (westliche Unterstadt) zum Basteln und Kaffeeklatsch zusammenkamen. Das folgende Beispiel (1) stammt aus einer Erzählung, in der eine Konfliktsituation thematisiert wurde (vgl. ebd.: 142):

(1) errschedens mol muß isch des betone (.) die frau (.) Schumonn .
wonn die nocher kummd (.) die hod schunn immer gsachd (.)
die begegnungsstädde is dere ein dorn im auge .
schein bar (.) sesch=die fra Schumonn (.) kann soi (.) nit ↑

Die Sprecherin erzählt im Dialekt und wechselt bei der Redewiedergabe einer anderen Sprecherin in den Standard (»ein dorn im auge«), wobei der Ausdruck eine phraseologische Einheit darstellt. Das Codeswitching-Phänomen wird »zur Markierung von sozialer Distanz verwendet und dient der Charakterisierung der Person, auf die im Zitat mit *dere* referiert wird« (ebd.). In ihrer systematischen Analyse phonologischer Variation zeigen Kallmeyer/Keim, dass sich in den vielfältigen Formen symbolisierender Sprachvariation spezifische Typen sozialer Kategorisierung herauskristallisieren lassen (s. Tab. 2-4).

Bewertung			
Standard		Dialekt	
positiv	negativ	positiv	negativ
Statuskongruenz	Divergentes Sprachverhalten von oben (soziale Distanzierung von ›uns‹)	← Reaktive Distanzierung	Normabweichendes Verhalten in der eigenen sozialen Welt
Rollenautorität	Konvergenz nach oben (»gezierter« Standard)		

Tab. 2-4: Sozialsymbolische Kategorisierung und Bewertung phonologischer Variation (eingeteilt nach Kallmeyer/Keim 1994: 227–235)

Positiv bewerteter Standard wird 1. für »akzeptierte, ›bessere‹ Leute« und (2) als »Ausdruck der Autorität« (ebd.: 231) verwendet. Im ersten Fall ist mit der Prestigevarietät eine positive Bewertung mit den ›besseren‹ Leuten dann gegeben, wenn die Sprecher/-innen als sozial kompetent eingestuft werden, indem sie sich ›uns‹ gegenüber offen zeigen. Eine negative Bewertung des Standards liegt dann vor, wenn es um »die Distanzierung der ›besseren‹ Leute von ›uns‹ (durch markiertes Standardsprechen) [geht]; nicht deren Standardsprechen wird kritisiert, sondern ihre Distanzierung bzw. Nicht-Konvergenz« (ebd.: 232). Im zweiten Fall ist die positive Bewertung mit Rollenkategorien verbunden, dies betrifft sowohl institutionelle (Arzt/Ärztin) als auch alltagsweltlich autoritative Rollen aufgrund von zugewiesenen Kompetenzen etc. Negativ wird Standard ferner bewertet, wenn er ›geziert‹, in ›süßlicher‹ Redeweise realisiert wird, also als Markierung von Vornehmheit dient. Sprachlich schlägt sich dies nieder in langsamerem Tempo und akzentuierter Sprechweise sowie Sprechen mit ›gespitztem‹ Mund, z. B. durch Vokalrundung und Plosivverhärtung (Bsp. 2, ebd.: 233):

(2) → ach wa“s (.) das macht doch nüschts nüscht ↑ →der sprücht doch so“ hochdeutsch

Positiv bewerteter Dialekt entsteht als eine reaktive Distanzierung auf das distanzierende, divergente Sprachverhalten von oben. Negativ bewerteter »breiter Dialekt wird vor allem zur Symbolisierung von Verhaltensweisen von Mitgliedern der eigenen sozialen Welt eingesetzt, die gültige Normen nicht erfüllen und negativ bewerteten sozialen Kategorien zugeordnet werden, z. B. dem ›Säufer‹, der ›Säuferin‹, der ›Schlampe‹ u. a.« (ebd.: 233).

Verschiebungen zum Standard wie auch zum Dialekt sind – ausgehend von einer relativ starken dialektalen Normallage der Filsbacher Sprecherinnen – mit verschiedenen Symbolisierungen verbunden. Die sprachlichen Symbolisierungen »nehmen gleichsam eine Mittelstellung ein zwischen dem von den Sprechern wenig bewußt wahrgenommenen unmarkierten sprachlichen Verhalten und den Konzepten, mit denen sie über ihre sprachlichen Orientierungen und ihre Sprachpraxis Auskunft geben« (ebd.: 235). Durch die unterschiedlichen Symbolisierungsverfahren werden die sozialen Bedeutungen von Symbolisierungen hergestellt und im fortlaufenden Gespräch interaktiv bearbeitet.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Wir haben in diesem Kapitel dialektale Varietäten und diatopische Variation auf der Folie soziolinguistischer Faktoren (objektive und subjektive) reflektiert und

haben dabei zwei Forschungsparadigmen in den Fokus genommen: (1) das variationistische, wie es von William Labov eingeführt wurde, und (2) das ethnografisch-interaktionistische Paradigma, das von Dell Hymes einerseits und John Gumperz andererseits begründet wurde. An den Analysen von Urbanolekten zeigt sich die Heterogenität von sprachlichen Verhältnissen und dass klassische dialektologische Herangehensweisen an Varietäten um soziologische Parameter und Methoden erweitert werden müssen.

Weiterführende Literatur: Löffler/Hofer (2010), Mattheier (1980).

II-2 Sprache, Weltansichten und Machtstrukturen

»Zu dieser Zeit (1956) begann ich Sapir zu lesen [...] und wiederum Whorf und die linguistische Literatur, die die Relativitätsthese vertrat.« (Bernstein 1981:47)

Wir hatten in Kap. I-1 kurz Wilhelm von Humboldt und seine These behandelt, dass der Mensch in eine Sprachgemeinschaft eingebettet und durch die Sprache geprägt ist, und dass er »in ihrem Kreise gefangen gehalten« wird und »keinen freien Standpunkt außer ihr gewinnen« (Humboldt 1973: 15) kann. Die Arbeiten von Bernstein (Kap. I-2.1) haben gezeigt, dass es schichtspezifische sprachliche Repertoires gibt, und diese Unterschiede »scheinen sich auch in ihrem Verhältnis zur Sprache auszudrücken« und »in unterschiedlichen Weisen der sprachlichen Welterschließung überhaupt« (Badura 1971: 88). Wenn wir die Welt mit der Sprache erschließen: Welche Ansicht von der Welt gewinnen wir dann, welche Rolle spielen die in Kultur und Gesellschaft geprägten Kategorien und Konzepte für unsere Sicht auf die Welt? Und wie ist unser Sprachgebrauch davon abhängig?

Wie wir die Welt ordnend erfassen, wie wir Dinge und Sachverhalte klassifizieren, bezeichnen und benennen, wie das Verhältnis von Sprache und Denken zueinander steht, ob die Wirklichkeit sprachunabhängig oder aber nur in der Sprache gegeben ist, dies sind Fragen, die im Zentrum sprachphilosophischer Themen stehen. Wir wollen und können hier nicht einen Parkour durch die Sprachphilosophie geben, sondern wollen in enger sprachwissenschaftlicher Perspektive jenen Ansatz profilieren, der als »Prinzip des sprachlichen Relativismus« durch Benjamin Lee Whorf (s. biografische Info) oder auch als »Sapir-Whorf-Hypothese« bekannt ist und der seinen Vorläufer in der Humboldt'schen Sprachtheorie hat. Ausgehend vom sprachlichen Relativismus wollen wir uns anschließend mit Sprache und Macht auseinandersetzen, mit Sprachsanktionen und sprachlichen Tabus, mit dem Kampf um Deutungshoheiten (semantische Kämpfe) und dem Thema Sprachlenkung.

II-2.1 Sprachlicher Relativismus

Die Grundthese des sprachlichen Relativismus, dass verschiedene Sprachen mit verschiedenen Weltansichten verbunden sind, hat in der linguistischen Diskussion ihre zentrale Bedeutung durch Whorfs sog. **Prinzip des sprachlichen Relativismus** erlangt – von Whorf zu Beginn der Vierzigerjahre des letzten Jahrhunderts vertreten. Dieses Prinzip besagt in strikter Version, »daß nicht alle Beobachter durch die gleichen physikalischen Sachverhalte zu einem gleichen Weltbild geführt werden, es sei denn, ihre linguistischen Hintergründe sind ähnlich oder können in irgendeiner Weise auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden« (Whorf 1963: 12).

Und »Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, werden durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt. Sie sind daher als Beobachter einander nicht äquivalent, sondern gelangen zu irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt.« (Ebd.: 20)

Für Whorf sind Sprache und Wirklichkeit so miteinander verwoben, dass mit der sprachlichen Struktur (Lexik und Grammatik) die Wahrnehmung der Wirklichkeit und ihre Konzeptualisierung assoziiert sind und Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihr Weltbild in enger Verbindung mit dieser sprachlichen Struktur artikulieren. Diese partikularistische Sprachauffassung kollidiert mit der universalistischen, nach der allen Sprecher(inne)n welcher Sprache auch immer eine gemeinsame Welt identisch ist und folglich als identisch erscheint.

Whorf wendet sich explizit gegen Auffassungen, nach denen Denken nicht an Grammatik, sondern an logische Gesetze gebunden ist, von denen angenommen wird, dass sie für alle Beobachter/-innen des Universums gleich seien. Wenn jedoch unterschiedlich gemeinsam geteilte sprachliche Perspektiven auf die Welt und unterschiedlich logisch fundierte Weltbilder existieren, wie ist es dann überhaupt möglich, dass Sprecher/-innen ihre linguistischen Hintergründe kalibrieren können? Whorf beantwortet die Frage nach der Vergleichbarkeit ethnisch und kulturell fundierter sprachlicher Weltbilder nicht, sondern sucht die Differenzen im empirischen Material, wobei seine Analysen zum Hopi (eine im nördlichen Arizona gesprochene, zur uto-aztekischen Sprachfamilie zählende Sprache) eine besondere Aufmerksamkeit erfahren haben. Im Zentrum steht hierbei die These, dass das Hopi keine Zeitbezüge aufweise. Der Relativismus zwischen dem ›zeitlosen‹ Hopi und zeitreferenziellen Sprachen wie dem Englischen oder Deutschen liege in unterschiedlichen weltanschaulichen Konzeptionen begründet, die der jeweiligen Sprache unterliegen. Einem westlichen, durch Physik und Mathematik geprägten Denken, das durch die kosmischen Formen Raum und Zeit determiniert ist, sei die Metaphysik der Hopi demgegenüber durch das Gegensatzpaar manifest vs. nicht-manifest bzw. objektiv vs. subjektiv geprägt. «The objective or manifested comprises all that is or has been accessible to the senses [...], but excluding everything that we call future. The subjective or manifesting comprises all that we call future, *but not merely this*; it includes equally and indistinguishably all that appears or exists in the mind» (Whorf 1956a: 59), wobei der Unterschied zwischen ›objektiver und subjektiver kosmischer Form‹ auch die Grenze zwischen Nichtzukunft und Zukunft markiert.

Benjamin Lee Whorf (*24.04.1879 in Winthrop, †26.07.1941 in Wethersfield)

Benjamin Lee Whorf war bereits Chemieingenieur und arbeitete als Brandschutzinspektor, bevor er sich dem Studium der Sprachen indigener amerikanischer Kulturen zuwandte. Als Außenstehender beeindruckte er seine linguistischen Kollegen mit

Vorschlägen zur Entzifferung von Maya-Glyphen und einer Arbeit zum Nahuatl. Als der bekannte Sprachwissenschaftler Edward Sapir (1884–1939), ein Schüler des Begründers der modernen Ethnolinguistik und in Minden gebürtigen Franz Boas (1858–1942), im Jahre 1931 nach Yale kam, studierte er bei ihm Ethnolinguistik und lehrte später kurze Zeit in der Ethnologie. Besonders wichtig für seine Formulierung des Prinzips des sprachlichen Relativismus waren seine Studien zum Hopi, an denen er ab 1932 intensiv arbeitete.

In seinem kurz vor seinem Tode publizierten Beitrag *Language, Mind, and Reality* hat Whorf seine Grundposition prägnant beschrieben: Jede Sprache «is a vast pattern-system, different from others, in which are culturally ordained the forms and categories by which the personality not only communicates, but also analyzes nature, notices or neglects types of relationship and phenomena, channels his reasoning, and builds the house of consciousness.» (Whorf 1956b: 252).

Whorfs Analysen sind unter methodologischen Aspekten nicht unwidersprochen geblieben. Eine Argumentationslinie der Kritik zielt ab auf die Zirkularität der Whorf'schen Vorgehensweise. Bereits Lenneberg (1953) hatte kritisiert, dass sprachliche und nichtsprachliche Phänomene zunächst unabhängig voneinander beschrieben und erst danach korreliert werden dürfen, da sonst die Annahme weltanschaulicher Differenzen sich (einfach) als linguistische Differenzierung darstelle. Andere kritische Einwände beziehen sich auf Whorfs linguistische Analyse des Hopi im engeren Sinne und seine unzureichende Datenbasis. Hier sind insbesondere die materialreichen Arbeiten von Malotki (1979, 1983) hervorzuheben. Malotki weist nach, dass das Hopi (1) eine raumzeitliche Metaphorik, (2) kalendrische Systeme, (3) lexikalische Zeitausdrücke und 4. das Tempussuffix *-ni* aufweist, das Futur markiert im Gegensatz zum unmarkierten Nichtfutur.

Whorfs Thesen zur Andersartigkeit der Raum-Zeit-Auffassung im Hopi lassen sich durch eine Überprüfung der sprachlichen Fakten nicht verifizieren, sodass in der Folge das Relativitätsprinzip an sich infrage stand und steht. »Keiner weiß genau, worauf sich Whorfs bizarre Behauptungen über das Zeitempfinden gründeten, doch offensichtlich haben dabei seine begrenzten, schlecht analysierten Beispiele der Hopi-Sprache und seine tiefverwurzelte Neigung zum Mystizismus eine Rolle gespielt.« (Pinker 1996: 75) Andererseits sind Whorfs grundsätzliche Ideen nicht obsolet geworden und es lässt sich insbesondere seit den Arbeiten von Lucy (1992a, b), der Studie von Everett (2010) und den Forschungen zur kognitiven Anthropologie am Max-Planck-Institut in Nimwegen ein verstärkter Fokus auf die Sapir-Whorf-Hypothese konstatieren. Insbesondere im modernen Kognitivismus haben sich die Ideen des Relativismus niedergeschlagen. In dem bekannten Buch über Metaphern von George Lakoff und Mark Johnson wird darauf hingewiesen, dass es »denkbar sei, dass Menschen, die nach völlig anderen Konzeptsystemen leben als wir, die Welt in einer völlig anderen Art und Weise verstehen, als wir das

tun«, denn schließlich stimmten menschliche Konzepte »nicht mit inhärenten Eigenschaften von Sachen überein, sondern nur mit interaktionellen Eigenschaften. Das ist ganz natürlich, weil Konzepte ihrem Wesen nach metaphorisch sein können und kulturell verschieden sind« (Lakoff/Johnson 2001: 208). Aber nicht nur kulturelle Verschiedenheit, sondern auch binnengesellschaftliche Differenzierungen führen zu unterschiedlichen Weltansichten und in der Folge zu dem Versuch, die Weltansicht von Menschen über die Sprache zu steuern. In Abb. 2-1 ist ein Beispiel für **politisches Framing** gegeben.



Source (Natur)
Welle



Target (Menschen)
Flüchtlingswelle

Abb. 2-1: Metaphorische Extension (*Welle* → *Flüchtlingswelle*)

Mit Framing ist allgemein gemeint, dass mit Begriffen ein Frame aktiviert wird, der mehr umfasst als den Begriffsinhalt, das Denotat: Assoziationen, Konnotationen, Werte usw. «To frame is to select some aspects of a perceived reality and make them more salient in a communicating text, in such a way as to promote a particular problem definition, causal interpretation, moral evaluation, and/or treatment recommendation for the item described.» (Entmann 1993: 52) Im politischen Framing sind Frames als Deutungsrahmen zu verstehen, die selektiv unser Denken und Handeln unbewusst lenken: »Wir denken schon in unserer Sprache, und diese Sprache [...] kennt bestimmte Frames.« (Wehling 2016: 15).

Der Begriff *Flüchtlingswelle* wurde mit der Migrationsbewegung infolge des Bürgerkriegs in Syrien im Jahre 2015 populär. Der Begriff *Welle* abstrahiert von den einzelnen Personen und hat eine negative Konnotation: Das Bild der Welle als eine Naturgewalt, die schwer kontrollierbar ist und eine zerstörerische Wirkung haben kann, wird übertragen auf eine Menschenmenge, die das Land überrollt wie die Welle den Strand überflutet (vgl. auch Abb. 2-2). Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Begriff und ähnlichen Begriffen (*Flüchtlingsstrom*, *Flüchtlingsflut*, *Flüchtlingsunami*) erfolgt zwischen zwei polaren Gruppen: Migrationsgegner(inne)n und -befürworter(inne)n. Flinz (2019: 99) weist in einer Untersuchung nach, dass *Flüchtlingswelle* in rechtsorientierten Zeitungen gebraucht wird, *Flüchtlingsstrom* hingegen in *Die Zeit*. Sie zeigt an verschiedenen Lexemen aus dem Migrationsdiskurs, dass mit dem Wortgebrauch eine manipulierend-

lenkende Funktion verbunden ist, »denn bestimmte Lexeme und Kollokationen führen zu Implikationen, die auch Hassgefühle gegenüber dem Ausländer und dem Flüchtling auslösen« (ebd.: 104) können.

[Angst](#)^B [Beginn](#)^B [Richtung](#)^B [anhalten](#)^B [auslösen](#)^B [befürchten](#)^B
[drohend](#)^B [erwartend](#)^B [fürchten](#)^B [gewaltig](#)^B
[massiv](#)^B [neu](#)^B [riesig](#)^B [schwappen](#)^B [stoppen](#)^B
[verstärken](#)^B [vorbereiten](#)^B [warnen](#)^B [zurollen](#)^B [überrollen](#)^B

Abb. 2-2: Typische Verbindungen zu *Flüchtlingswelle* (DWDS, URL-II-2.1)

Unter **Sprachlenkung** versteht man das Ziel, Definitionen, Bedeutungen und Wertungen in der öffentlichen und letztlich in der Allgemeinsprache so durchzusetzen, dass sie den eigenen Interessen, der eigenen Ideologie dienen. Sprachlenkung als Instrument der Unterdrückung und Manipulation wird insbesondere mit totalitären Systemen in Verbindung gebracht, findet sich aber in allen Gesellschaftssystemen (s. o.). Der Versuch, durch Sprache das Denken der Menschen zu beeinflussen, ja, zu manipulieren, ist modellhaft in George Orwells bekannter Dystopie *1984* literarisch verarbeitet, die er zwischen 1946 und 1948 schrieb. Die Handlung spielt in einem totalitären Überwachungsstaat, in dem mit der offiziellen *Neusprache* (oder auch *Neusprech*, engl. *Newspeak*) den Menschen die Fähigkeit zum eigenständigen Denken genommen werden soll, um sie in willfährige Erfüllungsgehilfen des Englischen Sozialismus (*Engsoz*) zu verwandeln.

Entwickelt wird das Neusprech aus dem noch funktionstüchtigen Altsprech, es wird vorerst aber nur in offiziellen Zusammenhängen wirklich verwendet. Den alltäglichen Sprachgebrauch zeigt Orwell in der Phase des Umbruchs – sonst könnten wir seine Figuren kaum verstehen. Die Grundprinzipien des Neusprech sind Reduktion und Paradoxie. Systematisch reduziert werden die Ausdrucksmittel des Altsprech. Ganze lexikalische Felder fallen weg (z. B. *Ehre*, *Gerechtigkeit*, *Moral*, *Wissenschaft*, *Religion*). Andere Wörter werden ihrer Mehrdeutigkeit und semantischen Vagheit beraubt. Die Wortarten werden reduziert: *schneiden* geht im Substantiv-Verb *Messer* auf. Ausgedünnt wird auch der Bestand an Wortbildungs- und Flexionsmorphemen: Adjektive und Adverbien erscheinen nur noch mit *-voll* und *-weise* (*schnell* wird zu *raschvoll*, *raschweise*), Negation erfolgt ausschließlich durch *un-*, Komparation durch *plus-* und *doppelplus-* (Ausdrücken wie *sehr warm*, *heiß* entspricht demnach das »präzisere« *doppelplusunkalt*). Was nicht mehr

ausgedrückt werden kann, so die Idee, kann auch nicht gedacht werden. Hinzu kommt die Vereinigung von Unvereinbarem: Das Ministerium für Überfülle (*Minifülle*) verwaltet wirtschaftlichen Mangel, das Ministerium für Liebe (*Minilieb*) betreibt die Auslöschung Andersdenkender, das *Freudelager* ist ein Zwangsarbeitslager. Damit soll das *Doppeldenk* trainiert werden, die Fähigkeit, Unwahrheiten wider besseres Wissen nicht nur zu äußern, sondern auch zu glauben und flexibel jeder neuen Situation anzupassen. Am Ende steht das *Quaksprech*, bei dem »der Kehlkopf ohne Einschaltung der höheren Gehirnzentren die Sprache« (Orwell 1992: 311) artikuliert. Mit seiner Vision wollte Orwell sicher nicht prognostizieren, dass sich Sprache wirklich auf diese Weise fortentwickeln wird. Vielmehr überhöht er gesellschaftliche Entwicklungstendenzen seiner Zeit, um Gefahren zu verdeutlichen, die aus totalitär gelenkter Sprachplanung erwachsen können. In der angehängten *Kleinen Grammatik* (je nach Ausgabe) kann man ersehen, welche Vorbilder Orwell im Auge hatte. In Bezug auf Abkürzungen schreibt er: Es hatte sich gezeigt, »daß die Tendenz, solche Abkürzungen zu benutzen, in totalitären Ländern und bei totalitären Organisationen am ausgeprägtesten war (*Nazi, Gestapo, Komintern, Agitprop*)« (ebd.: 277).

Die Versuche der Sprachlenkung im Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus sind die Vorlagen für das Konzept des Neusprech. Am 15. März 1933 formulierte Goebbels die Zielsetzung: »Das Volk soll anfangen, einheitlich zu denken, einheitlich zu reagieren [...].« Welche Bedeutung er der Sprachlenkung durch Terminologiebildung beimaß, zeigt sich in einem Tagebucheintrag vom 12. Februar 1942:

Ich veranlasse, daß von unserem Ministerium Wörterbücher für die besetzten Gebiete vorbereitet werden, in denen die deutsche Sprache gelehrt werden soll, die aber vor allem eine Terminologie pflegen, die unserem modernen Staatsdenken entspricht. Es werden dort vor allem Ausdrücke übersetzt, die aus unserer politischen Dogmatik stammen. Das ist eine indirekte Propaganda, von der ich mir auf die Dauer einiges verspreche. (Fröhlich 1994: 292)

Ein Beispiel aus der politischen Dogmatik ist der Begriff *Ausmerze* aus dem NS-Wörterbuch des SS-Hauptamtes: »Sie besteht in der biologischen Vernichtung des erblich Minderwertigen durch Unfruchtbarmachung und in der zahlenmäßigen Verdrängung des Ungesunden und Unerwünschten.« (Zitiert nach Simon 2000: 23). Propaganda und damit verbundene Sprachlenkung einerseits und Gewalt andererseits sind die beiden zentralen Mechanismen, mit denen der Nationalsozialismus sein Herrschaftssystem und seinen Unterdrückungsapparat aufbauen konnte (zum Verhältnis von Sprache, Macht und Ideologie mehr in Kap. II-2.3). Wörter wie *Ausmerze*, aber auch das Verb *ausmerzen* sind heutzutage nicht unbelastet zu gebrauchen und tabuisiert, was als Resultat der Befreiung vom

Nationalsozialismus und der gesellschaftlich-demokratischen Entwicklung im 20. Jahrhundert zu sehen ist, in dem Antisemitismus zur Staatsräson gehört. Allerdings sind mit dem Aufkommen rechtspopulistischer Bewegungen Enttabuisierungsversuche und -tendenzen zu beobachten – hierzu mehr in den folgenden Kapiteln.

II-2.2 Sprachtabus und tabuisierte Sprache

Für den Soziolinguisten Wardhaugh ist ein Tabu eine Möglichkeit, «in which a society expresses its disapproval of certain kinds of behavior believed to be harmful to its members, either for supernatural reasons or because such behavior is held to violate a moral code.» (Wardhaugh 1986: 229) Der Begriff *Tabu* geht auf den polynesischen Sprachraum zurück und wurde Ende des 18. Jahrhundert von dem englischen Seefahrer James Cook erstmalig dokumentiert, als er über die Bewohner/-innen der Insel Tonga schrieb:

When dinner came upon table, not one of them would sit down or eat a bit of anything that was served up. On expressing my surprize at this, they were all *taboo*, as they said; which word has a very comprehensive meaning; but, in general, signifies that a thing is forbidden. Why they were laid under such restraints at present was not explained. (Cook 1821: 348)

Für das, was Cook hier für ein nichtsprachliches Tabu beschreibt, ist interessant, dass die Bedingungen für das, was verboten ist, unerklärt bleiben und ihm als teilnehmenden Beobachter unerklärlich sind. Wie Sigmund Freud in seinem berühmten Beitrag *Totem und Tabu* feststellte: »Die Tabuverbote entbehren jeder Begründung, sie sind unbekannter Herkunft; für uns unverständlich, erscheinen sie jenen selbstverständlich, die unter ihrer Herrschaft leben.« (Freud 2000: 311) Tabuisierte Sachverhalte gehören zum gemeinsam geteilten Kodex einer Kommunikationsgemeinschaft, der »festschreibt, welche Handlungen und Verhaltensweisen nicht ausgeführt werden sollen« (Zöllner 1997: 25 f.). Und analog gibt es soziokulturelle Normen, die festlegen, was gesagt und was nicht gesagt werden darf. Unter **sprachlichen Tabus** können einerseits Themen verstanden werden, »über die nicht bzw. nur in etikettierter Form kommuniziert werden soll, sowie andererseits sprachliche Ausdrücke, die vermieden werden sollen« (Schröder 2002: 169). Vor dem Hintergrund des sprachlichen Relativismus drücken sich die Weltbilder einer Gesellschaft, einer Sprachgemeinschaft nicht nur in dem aus, was sprachlich kodifiziert ist und artikuliert wird, sondern auch in dem, was sprachlich tabuisiert ist. Hierzu gehören unterschiedliche Tabubereiche wie Religion/Herrschaft (Namentabus), Sexualität, Tod, bestimmte Personen(gruppen)bezeichnungen usw. und damit verbunden spezifische Ausdrücke (s. Tab. 2-1). Während im ersten Fall

›allgemeine‹ Anstandsnormen sowie die Würde eines Kindes verletzt sind und zudem das Verb *verrecken* kaum unbelastet gebraucht werden kann (»Juda verrecke!«), liegen mit den zwei nachfolgenden Beispielen beleidigende, diskriminierende Ausdrücke vor. Im letzten Fall darf nach jüdischer Orthodoxie der biblische Name Gottes (*JHWH*, hebräisch יהוה) nicht ausgesprochen werden, sodass sich in der Folge verschiedene andere Bezeichnungen wie *Adonai* (›Herr‹) oder *Schaddai* (›Allmächtiger‹) durchgesetzt haben; im Neuen Testament wird der Gottesname (*JHWH*) nicht mehr gebraucht. Bei den Chanten, einer westsibirischen Ethnie, werden Götter nicht direkt benannt, sondern man spricht von ihnen in poetischen Formeln, z. B. *torem-aj-păγ* (wörtl. ›goldener Herrscher-Alter‹; Dudeck 2013: 267).

Domäne	[- tabuisiert]	[+ tabuisiert]
Tod	Das Neugeborene ist <i>verstorben</i> .	Das Neugeborene ist <i>verreckt</i> .
Sexualität	<i>Schwule, Homosexuelle</i>	<i>Arschficker</i>
Ethnie/Hautfarbe	<i>(Schwarze), People of Colour (PoC)</i>	<i>Neger, Mohren</i>
Gottesname (Judentum)	<i>Adonai, Elohim, Schaddai</i>	Aussprache von <i>JHWH</i> (›Jahwe‹)

Tab. 2-1: Tabuisierte Wörter

Es gibt unterschiedliche Motive für Tabus (religiöse Dogmen, Anstandsnormen, Ängste, Peinlichkeitsgefühle etc.); besonders interessant in soziolinguistischer Perspektive sind jene, die mit sozialen Normen und Ideologien verbunden sind und die in der Frage der *Political Correctness* (PC) eine zentrale Rolle spielen. Sprachpolitisch inkorrekte Ausdrücke sind solche, die vor dem Hintergrund (sich ändernder) gesellschaftlicher Verhältnisse als unangemessen, nicht akzeptabel verworfen (*Ausmerze* oder *Negerkuss*) und gegebenenfalls durch Alternativen (*Schaumkuss/Schokokuss*) ersetzt werden. Dabei spielen historisch-gesellschaftliche Veränderungsprozesse eine entscheidende Rolle. Nach Gründung der DDR wurde diese in der Bundesrepublik Deutschland in Anführungszeichen geschrieben (›DDR‹) oder als ›Ostzone‹ (abgeleitet von *Sowjetischer Besatzungszone*, ugs. auch *Zone* genannt) bezeichnet.

Die damals durchaus real existierende DDR wurde also nicht als solche mit ihrem Eigennamen bezeichnet; tabuisiert war nicht nur das Land selbst, sondern unter das Tabu fielen auch Bezeichnungen, die auf eine negative Wertung der DDR verzichteten. Nach der Wende entfielen dann die Anführungsstriche und andere Zusätze, d. h., nach dem Verschwinden des Denotats (durch das Ende des Staates DDR) ist der Signifikant keineswegs mehr tabu. (Schröder 2002: 169)

Das Lehnwort *Neger* (frz. *nègre* < lat. *niger* ›schwarz‹) wurde in Deutschland seit den 1960er-Jahren problematisiert und kritisch hinterfragt, und es ist heute so stark tabuisiert (s. auch Abb. 2-3), dass es selbst in kritischer Auseinandersetzung nicht gebraucht und durch *N-Wort* ersetzt wird: »Das Landesverfassungsgericht von Mecklenburg-Vorpommern hat entschieden, dass es nicht verboten ist, das *N-Wort* zu verwenden.« (URL-II-2.2) Allerdings ist eingewendet worden, dass auch das *N-Wort* »kein neutrales Wort [ist], es ist ein *weißes* Konzept« (Kilomba 2009: 1): und die Autorin infolgedessen den Begriff *N* einführt. In der Diskussion um sprachliche Tabus sind zwei Fragen zu klären: (1) Steht der sprachliche Ausdruck (Signifikant) oder der Inhalt (Signifikat) unter Tabu? (2) Welche Rolle spielt die Kontexteinbettung?

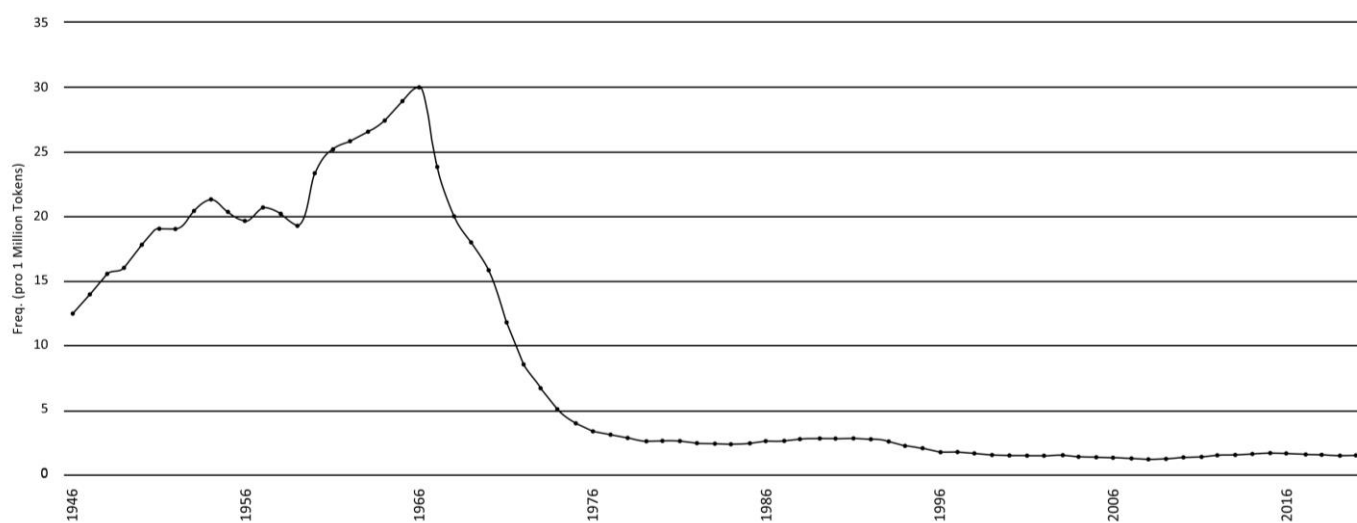


Abb. 2-3: Verlauf des Wortes *Neger* (DWDS, URL II-2.3)

(1) Gegenüber Positionen, in denen das sprachliche Zeichen unter Tabu steht, was sich in der Ersetzbarkeit des Zeichens zeigt, wird von Positionen des sprachlichen Relativismus aus argumentiert, dass mit dem Gebrauch eines betreffenden Tabu-Ausdrucks die Sache selbst thematisiert werde. So sind mit dem Begriff *Neger* (i) spezifische Konnotationen verbunden (primitiv, dumm, faul etc.), (ii) erfolgt eine mit der Rassenlehre verbundene Klassifikation sowie (iii) eine Herabwürdigung und Entmenschlichung Menschen schwarzer Hautfarbe. Der Akt der Diskriminierung wird durch den Gebrauch des tabuisierten Zeichens evoziert und kontiniert. Sprachliche Alternativen sind dann Bezeichnungen, um auf Personen/Personengruppen (*People of Colour, PoC*) oder sprachliche Zeichen (*N-Wort*) referieren zu können, ohne dass sie einen rassistischen und diskriminierenden Gehalt (negative Konnotationen) haben oder diesen hervorrufen. Tabu ist es also, andere Menschen zu diskriminieren, und folglich stehen alle Ausdrücke, die Diskriminie-

zungspotenzial haben, vor dem Hintergrund politischer Korrektheit unter Bann. Das Spannungsfeld zwischen tabuisierten Begriffen aufgrund von rassistischer Lesart und konkreter rassistischer Diskriminierung ist in dem Fall des Restaurantbesitzers und Kochs Andrew Onuegbu und seinem von ihm benannten Restaurants »Mohrenkopf« anschaulich beschrieben:

Ein Paar kam ins Restaurant, der Mann Afrikaner, die Frau Deutsche. Sie sagten: Wieso hat das Restaurant diesen Namen? Das ist rassistisch. Holen Sie Ihren Chef! – Ich sagte, ja, sofort, ich hole den Chef. Ich ging weg, kam zurück und sagte: Ich bin der Chef! Und dann sagte ich den beiden: Genau das, was hier gerade geschehen ist – DAS ist Rassismus. Denn Sie sind von vornherein davon ausgegangen: Ein Schwarzer kann nicht der Restaurantchef sein. (rundblick-unna.de, URL-II-2.4))

(2) Eine zweite Frage betrifft Gebrauchskontexte, in denen tabuisierte Ausdrücke stehen (können). Wie Sie gelesen haben, habe ich mich dazu entschieden, das Wort *Neger* und nicht das *N-Wort* zu schreiben. Mein Argument hierfür ist, dass in einem linguistisch-fachwissenschaftlichen Buch und metasprachlichem Diskurs (Kontext) historisch gewachsene Lehnwörter als Zitierformen zu gebrauchen sind; zudem bin ich nicht sicher, ob die Leserschaft in Gänze weiß, was mit *N-Wort* gemeint ist. Allgemein gilt: »Je nach Sprecher/-in, Situation, Gesprächspartner/-innen und Thema sind Wörter absolut, kaum oder eben gerade nicht tabuisiert.« (Günther 1992: 42) In einer Untersuchung von Technau (2018) zu Beleidigungswörtern (Pejorativa) schreibt ein Informant: »Viele der ›Beleidigungen‹ sind keine wirklichen ›Beleidigungen‹, denn sie wirken im richtigen Kontext nicht so. Wenn Dunkelhäutige sich untereinander ›Nigger‹ nennen, ist das völlig ok.« (Ebd.: 28 f.) Wörter, die tabuisiert sind, sind es in Kontexten, und es ist ein Unterschied, ob man das Wort *Neger* in einer gleich gesinnten PoC-Peergroup oder in einem wissenschaftlichen Diskurs gebraucht oder als AfD-Abgeordneter im Landtag mit »Neger«-Zwischenrufen stört:

Karen Larisch (DIE LINKE): Sie tun das anscheinend mit einem einzigen Ziel: Sie wollen die Vorbehalte und die Ängste der Menschen in unserem Land gegenüber dem Fremden, dem Andersartigen immer am Köcheln halten und weiter anfachen, statt über ein gemeinsames Leben in einer friedlichen Gesellschaft nachzudenken.

(Beifall vonseiten der Fraktion DIE LINKE – Zuruf von Nikolaus Kramer [AfD])

Karen Larisch: Das ist unendlich,

Nikolaus Kramer: um mit den Negern gemeinsam dort zu wohnen.

Karen Larisch: das ist unendlich

Peter Ritter (DIE LINKE): Was, mit den Negern? Mit wem wollen Sie dort wohnen?

Nikolaus Kramer: Mit den Negern, natürlich. –

Peter Ritter: Mit Negern, oh!

Karen Larisch: kleingeistig,

[...]

Nikolaus Kramer: [...] Dann komme ich mal zu einer ganz grundsätzlichen Sache. Das Wort »Neger« habe ich bewusst gewählt, Herr Ritter, weil ich mir eben nicht vorschreiben lasse, was hier Schimpfwort sei oder was nicht, [...]. (Vgl. LVerfG Mecklenburg-Vorpommern 2019: 4 ff.)

Im Falle des Schweriner AfD-Abgeordneten Nikolaus Kramer liegt ein Tabubruch vor, in dem bewusst gegen die im Landtag geltenden Normen der politischen Korrektheit verstoßen wird. Aber: Der Präsident darf ein Mitglied des Landtages dann zur Ordnung rufen, wenn dieser die Würde oder die Ordnung des Hauses verletzt. Ist ihm eine Ordnungsverletzung entgangen, so kann er sie in der nächsten Sitzung erwähnen und gegebenenfalls rügen. Nach Meinung der Richter erfüllt der »für mehrere Verwendungen des Wortes ›Neger‹ in unterschiedlichen Kontexten einheitlich ausgesprochene Ordnungsruf [...] die Voraussetzungen nicht, weil der Abgeordnete jedenfalls nicht in allen Fällen die Würde des Hauses verletzt hat« (LVerfG Mecklenburg-Vorpommern 2019: 11). Und »ob der Gebrauch des Wortes ›Neger‹ abwertend gemeint ist, kann jedoch nur aus dem Zusammenhang beurteilt werden« (ebd.: 16). Die dem Tabubruch innewohnende Dialektik besteht darin, dass eine nicht abwertend gemeinte Wortbedeutung eine konventionalisiert abwertende voraussetzt. Allerdings geht es im vorliegenden Fall nur vordergründig um die Frage eines angemessenen Gebrauchs von Wörtern, im Kern geht es um eine Machtfrage: Wer ›schreibt wem vor‹, was pejorativ gebraucht und sprachlich tabuisiert ist und was nicht. Macht ist hier negativ gedacht und »fokussiert Momente des Sprechens, in denen aufgrund von Tabus oder Ritualen nicht alles gesagt, nicht von allem gesprochen werden kann oder es manchen Personen, da sie nicht das Recht dazu haben, überhaupt verboten ist, zu sprechen« (Lorey 2010: 261).

Tabubrüche liegt die bekannte, etablierte Kommunikationsstrategie der Rechtspopulisten zugrunde, die Grenzen des Sagbaren zu verschieben und auszuweiten (s. zu *völkisch* auch Kap. II-2.4). Es gibt auf der anderen Seite aber auch eine Strategie, die Grenzen des Sagbaren einzuengen, indem nicht-rassistische Begriffe wie *schwarzfahren* unter ein Tabu gestellt werden. Ich sehe dies als eine Form eines verbalen Exorzismus an: Dabei geht es um das Hinausbeschwören von Eigenschaften wie rassistisch, die sprachlichen Ausdrücken unterstellt werden, die aber keine entsprechende Konnotation aufweisen (URL-II-2.5).

II-2.3 Sprache und Macht

Für den französischen Soziologen und Philosophen Pierre Bourdieu (vgl. Kap. I-2.4) ist Sprache «not only an instrument of communication or even knowledge, but also an instrument of power» (Bourdieu 1977: 648) und Kommunikationsbeziehungen sind »auch symbolische Machtbeziehungen [...], in denen sich die Machtverhältnisse zwischen den Sprechern oder ihren jeweiligen sozialen Gruppen aktualisieren« (Bourdieu 2015: 41). Wie in Kommunikationsbeziehungen sich Machtverhältnisse aktualisieren, wie repressiv Macht wirken und welche Funktion Sprache innehaben kann, dies kann am Fall des Galileo Galilei als Eingangsbeispiel verdeutlicht werden. Am 22. Juni 1633 kniet Galilei vor den Mitgliedern des Heiligen Offiziums, der Inquisitionsbehörde nieder und schwört der in seiner Schrift *Dialogo dei Massimi Sistemi* formulierten und seiner Erkenntnis nach unwiderlegbaren Behauptung ab, dass die Sonne und nicht die Erde der Mittelpunkt der Welt sei und sie sich nicht von Ost nach West bewege. In der Abschwurformel heißt es:

Es war mir befohlen worden, daß ich diese falsche Lehre [die kopernikanische, P. S.] nicht vertreten dürfe, sie nicht verteidigen dürfe und daß ich sie in keiner Weise lehren dürfe, weder in Wort noch in Schrift. [...] Ich schwöre, daß ich in Zukunft weder in Wort noch in Schrift etwas verkünden werde, das mich in einen solchen Verdacht [der Ketzerei, P. S.] bringen könnte. (Bierbach 1982: 108)

Gehorsam ist die affirmative Erfüllung des Widerruf-Befehls, erzwungen in den Verhören durch die Androhung von »peinlichem Verhör« (ebd.: 105; Verhör unter Folter) und unter dem Damoklesschwert der Hinrichtung stehend wie im Präzedenzfall des Giordano Bruno. Der Akt der Unterwerfung erfolgt in ritueller Form, speziell in Form eines kommissiven Sprechaktes (*schwören*, dass p). Mit einem Schwur ist ein hoher Stärkegrad der Aufrichtigkeitsbedingung verbunden, der mit Berufung auf die Instanz der heiligen Kirche erfolgt. Die diesseitige Macht der Inquisition ist über eine jenseitige Allmächtigkeit legitimiert. So ist ihre religiös begründete und kirchliche Macht im Allgemeinen ein Produkt aus Berufung auf eine allmächtige Instanz und stellvertretender Autorität seitens der kirchlichen Machthaber, aus Besitztümern, Einkommen und »Belohnungen und Vergütungen sowie die Fähigkeit, mit repressiven Bestrafungen zu drohen« (Galbraith 1989: 17). Die repressivste Form, wie sie im Fall des Galilei zum Tragen kommt, ist die Androhung von physischer Gewalt bis hin zum Tod. Im Galilei-Prozess offenbart sich eine spezifische Form von Macht, die man mit Galbraith (ebd.: 24 ff.) als *repressive Macht* bezeichnen kann.

Es gibt sehr unterschiedliche Machttheorien (vgl. Schlobinski 2017), wobei wir uns an Popitz (2004) orientieren wollen (s. Tab. 2-2) und speziell Phänomene der Aktionsmacht und der instrumentellen Macht betrachten.

Machtform	Beschreibung	Machtrelation	Beispiel
Aktionsmacht	durch gerichtete Aktion Schaden zufügen	A übt Gewalt aus über B	jmd. verletzen, verspotten, herabsetzen
instrumentelle Macht	Verhaltenssteuerung	A sanktioniert B, wenn nicht X	Drohung, Versprechen
autoritative Macht	Verhaltens- und Einstellungssteuerung anderer	A folgt B aufgrund von Bs Autorität	Titelträger (Prof.), Funktionsträger (Kanzlerin)
daten-setzende Macht	durch Herstellen von Artefakten die Lebensbedingungen anderer bestimmen	A stellt X her und bestimmt dadurch B	Waffen, WhatsApp, I-Pod

Tab. 2-2: Machtformen (nach Popitz 2004)

(1) Unter **Aktionsmacht** versteht Popitz eine Verletzungsmacht, und zwar die Macht, »anderen in einer gegen sie gerichteten Aktion Schaden zuzufügen« (ebd.: 23). Hierzu zählen für ihn die Gewalt, die zur körperlichen Verletzung anderer führt, ebenso wie »Aktionen, die sich gegen die soziale Teilhabe richten, beginnen mit Distanzierungen, Nichtbemerken-Wollen, Kontaktvermeidung. Sie steigern sich zu Handlungen, die andere herabsetzen, verspotten [...] und dann weiter zu formellen Status-Degradierungen.« (Ebd.: 45) Hier kommt der Aspekt der **verbalen Gewalt** zum Tragen. Auch Gewalt durch Sprache kann verletzen: psychisch bis hin zu körperlichen Symptomen. »Sprache [...] kann nicht nur zur Gewalt aufrufen, sondern sie kann selbst eine Form von Gewaltausübung sein. [...] Worte verletzen und sie kränken; und sie sind immer noch die am weitest verbreitete und die am häufigsten eingesetzte Waffe.« (Krämer 2005: 4) Und durch Sprache kann der Kommunikationspartner nicht nur ausgegrenzt, sondern »mundtot« gemacht werden. Sprache ist dann nicht ein Mittel zur Verständigung, sondern mutiert zu ihrem Gegenteil: Sprache wird zum Mittel, Sprecher/-innen am Sprechen zu hindern. Hier wird besonders die **konversationelle Gewalt** augenscheinlich. Burger (1995: 104 ff.) versteht unter dieser, dass das Rederecht eines Interaktionsgegenübers durch eine andere Person beschnitten wird, so durch Akte des Unterbrechens, Niederredens und Überschreiens, d. h. durch Übernahmen des Rederechts zulasten einer anderen Person. Das, was Popitz unter *Aktionsmacht* fasst, wird in anderen Ansätzen als Gewalt definiert. In sprachwissenschaftlicher Perspektive sind Formen sprachlicher Diskriminierung und verbaler Gewalt in verschiedener Hinsicht untersuchte Phänomene. In neueren Untersuchungen und Ansätzen spielt das »Performative«¹⁶ eine zentrale Rolle (Butler 2006).

¹⁶ Anknüpfend an Austin (1972: 27 f.): »Der Name stammt natürlich von »to perform«, »vollziehen«: man »vollzieht« Handlungen. Er soll andeuten, daß jemand, der eine solche Äußerung [performative Äußerung, P. S.] tut, damit eine Handlung vollzieht – man faßt die Äußerung nicht einfach als bloßes Sagen auf.«

In ihrem Standardwerk geht Butler davon aus, dass Hate Speech »nicht nur ein Haßgefühl vermittelt, sondern einen verletzenden Akt darstellt«, und dies setzt nicht nur voraus, »daß die Sprache handelt, sondern zudem, daß sie sich in verletzender Weise gegen einen Adressaten richtet« (ebd.: 32). Dieser Adressatengerichtetheit wird der Begriff *Hetzsprache* besser gerecht, und dies nicht nur deshalb, weil nicht die Sprache handelt, sondern immer Sprecher/Sprecherinnen. Im Duden (URL-II-2.6) sind für das Verb *hetzen* u. a. die beiden Bedeutungen ›1. (abwertend) Hetze gegen jemanden, etwas betreiben; Hass entfachen, schüren; Schmähreden führen, lästern‹ sowie ›2. (abwertend) jemanden durch Hetze zu etwas veranlassen, aufstacheln aufgeführt, und diese können abgeleitet werden von *hetzen* mit der Bedeutung ›(ein Tier, besonders einen abgerichteten Hund) dazu veranlassen, dazu bringen, auf jemanden loszugehen, jemanden zu verfolgen‹, einer kausativen Bildung zu *hassen*. Wer hetzt, kann durch Hass motiviert sein, aber Hetze kann auch ganz rational-kalkulierende Gründe haben. Entscheidend ist die Adressierung, sei die Hetze gerichtet auf einen Einzelnen, eine Minderheit, eine Ethnie oder eine Nation. Hetzsprache ist meist durch emotionalisierende, emotional-appellative Ausdrucksformen gekennzeichnet, ob in öffentlichen Reden oder auf Demonstrationen, auf Internetformen oder in Presseorganen, seien es Hasspredigten, volksverhetzende Parolen oder Kriegshetze. Ein extremes Beispiel hierfür ist die ideologisch bedingte Hetzsprache auf Pegida-Demonstrationen (vgl. Abb. 2-4).



Abb. 2-4: Wohnhaus des Grünen-Politikers Sören Herbst in Magdeburg (URL-II-2.7)

In den Parolen in Abb. 2-4 tritt ein häufig gebrauchter Kampfbegriff der Pegida-Bewegung auf: *Volksverräter* als Negativfolie zur »Wir sind das Volk«-Ideologie. Der »Volksverrat« findet sich als Straftatbestand erstmals im Nationalsozialismus. Der heutige Gebrauch von *Volksverräter* zielt darauf ab, die gewählten Volksvertretenden eben als Verräter/-innen an ›ihrem‹ (sprich: dem deutschen) Volk zu bezeichnen. Somit wird eine Abgrenzung zwischen ›Deutschen‹ und ›Nichtdeutschen‹ gezogen. Vor der Zeit des Nationalsozialismus gab es einen vergleichbaren Straftatbestand, den Landesverrat. Erst mit dem Wort *Volksverrat* ergibt sich aber

der Bezug zum Völkisch-Nationalen. In Abb. 2-4 wird auf einen Politiker namentlich referiert, er wird als »Volksverräter« etikettiert und es wird durch das Galgen-Bild zur Tötung von Sören Herbst aufgerufen.

(2) Unter **instrumenteller Macht** versteht Popitz »die Steuerung des Verhaltens anderer durch Drohungen und Versprechungen« (Popitz 2004: 79). Basis dieser Machtform ist die glaubhafte Verfügung über Strafen und Belohnungen, instrumentelle Macht formuliert Alternativen. Der- oder diejenige, der/die eine Entweder-oder- bzw. Wenn-dann-Struktur formuliert, »teilt das Verhalten des Betroffenen in zwei Klassen, in Fügsamkeit und Unbotmäßigkeit. Er dichotomisiert alles, was der Betroffene tun könnte, in Ja- und Nein-Handlungen.« (Ebd.: 26) Auf der linguistischen Ebene geht es um direkte Sprechhandlungen wie Drohung, Erpressung oder Befehl. Mit Direktiva versucht eine handelnde Person A einem Person B dazu zu bringen, eine bestimmte Handlung auszuführen oder sie zu unterlassen. Die **Drohung** ist ein Typ einer Aufforderungshandlung, bei der eine bedingte Sanktionsankündigung zum Durchsetzungsmodus gehört, und die Wirkungskraft einer Drohung basiert auf Machtverhältnissen. Die Kernstruktur einer Drohung kann wie folgt beschrieben werden: ›Wenn B nicht die Handlung H ausführt, die A fordert, dann X‹ mit der Alternative ›Wenn B die Handlung H ausführt, die A fordert, dann nicht X‹, und das Ereignis X ist ein für A negativ bewertetes Ereignis (Wunderlich 1976: 277). Eine Drohung zu akzeptieren, bedeutet, sich einem Machtanspruch zu unterwerfen, sie nicht zu akzeptieren, diesen zu negieren und ggf. einen Gegen-Machtanspruch zu erheben.

Wenden wir das Schema der Drohung auf ein Beispiel an: »Der türkische Außenminister Mevlüt Cavusoglu hat der Europäischen Union mit der Aufkündigung des Flüchtlingsabkommens gedroht, sollte sie nicht bis Oktober Visafreiheit für Türken gewähren.« (EurActiv.de, URL II-2.8) Der türkische Außenminister (A) droht der EU (B) mit der Sanktion X: Aufkündigung des Flüchtlingsabkommens, wenn die B nicht H: Gewährung der Visafreiheit ausführt. Führt die B H aus, wird A X nicht ausführen, also auf die angedrohte Sanktion verzichten. Das Ereignis X wird seitens der EU negativ bewertet, da mit der Aufkündigung des Flüchtlingsabkommens ein erhöhter Zustrom von Geflüchteten nach Europa zu erwarten ist, was nicht im Interesse der Regierungen von B liegt. Die Akteurin A verfügt über die Macht, über die Aufkündigung bzw. Nichtaufkündigung des Flüchtlingsabkommens den Regierungen von B einen aus ihrer Sicht begründeten Schaden zuzufügen bzw. Nutzen herzustellen. Die mit der Drohung verbundene Machtausübung durch Adressierung einer Sanktion hat einen kommissiven Aspekt, insofern der oder die Drohende eine gewisse Selbstfestlegung vornimmt. »Ob der Drohende beim Wort genommen wird, entscheidet der Bedrohte. Wer droht (oder verspricht), macht sich vom zukünftigen Verhalten anderer ausdrücklich abhängig.« (Popitz 2004: 83) Die drohende Partei legt sich allerdings nicht auf die zukünftige eigene Handlung fest, denn wenn sie »mit seiner Drohung keinen Erfolg hat, ist [sie] keineswegs

gezwungen, diese wahrzumachen; und wenn [sie] es unterläßt, sie wahrzumachen, wird sich der Adressat nicht beschweren. Man kann den Drohenden nicht beschuldigen, seine Drohung nicht eingehalten oder sie gebrochen zu haben« (Rolf 1997: 180), während jemand, der etwas verspricht, sich verpflichtet, die im propositionalen Gehalt seiner Äußerung repräsentierte Handlung auszuführen. Dennoch muss die drohende Partei prinzipiell über Sanktionsmittel verfügen, und B muss glauben, dass A die Sanktion auch umsetzen kann bzw. dass eine gewisse Wahrscheinlichkeit besteht, dass A diese umsetzt, ansonsten ist die Drohung eine *leere Drohung*. Wenn die EU z. B. wüsste, dass die Türkei das Flüchtlingsabkommen nicht aufkündigen kann, weil die mit dem Abkommen seitens der EU zugewiesenen Gelder an die Türkei für den türkischen Staatshaushalt absolut notwendig sind, dann ist die angedrohte Sanktion ohne Wirkungskraft. Auch wenn die negativen Folgeeffekte der Sanktion ausbleiben, z. B. weil die EU die Außengrenzen selbst schützen würde und somit die Zuwanderung kontrollieren könnte, wäre die Drohung eine leere Drohung.

Was unterscheidet die Drohung von einem **Befehl**? Ein *Befehl* setzt zumindest eine autoritative Macht bei der sprechenden Person S voraus, in der Regel eingebettet in institutionelle Kontexte (z. B. beim Militär) mit entsprechenden Sanktionsmöglichkeiten. S beruft sich »implizit auf eine Macht bzw. Autoritätsperson« (Rolf 1997: 180), es kann ein »(rechtlich nicht abgesichertes) Macht- oder Gewaltverhältnis gegeben sein« (ebd.: 181, Fußnote 9). Der Prototyp eines Befehls ist der *militärische Befehl*. Eine Aufforderung ist ein gültiger militärischer Befehl, wenn folgende Bedingungen gelten (vgl. Hindelang 1978: 262 f.): (i) S ist ein(e) militärisch Vorgesetzte(r) des/der Befehlsempfängenden (Rezipient/-in R). (ii) Bedingung (i) beruht auf einem Gewaltverhältnis des Staates gegenüber dem/der Einzelnen. (iii) Bei Nichtbefolgung der Aufforderung kann S Sanktionen, Strafen gegenüber A einleiten. (iv) Die Illokution der Aufforderung ist rechtlich/dienstlich zulässig.

(1) Bis in einer halben Stunde haben Sie die Stube gereinigt!

(2) Ich möchte Sie bitten, die Stube innerhalb einer halben Stunde zu reinigen.

Äußerung (1) ist im oben definierten Kontext eine adäquate Befehlsform, während eine modalisiert-höfliche Variante (2) zwar eine Aufforderungshandlung, nicht aber ein Befehl ist, da institutionalisiertes Autoritätsverhältnis und modalisierte Höflichkeitsform nicht zueinander passen, inkompatibel sind. Der oder die Befehlsempfänger/-in ist der oder dem Befehlserteilenden zum Gehorsam verpflichtet. Eine als Bitte formulierte Aufforderung eröffnet als Option die Ablehnung der Bitte, was im militärischen Kontext das Nichtbefolgen eines Befehls, also Ungehorsam wäre, der mit entsprechenden Sanktionsmöglichkeiten seitens S geahndet würde.

Wie wir gesehen haben, kann Sprache (1) insofern (und wie physische Gewalt) eine Gewaltausübung bedeuten, als sie verletzt und somit direkt auf den Körper zielt, (2) psychisch wirken oder 3. physische Gewalt vorbereiten. Es gibt zwei grundsätzliche Perspektiven auf den Zusammenhang von Macht und Sprache: eine intrinsische Perspektive, nach der Macht in der Sprache selbst liegt, mit Sprache intrinsisch verwoben ist, und eine extrinsische Perspektive, der zufolge Macht durch Sprache vollzogen wird, die aber außerhalb der Sprache liegt, nämlich in der sozialen Praxis. Die Annahme, dass Macht und Sprache auf der Folie sozialer Praktiken zu sehen sind, ist zwangsläufig mit der extrinsischen Perspektive verbunden. Für den Aspekt ›Sprache und Macht‹ wurde als grundlegend exemplifiziert, dass Macht relational ist, auf komplexen Interaktionsbeziehungen basiert und die somit zu beschreibende Welt der Machtbeziehungen sich als ein komplexes und dynamisches System darstellt.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Die Analysen haben gezeigt, dass es in einer Gemeinschaft eine kollektive Festlegung auf eine soziale Norm geben muss sowie Bedingungen, unter welchen eine Person einer Norm folgen muss (Regelbefolgung). Wenn eine Norm in einer Gemeinschaft gilt, dann müssen Mitglieder dieser Gemeinschaft die Norm kollektiv und wechselseitig anerkennen. Damit verbunden sind Festlegungen, welche Handlungen kollektiv als korrektes Handeln gelten. Soziale Normen setzen Anerkennungsrelationen voraus, die Machtverhältnisse ein- und Normbrüche nicht ausschließen. Es gibt explizite und implizite Normen, die historisch gesellschaftlichen Wandelprozessen unterliegen. In höchstem Maße explizite Normen sind kodifizierte Normen (Rechtsnormen). So liegt dem oben analysierten soldatischen Befehl eine Rechtsnorm zugrunde. In § 11 Abs. 1 Satz 1 SG heißt es: »Der Soldat muss seinen Vorgesetzten gehorchen. Er hat ihre Befehle nach besten Kräften vollständig, gewissenhaft und unverzüglich auszuführen.« Implizite Normen sind unausgesprochene, von Kommunikationsgemeinschaften gemeinsam geteilte Normen, und wie wir gesehen haben, liegen sprachlichen Tabuhandlungen solche zugrunde. Normen führen zu Normenkonflikten, was sich in verbalen und nichtverbalen Auseinandersetzungen widerspiegelt. Vor dem Hintergrund des Prinzips des sprachlichen Relativismus, wonach wir die Welt durch Sprache erschließen, wird versucht, gesellschaftliche Normen durch sprachliche Ausdrücke zu beeinflussen und zu ändern. Der Kampf um die ›richtigen‹ Ausdrücke ist letztlich ein Kampf um Deutungshoheiten und eine Frage der Durchsetzung von Machtansprüchen.

Weiterführende Literatur: Popitz (2004), Werlen (2002), Elspaß/Maitz (2011), Schlobinski (2017).

II-3 Sprachkritik und Gesellschaft

Es gibt sehr unterschiedliche Arten von und verschiedene linguistische Aspekte bei der Sprachkritik – einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Sprachkritik in all ihren Facetten gibt Schiewe (1998). In einer Art von ›Sprachkritik‹ artikuliert sich ein dumpfes Unbehagen (z. B. an Anglizismen) und beklagt den vermeintlichen Sprachverfall. Es gibt eine politisch-satirische Sprachkritik wie sie bei Karl Kraus, Fritz Mauthner oder Kurt Tucholsky zu finden ist. Eine andere Art von Sprachkritik stellt jene populäre/populärwissenschaftliche Kritik dar, die Abweichungen von der Norm als defizitär begreift und teilweise der Lächerlichkeit preisgibt. Ferner gibt es eine **linguistisch begründete Sprachkritik**, die es sich zum Ziel gesetzt hat, gesellschaftlich und pragmatisch konflikträchtige Sprach- und Kommunikationsereignisse zu reflektieren. Sie setzt eine sprachwissenschaftliche Fundierung voraus. Betrachtet »man die neueste Geschichte der linguistischen Sprachkritik, so findet man zahlreiche Beispiele dafür, dass mit linguistischen Methoden bestimmte zentrale sprachliche Phänomene in gesellschaftlich relevanten und oft konfliktären Kommunikationsereignissen analysiert und nach linguistischen Maßstäben bewertet wurden« (Wimmer 2003: 422). Und eine linguistisch begründete Sprachkritik bietet als einzige die Perspektive für eine didaktische Sprachkritik, in der die Sprachkompetenz von Lernenden steht, »die es nicht lediglich zu diagnostizieren, sondern zu fördern gilt. Didaktische Sprachkritik kann daher nicht bei der Beschreibung von Zuständen stehenbleiben, sondern muss [...] die theoretischen Grundlagen für die an Sprachnormen sowie an lernalters- und lernstandspezifischen Mindest- oder Regelstandards für sprachliche Kompetenzen orientierte Bewertung sprachlicher Leistungen in der Praxis des Deutschunterrichts schaffen.« (Kilian 2018: 55)

II-3.1 Das Unbehagen am Zustand der Sprache

Wie wir sprechen und schreiben, ist ein Thema, das viele Menschen berührt, und es gibt ein Unbehagen an sprachlichen Entwicklungen in vielerlei Hinsicht (vgl. Bsp. 1, 2 und 3). Nach einer Umfrage des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (vgl. Eichinger et al. 2009: 47) sind 78 Prozent der Bevölkerung der Meinung, dass mehr für die deutsche Sprache getan werden sollte, ein Gesetz zum Schutz der deutschen Sprache wird allerdings mehrheitlich (58 %) abgelehnt. Und nach einer Umfrage der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) sind 56 Prozent der Meinung, dass die deutsche Sprache immer mehr zu verkommen drohe (vgl. Hoberg/Eichhoff-Cyrus/Schulz 2008: 10). Als Gründe hierfür geben mehr als die Hälfte der Befragten an, dass heute weniger gelesen wird als früher (65 %) und dass der Einfluss anderer Sprachen auf die deutsche Sprache stark zunimmt (53 %) (vgl. ebd.: 11).

(1) Je denglischer, desto Kompetenz. WARUM DIE MEISTEN ANGLIZISMEN MIESE SPRACHVERHUNZER SIND. (Christa Tamara Kaul, URL-II-3.1)

- (2) Das aktuelle Thema »Gendern« kann einen salopp gesagt in den Wahnsinn treiben. Bsp: ehemals Plural: die Besucher, heute:
- Besucher.innen
 - Besucher:innen
 - Besucher_innen
 - Besucherinnen – da fühle ich mich ja schon wieder fast diskriminiert ;-)
 - Besucher und Besucherinnen (m. E. nach die beste Variante)
 - Besuchende (hört sich etwas befremdlich an und lässt sich auch nicht überall anwenden)

Die Kommentare in Klammern sind natürlich meine subjektiven Empfindungen. Wie soll ich meinem Kind noch beibringen, was korrekt ist? Jeder macht[,] was er will, egal wie katastrophal es sich ausgesprochen auch anhören mag. (Aus einer E-Mail an den Vorsitzenden der GfdS vom 10.02.2021)

(3) Facebook (URL-II-3.2)

Tut die deutsche Sprache retten
17. Dezember 2019 · 🌐

Das ist kein Wortschatz mehr, das ist Wortschmutz! G,

Andrea [redacted] Tut die deutsche Sprache retten
17. Dezember 2019 · 🌐

Oh je...

NEU IM DEUTSCHEN WORTSCHATZ
Das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache veröffentlicht jedes Jahr eine Reihe Wörter, die neu in den deutschen Wortschatz aufgenommen wurden: Neologismen. Dieses Jahr war u.a. dabei:

Rettungsgassensünder
Schmutzelei
Schottergarten
Smombie
Waldbaden
veganisieren
Flugscham
Männerschnupfen
Tofubutter

Foto: Colourbox

mdr
WISSEN

Die angeführten Beispiele zeigen, dass unterschiedliche sprachliche Phänomene betroffen sein können (in den vorliegenden Fällen Lexik: Lehnwortbildung, Neologismen; Orthografie/Morphologie: Genussystem) und dass es unterschiedliche Motive und Begründungszusammenhänge für den kritischen Blick auf die Sprache gibt: (1) die Befürchtung, die Sprache verfallende bzw. werde verhunzt, (2) sprachliche Normen brechen auf und sind nicht (mehr) erkennbar und (3) ein dumpfes, nicht weiter begründetes Unbehagen gegen Wortneubildungen. Gegenüber einem Lamento über den Niedergang der deutschen Sprache sind Sorgen der Bürgerinnen und Bürger hinsichtlich sprachlicher Normen und Wandelprozesse berechtigte, von der Sprachwissenschaft ernst zu nehmende Meinungen.

Dass die Sprache verfallende und ›gereinigt‹ werden müsse, diese Position hat eine lange Tradition (s. hierzu Göttert 2019) und nimmt bis heute einen »gesunden Sprach- und Kulturpatriotismus« (Verein Deutsche Sprache, URL: II-3.3) für sich in Anspruch, denn schließlich »lassen unsere Politiker und Germanisten die Sprache Goethes vor die Hunde gehen« (Krämer 1998: 7). Aus einer rückwärtsgewandten Sicht auf die Sprache entstand und entsteht nicht selten ein Eifertum, das in radikalen Forderungen zur Reinhaltung der Sprache mündet und deren Verfechtern – so schreibt Göttert (2019: 13) in Bezug auf die Sprachpuristen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins – es »weniger um Liebe als um Hass ging: um Hass auf alle, die ihre Art von Liebe zur Sprache nicht teilen wollten«.

Eine verwandte Form stellt jene populäre/populärwissenschaftliche Kritik dar, die Abweichungen von der Norm (welcher Norm auch immer) als defizitär begreift und teilweise der Lächerlichkeit preisgibt. Ein Beispiel hierfür sind die folgenden Ausführungen von Bastian Sick:

Da wühlt sich Erika durch Berge von Unterwäsche, zaubert einen XXXL-Herrenschlüpfer hervor und sagt zu ihrer Freundin: »Guck mal, Heidi, ist das nicht was für deinen Werner?« – »Lass mal«, sagt Heidi, »*Unterhosen hab ich schon im Katalog bestellt gehabt.*« – »Ach ja«, sagt Erika, »*das hab ich mir fast schon gedacht gehabt.*« (URL-II-3.4)

Allerdings sind das ›Hausfrauen-Perfekt‹ wie auch das doppelte Plusquamperfekt (s. u.) keineswegs neu (vgl. Bsp. 4 und 5), sondern lassen sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Und diese Formen »sind auch keineswegs der sprachlichen Unbedarftheit der Benutzer zuzuschreiben, sondern erfüllen jeweils eine sinnvolle Funktion (etwa das Markieren der Abgeschlossenheit einer Handlung).« (Hundt 2010: 191)

- (4) Doppeltes Perfekt: »Es sei ein Wunder, sagte sie, daß der Herrenreiter das Fest noch erlebt habe. Längst habe er sich als zäher Kavalier erwiesen gehabt, allein womit er [...].« (Thomas Mann, *Zauberberg*, 1952: 375)

- (5) Doppeltes Plusquamperfekt: »Fast bis zum Podest, wo die Treppe sich wandte, war sie schon gelangt gewesen, da hatte er sich eben auf diesem Podest [...].«
(Thomas Mann, *Zauberberg*, 1952: 830)

Mag der eine oder die andere dem obigen Beispiel noch ein Schmunzeln abgewinnen, so ist der »Deppen-Apostroph« (Sick 2005: 29) wie in *Mango's* oder *Kiwi's* (ebd.: 31) Ausdruck eines Gestus der Herablassung, dem ein kleiner Teil des Bildungsbürgertums Beifall zollen mag. Wie Nübling allerdings aufzeigt, ist der Apostroph vor Genitiv- und Plural-s älter und keineswegs eine Entlehnung aus dem Englischen und er dient »der Gestaltschonung komplexer Basen [...] und der Konstanthaltung markierter Wortkörper, worunter mehrheitlich Eigennamen fallen, daneben auch Fremdwörter, Kurzwörter und Konversionen« (Nübling 2014: 99). Wie Schneider (2005) herausgearbeitet hat, gibt es typische methodische Probleme bei der Sick'schen Sprachkritik: (1) die Vermischung von Synchronie und Diachronie, (2) die weitgehende Ausblendung der Pragmatik, (3) die Verkennung des metaphorischen Sprachgebrauchs, (4) die Vernachlässigung medialer Unterschiede, insbesondere der Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, und (5) die starre Trennung zwischen Substandardvarietäten und Standardsprache.

II-3.2 Sprachkritik aus gesellschaftlicher Perspektive

Gegenüber populistischen Haltungen und populärwissenschaftlicher Sprachkritik gibt es eine Sprachkritik, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Sprache als Diskurs auf der Folie gesellschaftlicher Auseinandersetzungen zu begreifen und bezüglich sprachlicher Normen und sprachlicher Variation Stellung zu beziehen. Wir haben in Kap. II-2 gezeigt, dass es in einer Gemeinschaft eine kollektive Festlegung auf eine soziale Norm geben muss und Bedingungen, wann eine Person einer Norm zu folgen hat (Regelbefolgung). Wenn eine Norm in einer Gemeinschaft gilt, dann müssen Mitglieder dieser Gemeinschaft die Norm kollektiv und wechselseitig anerkennen. Damit verbunden sind Festlegungen, welche Handlungen kollektiv als korrektes Handeln gelten. Sprachliche Normen sind allein im Bereich der Orthografie festgelegt, und zwar durch den Rat für deutsche Rechtschreibung. Sprachnormen beruhen auf erworbenen sozialen Handlungsmustern, die ihre Verbindlichkeit durch gesellschaftliche Aushandlung und Überlieferung erhalten. Sie sind deshalb immer Gegenstand eines Normdiskurses, wie der Diskurs um genderneutrale Sprache zeigt (vgl. Bsp. 2). Für eine linguistisch begründete Sprachkritik bedeutet dies einerseits, systemlinguistisch zu argumentieren, und andererseits sozialgeschichtlich und funktionalpragmatisch. Systemlinguistisch zu argumentieren, bedeutet, normändernde Varianten gegenüber bestehenden aktuellen Normen zu

prüfen. So entstehen z. B. bei der *-Schreibung Problemfälle wie »ein*e bedeutende*r Expert*in« und gesprochensprachlich Probleme bei der *-Pause in r-vokalisierten Formen, von dem Konflikt mit dem Silbenschnitt und prosodischen Grundregularitäten des Deutschen abgesehen.

In *soziohistorischer Perspektive* ist einer geschichtsvergessenen oder bewusst geschichtsverfälschenden Argumentation eine ideologiekritische, historische Tatsachen reflektierende Sprachkritik entgegenzuhalten. Im Jahr 2016 wurde von der damaligen AfD-Vorsitzenden Frauke Petry versucht, den Begriff *völkisch* umzudeuten. Man müsse daran arbeiten, dass »dieser Begriff [*völkisch*, P. S.] wieder positiv besetzt ist«, und es sei eine »unzulässige Verkürzung«, wenn gesagt werde, »»völkisch« ist rassistisch«, und eigentlich sei er nichts weiter als »ein zugehöriges Attribut« zum Wort *Volk* (URL-II-3.5). Der Begriff *völkisch* ist als Lehnübersetzung von lat. *popularis* im 15. Jahrhundert belegt, aber erst seit der Reichsgründung 1870 kam das Wort in Konkurrenz zu *national* auf und setzte sich mit dem Aufkommen der völkischen Bewegung, deren Ziel eine ethnisch und kulturell homogene Nation war, immer mehr durch.

Wesentlicher Bestandteil der völkischen Ideologie war das Rassendogma, das sich dann auch im Nationalsozialismus in der Doktrin einer völkischen Weltanschauung niederschlug. Der Begriff *völkisch* ist eine »in chauvinistischer, rassistischer und demagogischer Absicht verwendete Kennzeichnung der Zugehörigkeit zur sogenannten deutschen Volksgemeinschaft, der Bindung an die nationalsozialistische Ideologie« (DWDS, URL-II-3.6). Die Semantik von *völkisch* ist nicht nur negativ konnotiert, sondern geht weit über eine rein deskriptive Bedeutung eines von *Volk* abgeleiteten Adjektivs hinaus (vgl. *Frucht – fruchtig, Ärger – ärgerlich, Heim – heimisch*). Und »dass es bei der Ächtung des Begriffes ›völkisch‹ nicht bleibt, sondern der negative Beigeschmack auf das Wort ›Volk‹ ausgedehnt wird« (Frauke Petry, URL-II-3.5) ist nur dann zutreffend, wenn unter *Volk* nicht das Staatsvolk, sondern eine durch Rasse und Boden naturhaft geprägte Gemeinschaft verstanden wird.

Die ideologische Kontamination des Begriffes *Volk* hatte bereits Victor Klemperer in seinen »Notizen« zur Sprache des Dritten Reiches beobachtet (*Lingua Tertii Imperii*). In seiner Kritik an den nazistischen »Schleierworten« führt Klemperer aus, wie durch den Gebrauch spezifischer Wörter sich über die Realität ›Schleier um Schleier ausbreiten‹: »›Volk‹ wird jetzt beim Reden und Schreiben verwandt wie Salz beim Essen, an alles gibt man eine Prise Volk: Volksfest, Volksgenosse, Volksgemeinschaft, volksnahe, volksfremd, volksentstammt [...].« (Klemperer 1987: 36) Das Besetzen von Begriffen, das Umdeuten und semantische Verschiebungen, die Veränderung der konnotativen Matrix eines Begriffes, seine emotionale Aufladung – all dies waren Techniken der nationalsozialistischen Propaganda (s. auch Kap. II-2).

In *sprachpragmatisch funktionaler* Perspektive wird der Sprachgebrauch hinsichtlich kontextueller Bedingungen (situative Einbettung, Rahmenbedingungen, Interaktionsteilnehmer etc.) reflektiert und beurteilt (vgl. Kilian/Niehr/Schiewe 2016: 62 ff.). Ein interessanter Fall und ein Lehrstück im Hinblick auf die Frage, ob und ggf. unter welchen Bedingungen eine Beschimpfung eine Beschimpfung oder eine Beleidigung eine Beleidigung ist, ist die Diskussion um die sog. ›Schmähekritik‹¹⁷ von Jan Böhmermann im Neo Magazin Royale (ZDF) vom 01.04.2016, deren Beginn hier wiedergegeben ist und die Anlass juristischer Auseinandersetzung war:

Sackdoof, feige und verklemmt,
ist Erdoğan der Präsident.

Sein Gelöt stinkt schlimm nach Döner,
selbst ein Schweinefurz riecht schöner.

Er ist der Mann, der Mädchen schlägt,
und dabei Gummimasken trägt.

Am liebsten mag er Ziegen ficken,
und Minderheiten unterdrücken.

Kurden treten, Christen hauen
und dabei Kinder pornos schauen.

Man mag über Geschmack und Stil streiten und zweifelsohne sind die Wortwahl (Sexualwortschatz) und die damit verbundenen sexuellen Anspielungen gegenüber einer Person mehr als grenzwertig. Die Frage allerdings, die sich aus der Sicht einer linguistischen Sprachkritik heraus ergibt und die sich auch im Laufe der juristischen Auseinandersetzung stellte, lautet: Liegt aufgrund der Wortwahl eine (intentional) schwere Herabsetzung Erdoğan's, eine Ehrverletzung, eine Beleidigung vor oder sind die Äußerungen aufgrund der kontextuellen Rahmenbedingungen (Satiresentung) nicht als Beleidigung/Herabsetzung zu betrachten. Mit Kurt Tucholsky (1993: 42) gefragt: Was darf die Satire? Wo sind ihre Grenzen?

Die Republik Türkei hatte mit einem Schreiben vom 07.04.2016, eingegangen im Auswärtigen Amt am 08.04.2016, ein Strafverlangen hinsichtlich des Moderators Jan Böhmermann wegen dessen Sendungsabschnitts über Präsident Erdoğan gestellt. Gegenüber dem geschützten Recht auf Meinungsfreiheit gemäß Art. 5

¹⁷ »Eine Äußerung nimmt [...] dann den Charakter der Schmähung an, wenn ihr nicht mehr die Auseinandersetzung in der Sache, sondern die Diffamierung der Person im Vordergrund steht; sie muss jenseits auch polemischer und überspitzter Kritik in der Herabsetzung der Person bestehen.« (BVerfGE 82, 272, (284)).

Abs. 1 GG (verkürzt): »Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten [...]. Eine Zensur findet nicht statt« steht infrage, ob eine Beleidigung gemäß Strafgesetzbuch (StGB) § 103 bzw. § 185 vorliegt:

Strafgesetzbuch (StGB) § 103 Beleidigung von Organen und Vertretern ausländischer Staaten

Wer ein ausländisches Staatsoberhaupt oder wer mit Beziehung auf ihre Stellung ein Mitglied einer ausländischen Regierung, das sich in amtlicher Eigenschaft im Inland aufhält, oder einen im Bundesgebiet beglaubigten Leiter einer ausländischen diplomatischen Vertretung beleidigt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe, im Falle der verleumderischen Beleidigung mit Freiheitsstrafe von drei Monaten bis zu fünf Jahren bestraft.

Ist die Tat öffentlich, in einer Versammlung oder durch Verbreiten von Schriften (§ 11 Abs. 3) begangen, so ist § 200 anzuwenden. Den Antrag auf Bekanntgabe der Verurteilung kann auch der Staatsanwalt stellen.

Strafgesetzbuch (StGB) § 185 Beleidigung

Die Beleidigung wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe und, wenn die Beleidigung mittels einer Tätlichkeit begangen wird, mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

Nach dem Urteil des LG Hamburg vom 17.05.2016, Az. 324 O 255/16 (URL-II-3.7) seien die Äußerungen in der Schmähkritik zweifelsohne schmähend und ehrverletzend, da

die fraglichen Zeilen [...] gerade gegenüber Türken oftmals bestehende Vorurteile auf[greifen], die gewöhnlich als rassistisch betrachtet werden. Erschwerend kommt hinzu, dass in Kenntnis dessen, dass das Schwein im Islam als ›unreines‹ Tier gilt – von einer solchen Kenntnis des Antragsgegners kann ausgegangen werden –, der ›Schweinefurz‹ erwähnt wird. Des Weiteren haben nahezu sämtliche Zeilen einen sexuellen Bezug. Auch unter Beachtung des vom Bundesverfassungsgericht für die Beurteilung der Einkleidung aufgestellten strengen Maßstabes und der konkreten Präsentation überschreiten die fraglichen Zeilen das vom Antragsteller hinzunehmende Maß.«

Damit hält sich das Gericht eng an den Text, vernachlässigt aber den kontextuellen Zusammenhang, dass es sich bei dem Gedicht um eine Satire im Rahmen einer Satiresendung handelt: »Die vom Beklagten vorgetragene Absicht zur Präsentation des Gedichtes, nämlich im Rahmen seiner Satiresendung ›N. M. R.‹ einen satirischen Diskurs über die tatsächlichen Grenzen des Ehrenschatzes in Deutschland zu gestalten, führt nicht zur Zulässigkeit der fraglichen Passagen« (ebd.), folglich sei die Wiederholung ehrverletzenden Passagen zu unterlassen. Damit berücksichtigt das LG Hamburg nicht die Vorgeschichte: Mitte März 2016 sorgte das Satire-

Magazin Extra 3 mit dem Lied »Erdowie, Erdowo, Erdoğan« für einen Eklat, weswegen der deutsche Botschafter einbestellt wurde –, die Vorgeschichte wird im fraglichen Neo Magazin Royale seitens Böhmermann verankert. »Wenn, wenn Sie das jetzt sehen, vielleicht müssen wir Ihnen mal ganz kurz was erklären, was die Kollegen von Extra 3 gemacht haben [...] Herr Erdoğan, das ist in Deutschland, in Europa gedeckt v- vo- von der Kunstfreiheit, von der Pressefreiheit [...]. Es gibt aber, es gibt natürlich, es gibt Fälle, wo man auch in Deutschland in Mitteleuropa Sachen macht, die nicht erlaubt sind, also es gibt Kunstfreiheit, dass eine Satire und Kunst und Spaß, das ist erlaubt.« (Eigene Verschriftung)

Die Staatsanwaltschaft Mainz hat demgegenüber am 14.10.2016 das Verfahren gegen Böhmermann eingestellt und hervorgehoben, es sei

der Kunstgattung der Satire und Karikatur wesenseigen, mit Übertreibungen, Verzerrungen und Verfremdungen zu arbeiten; daher erfordert ihre rechtliche Beurteilung die Entkleidung des in ›Wort und Bild gewählten satirischen Gewandes‹, um ihren eigentlichen Inhalt zu ermitteln. Dieser Aussagekern und seine Einkleidung sind sodann gesondert daraufhin zu überprüfen, ob sie eine Kundgabe der Missachtung gegenüber der karikierten Person enthalten. Dabei muss beachtet werden, dass die Maßstäbe für die Beurteilung der Einkleidung anders und im Regelfall weniger streng sind als die für die Bewertung des Aussagekerns; denn ihr ist die Verfremdung wesenseigen. Entstehungsgeschichte, aktuelle zeitgeschichtliche Einbindung und die konkrete über das bloße Vortragen des sogenannten ›Schmähgedichts‹ hinausgehende Gestaltung des Beitrages ziehen in Anwendung dieser verfassungsrechtlichen Prinzipien die Verwirklichung des objektiven Straftatbestandes in Zweifel. Letztlich kann dies jedoch offenbleiben, da dem Beschuldigten jedenfalls ein vorsätzlich beleidigendes Handeln nicht nachzuweisen ist. [...] Ferner findet sich in dem Text des sogenannten ›Schmähgedichts‹ selbst eine geradezu absurde Anhäufung vollkommen übertriebener, abwegig anmutender Zuschreibungen negativ bewerteter Eigenschaften und Verhaltensweisen, denen jeder Bezug zu tatsächlichen Gegebenheiten – offensichtlich beabsichtigt – fehlt. (URL-II-3.8)

Während also für die Mainzer Staatsanwaltschaft (1) fraglich bzw. zweifelhaft ist, dass Böhmermann den türkischen Staatspräsidenten überhaupt beleidigen wollte, und (2) die Einbettung in den Kontext (Satiresendung) berücksichtigt wird, nimmt das Hamburger Landgericht (1) die Rezipientenperspektive insofern stärker ein, ›als das vom Antragsteller hinzunehmende Maß überschritten werde‹, und (2) wird das Gut der Freiheit der Satire geringer bewertet als die Ehrverletzung. Das Urteil des Hamburger Landgerichts wurde 2018 vom OLG Hamburg bestätigt (URL-II-3.9). Was also darf die Satire? Offensichtlich mehr, als Kurt Tucholsky die Frage beantwortet hat: ›Nicht alles!‹ Auch wenn es seit Kurt Tucholsky zum Übertreibungsgestus der Satire gehört, »dass sie, mit einem juristischen Begriff gesagt, Personen der Zeitgeschichte der Lächerlichkeit preisgibt, lustvoll und ohne

Rücksicht auf Tabus. Wichtig ist festzuhalten: *Die Herabsetzung bezieht sich nicht auf die Person, sondern auf das, wofür sie steht.*« (Neuhaus 2016: 1) Und dies trifft in der Causa Erdoğan zu: Es geht nicht um ihn als Person, sondern um den autokratischen Präsidenten, der die kritische Presse ebenso unterdrückt wie religiöse Minderheiten und der politische Gegner wegsperren lässt.

Die juristische Auseinandersetzung im Falle der Böhmermann'schen Schmähkritik ist insofern interessant, als für die Beurteilung des Falles die Bedeutung des Kontextes mehr oder weniger stark herangezogen und gewichtet wird. Kilian/Schiewe/Niehr (2016: 2 ff., 62–68) haben mit Rekurs auf die klassische Rhetorik den Begriff der **funktionalen Angemessenheit** in das Zentrum linguistischer Sprachkritik gerückt, wobei die Faktoren ›Anlass/Gegenstand‹, ›Adressat‹ und ›Situation‹ hierfür konstitutiv sind. »Unter linguistischer Sprachkritik wird die kritische Reflexion und Bewertung von Sprachgebrauch auf der Grundlage des Maßstabs funktionaler Angemessenheit verstanden.« (Ebd.: 4) Im Rahmen einer satirischen Sendung (Kontext inklusive Vorgeschichte) mit einem entsprechenden Zuschauerpublikum (Adressatenkreis) und als Gegenstand einen autokratischen Politiker habend sind die paargereimten Äußerungen funktional angemessen, wobei ein Standpunkt eingenommen wird, der aus einer demokratischen Haltung heraus einen autokratischen Präsidenten kritisiert und der Lächerlichkeit preisgibt.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Linguistische Sprachkritik bedarf einer linguistischen Fundierung und setzt einen Standpunkt der kritisierenden Person im Hinblick auf bestimmte sprachlich konfliktäre Anlässe voraus. Wie wir gesehen haben, gibt es dabei sehr unterschiedliche sprachliche und kommunikative Anlässe, die ein Konfliktpotenzial haben. Dies ist, wie Wimmer (2003: 423) zu Recht hervorhebt, »Ausdruck einer pluralen Gesellschaft mit unzähligen Sozialisationsgeschichten, Lebensformen und Mentalitäten«. Gegenüber populären Haltungen und populärwissenschaftlicher Sprachkritik ist eine linguistische Sprachkritik verpflichtet, linguistisch begründet und analytisch-argumentativ ihren jeweiligen Standpunkt darzustellen. Das öffentliche Interesse an einer Sprachkritik ist groß, und die Sprachwissenschaftler/-innen sollten sich (nicht nur) deshalb der Aufgabe einer Sprachkritik stellen.

Weiterführende Literatur: Götttert (2019), Kilian/Niehr/Schiewe (2016), Schiewe (1998), Neuland (2006a).

II-4 Digitale Kommunikationsformen und Social Media

Zu Beginn der Forschung »in den Neuen Medien (zunächst: Web 1.0) war der Blick auf die unterschiedlichen Kommunikationspraxen und ihre sprachlichen Realisierungen gerichtet.« (Runkehl 2018: 234) Seit den ersten Analysen, beginnend Mitte der 1990er-Jahre, hat es eine Flut von Untersuchungen und Publikationen gegeben. Bei der Ausdifferenzierung des Forschungsparadigmas bis hin zu einem relativ fest umrissenen Paradigma, nämlich dem der Internetlinguistik «for the scientific study of all manifestations of language in the electronic medium» (Crystal 2011: 2), lassen sich interessante Prozesse beobachten (vgl. Schlobinski 2020: 10–13). Ein forschungsrelevanter Aspekt ist die Tatsache, dass Fragestellungen aus anderen linguistischen Teilgebieten übertragen bzw. integriert werden, so auch soziolinguistische Fragen, insbesondere im Zusammenhang mit Social Media. Umgekehrt erweitert sich die Soziolinguistik im Hinblick auf digitale Kommunikationsformen, -strukturen und sprachliche Variations- und Wandelprozesse. Ein wichtiger Beitrag hierzu ist das von Androutsopoulos (2006) herausgegebene Zeitschriften-Themenheft *Sociolinguistics and computer-mediated communication*. Zum einen zeigt sich, dass genuin soziolinguistische Fragestellungen und Parameter auf digitale Kommunikationsformen übertragen werden: So werden geschlechts- und altersspezifische Aspekte regelmäßig untersucht und in Analysen einbezogen. Tahiri (2018: 50) zeigt im Hinblick auf die geschlechtsspezifische Stratifikation von Nicknamen im marokkanischen Arabisch, dass Kosenamen vor allem von Nutzerinnen verwendet werden, und Kaziaba (2018: 327) weist für die semantische Kategorie ›Tiere‹ bei der Nicknamenwahl nach, dass russische Frauen »niedliche und harmlose Tiere wählen, um ihre virtuelle Gestalt abzumildern und zu verschönern«, während Männer solche Tiere bevorzugen, »die in der russischen Sprachkultur mit Stärke und Intelligenz assoziiert sind«.

Bei den unter 35-Jährigen haben die Messenger-Dienste bei der Kommunikation eine größere Bedeutung als das Telefon, während geschlechtsspezifische Unterschiede zu vernachlässigen sind (vgl. Tab. 4-1).

	Telefonat	Messenger-Dienste	SMS	E-Mail	Facebook	Sonstige
insgesamt	62 %	59 %	10 %	7 %	3 %	19 %
Männer	61 %	59 %	12 %	8 %	4 %	22 %
Frauen	63 %	59 %	9 %	5 %	2 %	17 %
14 bis 24	38 %	59 %	5 %	2 %	7 %	42 %
25 bis 34	53 %	67 %	13 %	4 %	3 %	22 %
35 bis 44	68 %	57 %	14 %	9 %	2 %	17 %
45 bis 54	72 %	57 %	9 %	7 %	1 %	11 %
55 bis 60	72 %	49 %	9 %	9 %	2 %	16 %

Tab. 4-1: Kommunikation mit der Partnerin/dem Partner nach Geschlecht/Alter und Kommunikationsmedium/-form (Schlobinski/Siever 2018: 4)

In einer neueren Untersuchung konnten Ucar et al. (2021) durch die Analyse von 3,7 Milliarden Datenverbindungen den Zusammenhang zwischen mobiler Datennutzung und Sozialstatus in verschiedenen europäischen Ländern. So stellten sie tiefgreifende geografische Ungleichheiten bei der Nutzung mobiler Dienste fest - insbesondere bei der E-Mail-Kommunikation, der Nutzung sozialer Medien und beim Audio-/Videostreaming. Diese Ungleichheiten konnten mit Einkommen und Bildungsniveaus korreliert werden: «We relate such diversity with income, educational attainment and inequality, and reveal how low-income or low-education areas are more likely to engage in video streaming or social media and less in news consumption, information searching, e-mail or audio streaming. The digital usage gap is so large that we can accurately infer the socio-economic status of a small area or even its Gini coefficient only from aggregated data traffic.» (Ucar et al. 2021: 1)

Zum anderen aber zeigt sich, dass spezifische Anpassungsprozesse vorgenommen werden müssen, sofern multimodale und multimediale Faktoren (Siever 2015) eine Rolle spielen. Und während in klassischen soziolinguistischen Untersuchungen der Fokus auf Verbaldaten lag, standen und stehen in internetbasierten Untersuchungen Texte im Vordergrund. Allerdings: Nach einer repräsentativen Untersuchung von Bitkom sprechen immer mehr Menschen mit ihren Smartphones und »69 Prozent nutzen Sprachassistenten wie Google Assistant, Siri von Apple oder Samsungs Bixby« (URL-II-4.1). Erst in jüngster Zeit werden auch vermehrt gesprochensprachliche Digitaldaten (wie WhatsApp-Sprachnachrichten, s. Kap. II-4.2) untersucht.

II-4.1 Variation und Wandel

Während die meisten Untersuchungen synchron angelegt sind, gehört die Untersuchung von Henn-Memmesheimer/Eggers (2010) zu den wenigen, in denen eine diachrone Perspektive eingenommen wird und in der Sprachwandelprozesse untersucht werden. Im Zentrum der Analyse stehen Inflektive (s. auch Schlobinski 2001) und deren Varianten (*grins*, *schultern zuck*) sowie akronymische Varianten von *g* in der Chatkommunikation. Hierfür wurden Chatkorpora von 2002, 2004, 2007 und 2009 quantitativ analysiert. Hinsichtlich der Konventionenbildung und Konventionenauflösung wurde von folgenden Hypothesen ausgegangen (vgl. ebd.: 14): 1. Bis 2002 und 2004 gibt es eine Tendenz zu größerer Standardferne und zur Konsolidierung chatinterner Konventionen. 2. Von 2004 bis 2007 gibt es eine Tendenz zu größerer Standardnähe und Auflösung chatinterner Konventionen. 3. Diese Tendenz setzt sich über 2007 hinaus fort. Die Analysen zeitigen im Detail unterschiedliche Ergebnisse, bestätigen aber den Trend, wie er sich klar und deutlich bei der Verwendung von **gg** (Abb. 4-1) zeigt. Das Vorkommen von **gg** in 2002 beträgt absolut 131 (bezogen auf den Anteil aller *grins*-Varianten, so auch in Abb. 4.2) und relativ 9,6 %, 2004 126 bzw. 7,3 %, 2007 63 bzw. 5,1 % sowie 2009 4 bzw. 1,6 %.

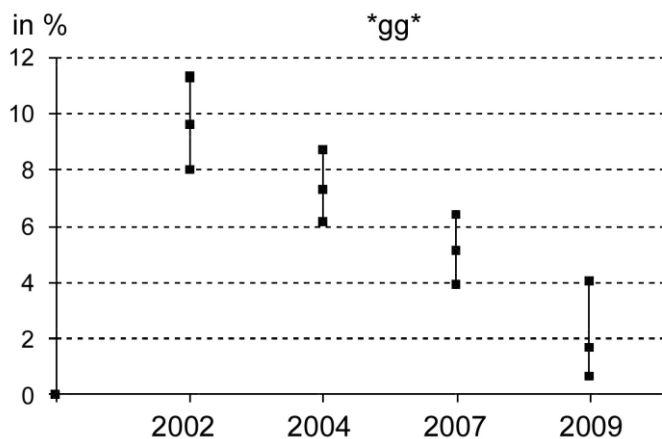


Abb. 4-1: Entwicklung der Verwendung von **gg** (Henn-Memmesheimer/Eggers 2010: 22)

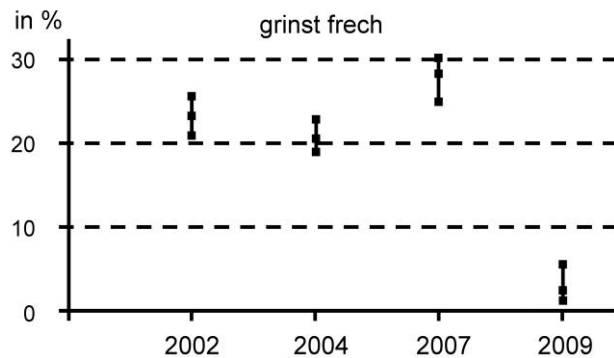


Abb. 4-2: Entwicklung der Verwendung von *grinst frech* (Henn-Memmesheimer/Eggers 2010: 23)

Die Variante *grinst frech* (Abb. 4-2) ist 2002 »bei 317 Vorkommen mit 23,1 % an allen *grins*-Varianten beteiligt, 2004 bei 353 Vorkommen mit 20,5 %, 2007 bei 351 Vorkommen mit 28,1 %, 2009 bei 7 Vorkommen mit 2,7 %. 2002, 2004 und 2007 nimmt *grinst frech* die Spitzenposition ein. Dass der Anteil einer standardnahen Formulierung 2007 am höchsten ist, betätigt die generelle Tendenz zu größerer Standardnähe seit 2004. Der Rückgang 2009 ist nicht auf der grammatischen Ebene zu erklären.« (Ebd.: 23 f.)

Mit der zunehmenden Verbreitung gehen ein Salienz- und Distinktionsverlust einher. Henn-Memmesheimer/Eggers stellen sich die Frage, warum dies zu einer Entwicklung in Richtung Standard führt und nicht zu Wechseln, zu »Moden« von Nichtstandard-Formen. Sie sehen den Trend zum Standard in

Online-Communities generell. Facebook ebenso wie StudiVZ präsentieren Personen mit ihren Profilen, aus denen sich tragfähige Sozialkontakte beruflicher und privater Art entwickeln sollen. Die präsentierten Merkmale werden den Personen dauerhaft zugeschrieben. Orientierung bietet die Standardvariante des Deutschen, die nicht unbedingt allen hinreichend bekannt, aber von allen anerkannt ist, weil sie kodifiziert und schulisch durchgesetzt ist. Das situative, nachlässige oder kreative Spiel mit Sprache wird in diesen Räumen weniger demonstrativ und weniger intensiv oder überhaupt nicht mehr betrieben. Dieser Trend wird auf den Chat übertragen, nachdem praktisch alle Chatter (nach einer informellen Umfrage unter Studierenden) auch in diesen standardorientierten Communities schreiben. (Henn-Memmesheimer/Eggers 2010: 29)

Die Untersuchung zeigt, dass neue linguistische Formen auf den sprachlichen Markt (vgl. Kap. I-2.4) gebracht werden »und dass sich diese Signifikanzen mit der Ausbreitung in neue Domänen ändern« (ebd.: 5).

II-4.2 Interaktionale Aspekte

Während schriftsprachliche Postings eine Reihe spezifischer Merkmale aufweisen können (Emojis, Inflektive, Akronyme etc.), sind Sprachnachrichten Postings im Rahmen mobiler Mündlichkeit, die nach einer repräsentativen Befragung mehrheitlich (54 %) aus Gründen der Zeitersparnis und Schnelligkeit genutzt werden (Schlobinski/Siever 2018: 7). Dabei verschicken die jüngeren Befragten unter 24 Jahren häufiger als der Durchschnitt aller Befragten mindestens mehrmals pro Woche Sprachnachrichten.

Eine differenziertere Analyse zu Verwendungszwecken von Sprachnachrichten geben König/Hector (2017, 2019) und Howind (2020), wobei jeweils ein Korpus von WhatsApp-Sprachnachrichten untersucht wird. König/Hector (2017: 5) gehen davon aus, dass eine Untersuchung zu Nutzungskontexten und sprachlich-kommunikativen Mustern aussteht und sich folgende Fragestellungen ergeben: 1. Aus welchem Anlass und in welchem sequenziellen Kontext werden WhatsApp-Sprachnachrichten verschickt? 2. Wie sind WhatsApp-Sprachnachrichten gestaltet? 3. Wie werden WhatsApp-Sprachnachrichten gestaltet und wie sind sie kontextualisiert? Auf einer gesprächsanalytischen Folie werden 180 Sprachnachrichten analysiert und es wird der Frage nachgegangen mit welchen sprachlichen und inszenatorischen Mitteln Formen von Theatralität geschaffen werden. Drei zentrale Faktoren spielen hier eine Rolle (vgl. ebd.: 34 f.): 1. Ressourcen auf der Ebene der Inszenierung: »Die ProduzentInnen von Sprachnachrichten entscheiden sich für ein auditives Posting-Format und treffen somit eine Vorauswahl möglicher darstellerischer Mittel. Ebenso entscheiden sie sich für zeitlich nur versetzt zu rezipierende und nicht durch unmittelbare Reaktionen des Publikums beeinflussbare kommunikative Handlungen.« (Ebd.: 34) 2. Ressourcen auf der Ebene der Aufführung: »Neben bereits für *face-to-face*-Interaktionen beschriebenen Gestaltungsverfahren – wie etwa Redeinszenierung [...] oder prosodische Mittel zur Kontextualisierung von emotionaler Beteiligung und Bewertungen [...] – sind hier ebenso Verfahren wie die während der Aufnahme veränderbare Nähe zum Mikrofon.« (Ebd.) 3. Ressourcen auf der Ebene der sequenziellen Einbettung: »Sprachnachrichten weisen eine Rezipientenorientierung auf; sie sind als Szenen für ein spezifisches Publikum gestaltet.« (Ebd.) In einer Folgestudie konnten König/Hector (2019) drei Muster der Sprachnachrichtenverwendung nachweisen: 1. monologische Sprachnachrichten, 2. dialogische Sprachnachrichten und 3. Sprachnachrichten-Dialoge, die nach Dialogizitätsgraden variieren. An diese Untersuchungen knüpft Howind (2020) auf der Basis eines Korpus von 82 WhatsApp-Sprachnachrichten an. Aus den Sprachnachrichten ermittelt er ein Spektrum kommunikativer Zwecke: 1. Erzählen, Informieren, Erlebnisse teilen (69,51 %), 2. Fragen, Bitten, Auffordern (21,95 %) und 3. Gratulieren, Bedanken, Glück wünschen (8,54 %). Die

erste und häufigste Kategorie umfasst vorwiegend monologisch geprägte Sprachnachrichten:

- (1)
01 digga
02 sie hat die ganze zeit mit (.) also (.) mit mit (.) markus noch telefoniert °h
03 und nicht aufgehört (.)
04 und ich hab kai kaum verstanden °h
05 und das hat mich die ganze zeit todes aufgeregt
06 dass sie gesagt haben
07 links rechts links rechts
08 aber es war (.)
09 also kai hat was anderes gesagt als mama und bla °hh
10 digga das hat mich einfach so aufgeregt
11 ich war so (-) genervt
12 von der hh° (---)
13 äh ja
14 ich (.) hab auch bisschen (.)
15 ich geb zu (.)
16 ich bin bisschen zu viel ausgerastet
17 <<lachend> aber> °h hehe
18 ähm (.)
19 naja (--)
20 sie hat mich echt aufgeregt
(Howind 2020: 24, zur Verschriftung s. Selting et al. 2009)

Die Sprecherin berichtet von einem Ereignis, das sie »echt aufgeregt« (Z. 20) hat. Entsprechend gibt es assertive Sprechhandlungen (Z. 04, 06–09) und expressiv-evaluative (Z. 05, 10 usw.). Ein explizit dialogischer Marker ist die Adressierung des Gesprächspartners mit dem umgangssprachlichen Wort *Digger* (Z. 01, 10). Die Pausen und Pausenpartikeln, Abbrüche und Korrekturversuche sind Ausdruck von jener spontanen Mündlichkeit, die sich aus einem geringen planerischen Aufwand herleitet. Unter kommunikativ-diskursiven Gesichtspunkten hat die Sprachnachricht den Charakter einer Erzählung. Die Sprecherin verweist auf ein vergangenes, für sie besonderes Ereignis, das aus der subjektiven Gefühlslage heraus eingeordnet/bewertet wird.

Wesentlich stärker multilogisch orientiert ist das folgende Beispiel, in dem es um den Sachverhalt geht, wer am folgenden Tag für eine andere Person arbeiten könnte:

- (2)
01 (hal)lo ihr lieben °h
02 es wär schön wenn irgendeiner morgen nachmittag
arbeiten könnte °h
03 entweder vierzehn bis achtzehn oder sechzehn bis
zwanzig °hh
04 bitte bitte lass den oskar nicht hängen (.)
05 ich weiß auch nicht wen ich noch fragen soll °h
06 danke
(Howind 2020: 29)

Neben der initialen Begrüßung der Arbeitskolleginnen/-kollegen (Z. 01) und der finalen Danksequenz (Z. 06) sind die indirekten Aufforderungen (Z. 02, 04) interaktionale Einheiten, mit den sich die Sprecherin an die Chatgruppe wendet. Die Sprachnachricht kann kommunikativ als funktional eingestuft werden: Ein Problem wird formuliert mit der Bitte, dieses zu lösen. Als Resultat wird das Problem gelöst oder eben nicht.

Die Analysen zu Sprachnachrichten zeigen, dass diese »schriftlich-visuelle Posting-Formate in dyadischen WhatsApp-Chats ergänzen. Damit hält die mediale Mündlichkeit mit all ihren Ausdrucksressourcen Einzug in die mobile Messenger-Kommunikation. Gegenüber dem (Mobil-)Telefonat bieten Audio-Postings spezifische Vorteile bzw. eröffnen eigene kommunikative Möglichkeiten: Man kann eine durch auditive Ressourcen gestaltete Nachricht übermitteln, auch wenn die adressierte Person nicht zeitgleich für ein Telefonat zu erreichen ist.« (König/Hector 2017: 36)

II-4.3 Identitätskonstruktion in der Onlinekommunikation

Bereits in einer der ersten Untersuchungen zur computervermittelten Kommunikation wurden von Bechar-Israeli (1995) Nicknamen aus dem Internet Relay Chat (IRC) untersucht, die Daten stammten vornehmlich aus den USA, Europa und Israel. Und bereits damals lag und in Folge liegt in der öffentlichen Diskussion und in der psychologischen Forschung (Turkle 1998, Döring 1999, Gatson 2011) der Fokus auf der »Verschleierung« der Identität einerseits, dem Spiel mit Identitäten und den daraus resultierenden Möglichkeiten und Chancen für die Persönlichkeitsentwicklung andererseits. Mit der Wahl des Pseudonyms wird eine Anonymisierung der eigenen sozialen und personalen Identität vollzogen, die es Personen ermöglicht, »frei mit sozialen Normen, Konstitutionen und Sanktionen [zu] experimentieren. Die Maskierung ermöglicht den Benutzern Abenteuer, die sie im Alltag nie eingehen würden.« (Schütz 1995: 112) Insbesondere das **Gender-Switching** oder auch

Gender-Swapping, also das Agieren unter wechselnden Geschlechtsidentitäten, wurde als ein interessanter Aspekt der Chatkommunikation behandelt.

Es gibt wenige Kommunikationssituationen, in denen Männer und Frauen die Erfahrungen des anderen Geschlechts in derart einfacher, wenn auch virtueller Weise erleben können. »Gender Switching kann also neue Einblicke in die Lebenssituation des anderen Geschlechts vermitteln. Die sozialen Konstruktionen von Mannsein und Frausein transparenter machen und dadurch womöglich verändern.« (Döring 1999: 296) Da User und Userinnen nicht nur das Geschlecht, sondern das Alter, die soziale Herkunft etc. in der Chatkommunikation ändern können, können sie sich »ein Selbst schaffen, indem sie durch viele verschiedene Identitäten vagabundieren.« (Turkle 1998: 287) Dieses ›Vagabundieren durch verschiedene Identitäten‹ ist mit dem Begriff *multiple Persönlichkeit* assoziiert worden, ein irreführender Begriff, »denn die verschiedenen Teile des Selbst sind nicht vollwertige Persönlichkeiten, sondern vielmehr abgespaltene, losgelöste Fragmente« (ebd.: 425). Die gewählten Pseudonyme können in diesem Sinne als Etiketten der einzelnen Fragmente des Selbst begriffen werden, die es einer Person gestatten, Facetten seiner persönlichen Identität offenzulegen und im virtuellen Raum zu kommunizieren.

Mit dem Aufkommen und mit der Verbreitung der sozialen Medien (Facebook, Instagram etc.) hat sich das Problem der Identitätsverschleierung erweitert und verschärft. Zum einen werden Fake-Profilen erstellt und von Trollen, Kriminellen u. a. genutzt, zum anderen gibt es mittlerweile KI-Profilen, die von menschlichen Usern bzw. Userinnen nicht zu unterscheiden sind. Es gibt folglich keine äußere Kontrolle darüber, wer oder was sich hinter einer digitalen Identität verbirgt.

Auf der anderen Seite gibt es Communitys und Freundschaftsnetzwerke (Kwick, Jappy etc.), die insbesondere für Jugendliche eine hohe Bedeutung haben. Hier tut sich ein weites Feld für eine soziolinguistisch und internetbasierte Jugendsprachforschung auf. Dürscheid/Brommer (2013) haben die Bedeutungserweiterung von *Freund* auf Facebook aufgezeigt: Der von Facebook etablierte Begriff für ›Kontaktperson‹ (Innovation) wird und muss von Usern/Userinnen aufgenommen werden (Adaption) und verbreitet sich in der Sprachgemeinschaft mit der Bedeutungsvariante ›loser oder enger Facebook-Kontakt‹ (Propagation). Hierbei ist davon auszugehen, dass Jüngere *early adopters* (hierzu mehr im folgenden Kap.) im Sprachwandelprozess waren.

Eine interessante soziolinguistische Studie zu Freundschaftskonzepten und zur virtuellen Selbstdarstellung 12- bis 16-jähriger Mädchen in sozialen Onlinenetzwerken hat Voigt (2015) vorgelegt. Im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung (s. Kap. I-3) untersucht der Verfasser Schulmädchenfreundschaften auf der Basis eines umfangreichen Korpus (ebd.: 22 f.). Das Konzept des ›doing schoolgirl‹ wird von Voigt nicht im Sinne Bourdieus als Habitus, als System dauerhafter Dispositionen gefasst (vgl. Kap. I-2.4), sondern vielmehr generiert dieses Konzept »die

tägliche vereinnahmende Interaktion innerhalb einer unmittelbaren Lebenswelt sowie die Kommunikation innerhalb einer weitergefassten Lebenswelt, die alle medialen Einflüsse mit einbezieht, ein sich stetig veränderndes und im kollektiven Bewusstsein der Mädchen immanentes Verhaltenskonzept eines typischen ›Schulmädchens« (ebd.: 18). Eine spezifische soziolinguistische Analyse, die Voigt vornimmt, ist die des sozialsymbolischen Kults ›Schulmädchens mit bester Freundin‹. Verbaler Ausdruck dieses Kults sind spezifische sprachliche Auffälligkeiten (vgl. Bsp. 3, 4), »die als Standardisierungen ersichtlich sind und damit eine sozialsymbolische Funktion ausüben. Hinter dem illokutiven Aspekt des hochemotionalen, monologischen Erzählens im GB (Gästebuch, P. S.), also der offensichtlichen Beziehungspflege unter Freundinnen, steht immer auch ein allokutiver Aspekt der selbstreferentiellen Identitätszuweisung als Schulmädchen sowie ein inhärenter Besitzanspruch (*meine beste Freundin*).« (Voigt 2015: 101)

(3) Gästebucheintrag einer 13-Jährigen

aneeeee <3 omq . schuleee mit dir & Eva ist einfach immer so qeeeiL ;D
ich saq ja nur heuteeee , englisch ! xDD omq. Jch bin so abgebrochen .. so viel hab ich echt schon lange nicht mea qelacht . !! xDD oh mann ich bin einfach so froh dass ich dich habeee ! denn ein Leben ohne Dich wäre unvorstellbar & hätte gar keinen Sinn meaaa ! <3 Jch kanns gar nicht in worte fassen wie wichtig du mir eigentlich bist ! **9 - 3 . 09** -> ein unvergesslicher Tag . Du & Jch ! Ehemann & Ehefrau . Jch <3 Dich! (Voigt 2011: 20)

(4) Gästebucheintrag einer 14-Jährigen

Shatz <33 Du bist miaa einfach soo verdammt wichtig geworden !! ich will dich einfach nie mehr verlieren !! ich brauch dich zum leben ! Shwesterherz !! ich liebe dich ! danke füaa alles ! Du weißt wenn es hart auf hart kommt halten wir immer zusammen auch wenn wiaa streit haben . aber so sind wiaa unzertrennlich meine süzze . <33 freu mich schon auf heutee !! wann stehst du nuua auf ?? ich vermiss dich schon soo !! kussi ! (Ebd.)

Solche Merkmale sprachlicher Standardisierungen sind nach Voigt (2015: 106 ff. und 239–243) Merkmale 1. auf der Textebene, 2. auf der Wortebene, 3 auf der syntaktisch-pragmatischen Ebene sowie 4. auf der Phrasenebene. Zu Merkmalen auf der Textebene gehören Tastenzeichen-Emoticons wie x3 und <3 (vgl. Bsp. 3, 4), die ein Herz symbolisieren, wobei der durch die 3 dargestellte Herzbogen häufig iteriert und somit die Bedeutung ›Liebe, Zuneigung‹ intensiviert wird. Ein weiteres Merkmal ist das Et-Zeichen, das fett markiert (Bsp. 3) oder redupliziert wird und das »mit seiner Symbolik für das Verbindende vermutlich Kult-Status erlangt« (ebd.: 240) hat. Auf der Wortebene scheint die Schreibung *q* anstelle von *g* (Bsp. 3) »ein gestalterischer Effekt mit starker Referenz auf den Typus ›Schulmädchen« (ebd.) zu sein, während *r*-Vokalisierung wie *wiaa* (Bsp. 4) mit zudem reduplizierter

Vokalgrafie niedliches Sprechen¹⁸ und Intensität des Gefühls markiert. Zu den lexikalischen Auffälligkeiten zählen Koseformen wie *Shatz* (Bsp. 3) oder *Schwesterherz, meine süzze* (›Süße‹, Bsp. 4). Auf der syntaktisch-phrasalen Ebene sind Beziehungsphrasen des Typs ›Ich liebe dich‹ (*Jch ‹3 Dich!*, Bsp. 3), ›Du bist mir wichtig (geworden)‹ (*Du bist miaa einfach soo verdammt wichtig geworden !!*, Bsp. 4)), ›Du bedeutest mir mein Leben‹ (*denn ein Leben ohne Dich wäre unvorstellbar & hätte gar keinen Sinn meaaa !*, Bsp. 3; *ich brauch dich zum leben !*, Bsp. 4), ›Ich will dich nicht verlieren‹ (*ich will dich einfach nie mehr verlieren !!*, Bsp. 4), ›Ich bin so froh, dass ich dich kenne‹ (*ich bin einfach so froh dass ich dich habeee !*, Bsp. 3) besonders relevant. Die Aneinanderreihung hochemotiver Beziehungsphrasen wirkt nach Voigt (2015: 238) »beschwörend« und wird interpretiert als »Ausdruck einer übersteigerten Verlustangst« und als »Kult um die Mädchenfreundschaft«. Auf allen linguistischen Ebenen kann ein Markieren sozialer Identität und das Evokieren von Gefühlen festgestellt werden. »Niedliche Unsicherheit im Sprachverhalten der Mädchen unterstützt die Intersubjektivität in einer Mädchenfreundschaft und somit hat sich auch in ihrer Schriftsprache in den SON (sozialen Online-netzwerken, P. S.) ein gewisses sprachliches Kindchenschema habitualisiert.« (Ebd.: 422) Im Hinblick auf die Distinktionshypothese in der Jugendsprachforschung, der nach mit jugendspezifischen sprachlichen Markern eine soziale Distinktion (Kap. 1-2-4) verbunden ist, nämlich Abgrenzung gegenüber Erwachsenen und/oder anderen Jugendkulturen und -gruppen, profiliert Voigt aufgrund seiner Untersuchung einen anderen Aspekt:

Die Schulmädchen-Varietät ist kein situativ eingesetzter kommunikativer Stil, sondern die Identität als Schulmädchen und das entsprechende Sprachverhalten sind weitgehend verinnerlicht. Daher greift hier auch das in der Jugendsprachforschung häufig beschriebene Paradigma der Abgrenzung von Erwachsenen als Funktion von Jugendsprache nicht. Schulmädchen sind in ihrer schulischen Lebenswelt sehr aufeinander bezogen und sie nehmen sich selbst auch nicht als ein einheitliches Kollektiv wahr, weshalb eine permanente Identitätskonstitution in Bezug auf Erwachsene überflüssig ist. (Ebd.)

II-4.4 Spezifische Aspekte und Ansätze

Der im vorangegangenen Kapitel dargestellte semantische Wandel des Begriffs *Freundschaft* sowie die sozial-symbolischen, netzwerkspezifischen Ausdrucksformen bei Mädchenfreundschaften und deren konzeptuelle Neustrukturierung zeigen die spezifischen Veränderungen, die mit dem digitalen Wandel der Gesellschaft verbunden sind. Mit der Digitalisierung zusammenhängende neue

¹⁸ Voigt knüpft hier an das japanische *Kawaii*-Konzept an (s. Shirai 2009: 135 ff.).

Kommunikationsformen, die Erweiterung des kommunikativen Haushalts um digitale Praxen, die Veränderung von Öffentlichkeit und Privatsphäre und vieles mehr führen zu neuen Fragestellungen und Konzepten in der Soziolinguistik. Dies hat Konsequenzen sowohl die empirisch-methodische Seite als auch die theoretisch-konzeptionelle. 1. Die Analyse von Kommunikations- und sprachlichen Strukturen im Netz, besonders in Social Media, bietet völlig neue Perspektiven, da erstmalig über große Datenmengen (Big-Data-Analysen) Interaktionsstrukturen und Gruppenprozesse in einer Feinheit analysiert werden kann, wie es bisher nicht möglich war. 2. Die Interaktionsstrukturen und Gruppenprozesse können durch Netzwerkanalysen modelliert werden, die weit über klassische soziolinguistische Analysen (Milroy 1980, s. auch Kap. I-3) hinausgehen. 3. Neue Faktoren und Kategorien treten als Variablen für sprachliche Variation und Sprachwandelprozesse auf. Paradigmenbildend für alle drei Punkte ist die Studie von Kooti et al. (2012).

In ihrer Studie zur Entstehung und Evolution spezifischer Konventionen in sozialen Onlinenetzen am Beispiel Twitter untersuchten die Verfasser, wie Retweet-Varianten entstehen und sich durchsetzen. Da Retweets durch @ markiert sind, geht es um den linken Kontext vom At-Zeichen (*via @xxx*, *RT @xxxx*, *Retweet @xxx* etc.). Datengrundlage bildete ein Korpus von 1,7 Milliarden öffentlichen Tweets aus den Profilen von 52 Millionen Nutzer(inne)n im Zeitraum zwischen 2006 und 2007. Die Verfasser/-innen zeigen im Detail vom ersten Aufkommen einer Variante (*via*) an, wie diese und andere Varianten sich ausbreiten. So finden sie u. a. heraus, dass die früh gebrauchte und am 16.03.2007 entstandene Variante *via* sich wesentlich weniger stark durchsetzt als die Abkürzung *RT* für *Retweet*, obwohl diese erstmalig am 25.01.2008 gebraucht wurde. Sie weisen nach, «that the early adopters of the retweeting convention are active and innovative users, who explore more features provided by Twitter than the average user» (ebd.: 198). Mit der aus der Diffusionsforschung stammenden Kategorie »Early Adopters« sind netz-/technikaffine Personen gemeint, die neue Varianten nutzen und von denen im vorliegenden Fall davon ausgegangen werden kann, dass sie eher jünger sind. Die statistischen Befunde zeigen, dass «early adopters are much more popular and active than the remaining adopters and typical non-adopter users» (ebd.: 197) In Tab. 4-2 ist erkennbar, dass weitere spezifische Faktoren mit der Gruppe der Early Adopters verbunden sind: «While 94 % and 85 % of early adopters provide bio and URLs (links) to their external web pages, only 25 % and 14 % of the random users did so. A similar trend was confirmed for profile picture, profile theme [...]» (Ebd.: 198) Die Autor(inn)en unterscheiden weiterhin in die Kategorien »Internal Adopters« und »External Adopters«: «[T]he user was influenced by someone she was following through Twitter, the user was influenced by some external force, or the user independently invented the variation. We refer to adopters in the former case as internal adopters, and we refer to adopters in the latter two cases as external adopters.» (Ebd.) Interne Adopters

treten eher verbunden in Clustern im Diffusionsnetzwerk auf, externe eher einzeln.

	Biografische Informationen	URL	Profilbild	Wechselnde Profilt Themen
Early adopters	94 %	85 %	99 %	91 %
Zufallsstichprobe	25 %	14 %	50 %	40 %

Tab. 4-2: Charakteristika von Early Adopters vs. Andere Twitter-User [$n = 300\,000$] (nach Kooti et al. 2012: 198)

Über eine Big-Data-Analyse können im Hinblick auf linguistische Parameter auf der einen Seite komplexe Netzstrukturen, auf der anderen Seite auf der Basis von Clusteranalysen Gruppenprozesse analysiert werden. Hierin liegt ein zukunftsweisender Wendepunkt, denn »Interaktionen im Internet [können] nahezu vollständig erfasst werden und [bieten] somit einen idealen Gegenstand für die Untersuchung sprachlicher Interaktionen überhaupt« (Lobin 2018: 133). Wir wissen aus der Variations- und Sprachwandelforschung, wie schwierig, ja, nahezu unmöglich es ist, Wandelprozesse in komplexen Systemen wie Sprachgemeinschaften nachzuvollziehen. So ist es ein notorisches Problem in der Jugendsprachforschung, die Entwicklung und den Verlauf von lexikalischen Varianten nachzuvollziehen. Analysen digitaler Netzstrukturen ermöglichen die Rekonstruktion von detaillierten Diffusionsprozessen; sichtbar gemacht werden kann zumindest, *wie* die oft zitierte »unsichtbare Hand« des Sprachwandels (Keller 1994) arbeitet. Dass hierbei andere, neue Faktoren/Kategorien für Variations- und Wandelprozesse bei digitalen Plattformen eine Rolle spielen, dies hat die Studie von Kooti et al. nachhaltig veranschaulicht.

Zusammenfassung und weiterführende Literatur

Digital basierte Kommunikationsformen und Social Media bieten der Soziolinguistik ein breites Forschungsfeld mit neuen Perspektiven, die darüber hinausgehen, soziolinguistische Fragestellungen und Parameter einfach auf digitale Kommunikationsformen zu übertragen. Neben neuen Methoden und Möglichkeiten der Korpusanalyse sind neue Konzepte erforderlich, die den netzspezifischen Bedingungen gerecht werden und die Erkenntnisse aus der Internetlinguistik integrieren.

Weiterführende Literatur: Androutsopoulos (2006), Marx/Lobin/Schmidt (2020), Networx (URL-II-4.2).

Literatur

- Albert, Ruth/Marx, Nicole (2016). *Empirisches Arbeiten in Linguistik und Sprachlehrforschung: Anleitung zu quantitativen Studien von der Planungsphase bis zum Forschungsbericht*. Tübingen.
- Alexis, Willibald (1905). *Erinnerungen*. (Hg. v. Max Ewert). Berlin. Abrufbar unter: <https://books.google.de/books?id=2aAEAAAAYAAJ&hl=de>
- Ammon, Ulrich (1972). *Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule*. Weinheim.
- Ammon, Ulrich (2015). *Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt*. Berlin/München/Boston.
- Anders, Christa Ada (2010). *Wahrnehmungsdialektologie Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien*. Berlin/New York.
- Andresen, Melanie/Zinsmeister, Heike (2019). *Korpuslinguistik*. Tübingen.
- Apte, Mahadev L. (2001). Taboo Words. In: Mesthrie, Rajend (Hg.). *Concise Encyclopedia of Sociolinguistics*. Oxford, 283–287.
- Androutsopoulos, Jannis (Hg., 2006). *Sociolinguistics and computer-mediated communication*. Oxford. (= Journal of Sociolinguistics 10–4).
- Aristoteles (1995). Politik. In: Bonitz, Herrmann et al. (Hg.). *Aristoteles: Politische Schriften. Bd. 4*. Hamburg.
- Aristoteles (2000). *Hermeneutika (De interpretatione)*. Übersetzt von Herrmann Weidemann, Berlin.
- Auer, Peter (1984). On the meaning of conversational code-switching. In: Auer, Peter/di Lucio, Aldo (Hg.). *Interpretive Sociolinguistics. Migrant – Children – Migrant Children*. Tübingen, 87–108.
- Auer, Peter (1989). Kontextualisierung. In: *Studium Linguistik* 19, 22–47.
- Auer, Peter (2014). Anmerkungen zum Saliensbegriff in der Soziolinguistik In: *Linguistik online* 66:4, 7–20. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.13092/lo.66.1569>
- Austin, John L. (1972). *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart. [engl. 1962]
- Auwärter, Manfred (1982). *Sprachgebrauch in Abhängigkeit von Merkmalen der Sprecher und der Sprechsituation. Eine soziolinguistische Untersuchung*. Berlin.
- Badura, Bernhard (1971). *Sprachbarrieren. Zur Soziologie der Kommunikation*. Stuttgart.
- Bailey, Charles J. (1980). Old and new views on language history and language relationships. In: Lüdtke, Helmut (Hg.) *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin, 139–181.
- Bauman, Richard/Sherzer, Joel (Hg., 1974). *Explorations in the Ethnography of Speaking*. Cambridge.

- Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hg., 2014). *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden.
- Bausch, Karl-Heinz (Hg., 1982). *Mehrsprachigkeit in der Stadtregion*. Düsseldorf.
- Bausinger, Hermann (1972). *Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen*. Frankfurt am Main.
- Bechar-Israeli, Haya (1995). From *Bonehead* to *cLoNehEAd*: Nicknames, Play, and Identity on Internet Relay Chat. In: *Journal of Computer-Mediated Communication* 1–2. Abrufbar unter: <<http://www.ascusc.org/jcmc/vol1/issue2/bechar.html>>.
- Berenz, Norine (2001). Gumperz, John L. In: Mesthrie, Rajend (Hg.). *Concise Encyclopedia of Sociolinguistics*. Oxford, 875.
- Bernstein, Basil (1981a). *Studien zur sprachlichen Sozialisation*. Frankfurt am Main.
- Bernstein, Basil (1981b). Codes, modalities, and the process of cultural reproduction: A model. In: *Language in Society* 10:3, 327–363.
- Bernstein, Basil (2005). Social Class and Sociolinguistic Codes. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert /Mattheier, Klaus (Hg.). *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* Bd. 3.2. Berlin/New York, 1 287–1 303.
- Berruto, Gaetano (2004). Sprachvarietät – Sprache. In: Ammon, Ulrich/Dittmar Norbert/Mattheier, Klaus (Hg.). *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Bd. 3.1. Berlin/New York, 188–195.
- Bierbach, Ludwig (1982). *Galilei und die Inquisition*. Bremen. [¹1938]
- Bierwisch, Manfred (1976): Social Differentiation of Language Structure. In: Kasher, Asa (Hg.). *Language in Focus – Essays in Memory of Yehoshua Bar-Hillel*. Dordrecht, 153–164.
- Blom, Jan-Petter/Gumperz, John J. (1972). Social meaning in linguistic structure: Code-switching in Norway. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.). *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York, 407–434.
- Bourdieu, Pierre (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1977). The Economics of Linguistic Exchange. In: *Social Science Information* 16:6, 654–668.
- Bourdieu, Pierre (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (1983). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.). *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen, 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1984). Capital et marché linguistiques. In: *Linguistische Berichte* 90, 3–24.
- Bourdieu, Pierre (2005). *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zur Politik und Kultur*. Hamburg.

- Bourdieu, Pierre (2015). *Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien. [frz. 1982]
- Bühler, Karl (1982). *Sprachtheorie*. Stuttgart. [¹1934]
- Burger, Harald (1995). Konversationelle Gewalt in Fernsehgesprächen. In: Hugger, Paul/Stadler, Ulrich (Hg.). *Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart*. Zürich, 100–125.
- Butler, Judith (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main. [engl. 1997]
- Cedergren, Henrietta/David Sankoff (1974). Variable rules: Performance as a statistical reflection of competence. In: *Language* 50, 333–355.
- Conrad, François/Ehrlich, Stefan/Schlobinski, Peter (2021). *Hannover – Zentrum des Hochdeutschen. Einschätzung zum »besten« Hochdeutsch in Deutschland*. Wiesbaden.
- Conrad, François et al. (2022). Einem norddeutschen Mythos auf der Spur. Methodische Vielfalt bei der Erforschung der Stadtsprache Hannovers. Erscheint in: Bieberstedt, Andreas et al. (Hg.): *100 Jahre Niederdeutsche Philologie. Ausgangspunkte, Entwicklungslinien, aktuelle Herausforderungen* (= Regionalsprache und regionale Kultur). Berlin.
- Conrad, Francois/Schlobinski, Peter (Hg., 2022). *Stadtsprachenforschung*. Wiesbaden. (= *Muttersprache* 4). Erscheint demnächst.
- Cook, James (1821). *The Three Voyages of Captain James Cook Round the World. Vol. V. London*. Abrufbar unter: <https://books.google.de/books?id=h6UFAAAAMAAJ>
- Coseriu, Eugenio (2003). *Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart. Eine Übersicht. Teil 2: Von Leibniz bis Rousseau*. Tübingen.
- Coseriu, Eugenio (2007). *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*. Tübingen. [¹1988]
- Crystal, David (2011). *Internet Linguistics: A Student Guide*. New York.
- Currie, Haver (1952). A projection of socio-linguistics: The relationship of speech to social status. In: *The Southern Speech Journal* 18:1, 28–37. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1080/10417945209371247>
- Dittmar, Norbert (1980). *Soziolinguistik. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung. Mit kommentierter Bibliographie*. Königstein/Ts. [¹1973]
- Dittmar, Norbert (1997). *Grundlagen der Soziolinguistik: Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen.
- Dittmar, Norbert/Hädrich, Doris (1988). Gibt es die ›Berliner Schnauze‹? Schlagfertigkeit und Berliner Stilregister im linguistischen Kreuzverhör. In: Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (Hg., 1988a), 103–144.

- Dittmar, Norbert/Schlieben-Lange, Brigitte (1982). Stadtsprache. Forschungsrichtungen und -perspektiven einer vernachlässigten soziolinguistischen Disziplin. In: Bausch, Karl-Heinz (Hg.). *Mehrsprachigkeit in der Stadtregion*. Düsseldorf, 9–86.
- Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (1988a, Hg.). *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin.
- Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (1988b). Convergence, Discourse and Variation. In: Auer, Peter/Lucio, Aldo de (Hg.). *Variation and Convergence*. Berlin/New York, 157–175.
- Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter/Wachs, Inge (1986). *Berlinisch. Studien zum Lexikon, zur Spracheinstellung und zum Stilrepertoire*. Berlin.
- Döring, Nicola (1999). *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen.
- Downes, William (1984). *Language and Society*. London.
- Dudeck, Stephan (2013). *Der Tag der Rentierzüchter. Repräsentation indigener Lebensstile zwischen Taigawohnplatz und Erdölstadt in Westsibirien*. Fürstenberg.
- Dürr, Michael/Schlobinski, Peter (2021). *Einführung in die deskriptive Linguistik*. Seelze. Abrufbar unter: <https://www.mediensprache.net/de/networx/networx-91.aspx>
- Dürscheid, Christa/ Brommer, Sarah (2013). Ist ein Freund noch ein Freund? Facebook und Sprachwandel. In: *Der Deutschunterricht* 65-2, 28–40.
- Duran, Jane (1994). *Knowledge in Context. Naturalized Epistemology and Sociolinguistics*. Rowman/Littlefield.
- Eichinger, Ludwig et al. (2009). *Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage*. Mannheim.
- Elspass, Stephan/Maitz, Peter (Hg., 2011). *Sprache und Diskriminierung* (= *Der Deutschunterricht* 6). Seelze.
- Entmann, Robert (1993). Framing: Toward Clarification of a Fractured Paradigm. In: *Journal of Communication* 43-4, 51–58.
- Everett, Daniel (2010). *Das glücklichste Volk: Sieben Jahre bei den Pirahã-Indianern am Amazonas*. München.
- Fedders, Wolfgang (1993). *Die Schreibsprache Lemgos. Variablenlinguistische Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Ostwestfälischen*. Köln/Weimar/Wien. Abrufbar unter: http://www.lwl.org/komuna/pdf/Bd_37.pdf
- Ferguson, Charles (1959). Diglossia. In: *Word* 15:2, 325–340. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1080/00437956.1959.11659702>
- Ferguson, Charles A. (1972). *Language Structure and Language Use*. Stanford.
- Fishman, Joshua A. (1975). *Soziologie der Sprache*. München.
- Fix, Ulla/Barth, Dagmar (2000). *Sprachbiographien*. Frankfurt am Main/Berlin/Bern.
- Flick, Uwe (2011). *Triangulation – Eine Einführung*. Wiesbaden.

- Flinz, Carolina (2019). Persuasionsstrategien in deutschen rechtsorientierten Zeitungen. Eine korpuslinguistische Studie. In: *Linguistik Online* 97:4, 89–109. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.13092/lo.97.5597>
- Foley, William A. (1997). *Anthropological Linguistics. An Introduction*. Oxford.
- Freud, Sigmund (2000). Totem und Tabu. In: ders. (Hg.): *Studienausgabe*. Bd. IX. Hg. v. Alexander Mitscherlich u.a. Frankfurt am Main, 287–444.
- Friedrichs, Jürgen (1973). *Methoden empirischer Sozialforschung*. Reinbek.
- Frings, Theodor (1921). Die deutsche Sprachwissenschaft und die deutsche Mundartenforschung. In: *Zeitschrift für Deutsche Mundarten* 16, 2–12.
- Fröhlich, Elke (Hg., 1994). *Die Tagebücher v. Joseph Goebbels. Teil II. Bd. 3*. München.
- Froitzheim, Claudia (1984). *Artikulationsnormen der Umgangssprache in Köln*. Tübingen.
- Gabelentz, Georg von der (1891). *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig.
- Gal, Susan (1979). *Language shift – Social Determinants of Linguistics Change in Bilingual Austria*. New York.
- Galbraith, John Kenneth (1989). *Anatomie der Macht*. München. [engl. 1983]
- Gatson, Sarah N. (2011). Self-naming practices on the Internet: Identity, authenticity, and community. In: *Cultural Studies – Critical Methodologies* 11, 224–235.
- Gessinger, Joachim (2017). Dimensionen der Wahrnehmung von Varianz. In: *Linguistik online* 85:6, 5–27. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.13092/lo.85.4080>
- Giles, Howard/Ryan, Ellen B. (1982). Prolegomena For Developing a Social Psychological Theory of Languages Attitudes. In dies. (Hg.). *Attitudes Towards Language Variation*. London, 208–223.
- Giles, Howard/Smith, Philip (1979). Accomodation Theory: Optimal Levels of Convergence. In: Giles, Howard/St. Clair, Robert H. (Hg.). *Language and Social Psychology*. Oxford, 45–65.
- Götttert, Karl-Heinz (2019). *Die Sprachreiniger. Der Kampf gegen Fremdwörter und der deutsche Nationalismus*. Berlin.
- Goffman, Erving (1977). *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt am Main.
- Gordon, Matthew J. (2005). Research aims and methodology. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert /Mattheier, Klaus (Hg.). *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* Bd. 3.2. Berlin/New York, 955–965.
- Gossen, Gary H. (1985). Tzotzil literature. In: Edmonson, Munro S. (Hg.). *Supplement to the Handbook of Middle American Indians, Vol. 3: Literatures*. Austin, 64–106.
- Grosse, Rudolf/Neubert, Albrecht (1970). Thesen zur marxistischen Soziolinguistik. In: *Linguistische Arbeiten* 1. Leipzig, 3–15.
- Günter, Janne (1975). *Arbeitersprache als Ausdruck spezifischer Qualitäten*. Oberhausen. [2. Auflage]

- Günther, Ulla (1992). »und aso das isch gar need es Tabu bei üs, nei überhaupt need.« *Sprachliche Strategien bei Phone-in-Sendungen im Radio zu tabuisierten Themen*. Bern/Frankfurt am Main.
- Gumperz, John J. (1964). Linguistic and social interaction in two communities. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.). *The Ethnography of Communication* (= American Anthropologist 66:6:II), 137–154.
- Gumperz, John J. (1975). *Sprache, lokale Kultur und soziale Identität*. Düsseldorf.
- Gumperz, John J. (1982). *Discourse Strategies*. Cambridge.
- Gumperz, John J./Cook-Gumperz, Jenny (1982). Introduction: language and the communication of social identity. In: Gumperz, John (Hg.): *Language and Social Identity*. Cambridge, 121.
- Haag, Karl (1929/1930). Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen. In: *Teuthonista* 6, 1–35.
- Habel, Christopher (1979). *Aspekte bewertender Grammatiken*. Berlin.
- Hager, Frithjof/Haberland, Hartmut/Paris, Rainer (1973). *Soziologie + Linguistik – Die schlechte Aufhebung sozialer Ungleichheit durch Sprache*. Stuttgart.
- Halliday, Michael (1978). *Language and Social Semiotics. The Social Interpretation of Language and Meaning*. London.
- Henne, Helmut (1986). *Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien, Kritik*. Berlin.
- Henn-Memmesheimer, Beate/Eggers, Ernst (2010). *Inszenierung, Etablierung und Auflösung: Karriere einer grammatischen Konstruktion im Chat zwischen 2000 und 2010*. Hannover (= Networx 57). Abrufbar unter: <https://doi.org/10.15488/2948>.
- Hindelang, Götz (1978). *Auffordern. Die Untertypen und ihre sprachlichen Realisierungsformen*. Göttingen.
- Hoberg, Rudolf/Eichhoff-Cyrus, Karin M./Schulz, Rüdiger (2008). *Wie denken die Deutschen über ihre Muttersprache und über Fremdsprachen? Eine repräsentative Umfrage der Gesellschaft für deutsche Sprache*. Wiesbaden.
- Hodson, Thomas Callan (1939). Sociolinguistics in India. In: *Man in India* 19, 23–49.
- Hoffmann, Ludger (Hg., 2019). *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin/Boston. [4. Auflage]
- Horler, Sydney (1935). *London's Underworld*. Leipzig.
- Howind, Felix (2020). *Die Verwendung von Sprachnachrichten in WhatsApp-Kommunikation*. Hannover (= Networx 89). Abrufbar unter: <https://doi.org/10.15488/9811>
- Hufschmidt, Jochen/Mattheier, Klaus (1981). Sprachdatenerhebung, Methoden und Erfahrungen in Feldforschungen. In: Besch, Werner (Hg.). *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt Band I*. Berlin, 178–205.
- Humboldt, Wilhelm von (1973). *Schriften zur Sprache*. Stuttgart. [1836]

- Hundsnurscher, Franz (1997). Vorwerfen, Insistieren, Beschimpfen. In: Preyer, Gerhard/Ulkan, Maria/Ulfig, Alexander (Hg.): *Intention – Bedeutung – Kommunikation. Kognitive und handlungstheoretische Grundlagen der Sprachtheorie*. Opladen, 363–375.
- Hundt, Markus (2010). Bastian Sick: *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. In: *Germanistische Mitteilungen* 2, 174–196.
- Hymes, Dell (1972a). Models of the interaction of language and social life. In Gumperz, John/ Hymes, Dell (Hg.). *Directions in sociolinguistics: The ethnography of communication*. New York, 35–71.
- Hymes, Dell (1972b). On Communicative Competence. In: Pride, John B./Holmes, Janet (Hg.). *Sociolinguistics. Selected Reading*. Harmondsworth, 269–293.
- Hymes, Dell (1979). Die Ethnographie des Sprechens. In: Coulmas, Florian (Hg.). *Dell Hymes: Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation*. Frankfurt am Main, 29–97. [engl. 1962]
- Ibbotson, Paul/Tomasello, Michael (2017). Ein neues Bild der Sprache. In: *Spektrum der Wissenschaft* 3, 12–17.
- Ikenaga, Hana (2018). »Tach« oder »Tag«? Eine soziolinguistische Untersuchung(k) der hannoverschen Stadtsprache. Hannover (= Networx 81). Abrufbar unter: <https://www.mediensprache.net/networx/networx-81.pdf>
- Jakobson, Roman (1979). Linguistik und Poetik. In: ders. (Hg.): *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt am Main, 83–121. [engl. 1960]
- Kaczmirek, Lars (2009). *Human Survey-Interaction: Usability and Nonresponse in Online Surveys*. Köln.
- Kalin, Robert/Rayko, Donald S. (1978). Discrimination in Evaluative Judgements Against Foreignaccented Job-Candidates. In: *Psychological Reports* 43, 1 203–1 209.
- Kallmeyer, Werner (Hg., 1994a). *Kommunikation in der Stadt. Teil 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim*. Berlin/New York.
- Kallmeyer, Werner (1994b). Das Projekt »Kommunikation in der Stadt«. In: Kallmeyer, Werner (Hg., 1994a), 1–38.
- Kallmeyer, Werner/Keim, Inken (1994). Phonologische Variation als Mittel der Symbolisierung sozialer Identität in der Filsbachwelt. In: Kallmeyer, Werner (Hg., 1994a), 141–249.
- Kallmeyer, Werner (1995). *Kommunikation in der Stadt. Teil 2: Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen*. Berlin/New York.
- Kallmeyer, Werner (2005). Qualitative Methoden. In: Ammon, Ulrich et al. (Hg.). *Soziolinguistik. Bd. 2*, Berlin/New York, 978–992.

- Kardoff, Ernst von (1995). Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung. In: Flick, Uwe et al. (Hg.) *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. Weinheim, 3–10.
- Kaziaba, Viktoria (2018). Russisch. In: Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (Hg.). *Nicknamen international. Zur Namenwahl in sozialen Medien in 14 Sprachen*. Berlin et al., 311–330.
- Kerswill, Paul (2004). Social Dialectology. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus (Hg.) *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* Bd. 3.1. Berlin/New York, 22–33.
- Keim, Inken (1995). *Kommunikation in der Stadt. Teil 3: Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt ›kleiner Leute‹ in der Mannheimer Innenstadt*. Berlin/New York.
- Keller, Rudi (1994). *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen/Basel.
- Kilian, Jörg (2018) Didaktische Sprachkritik als Öffentlichkeitsarbeit. Zur Bewertung sprachlicher Leistungen in der Praxis des Deutschunterrichts. In: *Muttersprache* 128:1, 52–65.
- Kilian, Jörg/Niehr, Thomas/Schiewe, Jürgen (2016). *Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung*. Berlin. [2. Auflage]
- Kilomba, Grada (2009). Das N-Wort. In: *Bundeszentrale für politische Bildung* (online). Abrufbar unter: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59448/das-n-wort>
- Kjolseth, Rolf (1971). Die Entwicklung der Sprachsoziologie und Ihre sozialen Implikationen. In: Kjolseth, Rolf/Sack, Fritz (Hg.). *Zur Soziologie der Sprache* (= Sonderheft 15 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*). Opladen, 9–32.
- Klein, Wolfgang (1974). *Variation in der Sprache. Ein Verfahren zu ihrer Beschreibung*. Königstein/Ts.
- Klein, Wolfgang (1976). Sprachliche Variation. In: *Studium Linguistik* 1, 29–46.
- Klemperer, Viktor (1978). *LTI*. Leipzig.
- Knoblauch, Hubert (1991). Kommunikation im Kontext. John J. Gumperz und die Interaktionale Soziolinguistik. In: *Zeitschrift für Soziologie* 20:6, 446–462.
- Knuf, Joachim/Schmitz, H. Walter (1980). *Ritualisierte Kommunikation und Sozialstruktur*. Hamburg.
- König, Katharina/Hector, Tim Moritz (2017). *Zur Theatralität von WhatsApp-Sprachnachrichten. Nutzungskontexte von Audio-Postings in der mobilen Messenger-Kommunikation*. Hannover. (= Networx 79). Abrufbar unter: <https://doi.org/10.15488/2970>
- König, Katharina/Hector, Tim Moritz (2019). Neue Medien- neue Mündlichkeit? Zur Dialogizität von WhatsApp-Sprachnachrichten. In: Marx, Konstanze/Schmidt, Axel (Hg.). *Interaktion und Medien. Interaktionsanalytische Zugänge zu medienvermittelter Kommunikation*. Heidelberg, 59–84.

- Koffi, Yàò (2019). *Akebu Personal Names. Naming Practices Based on Examples from the Village of Wodagni* (= SIL Language and Culture Documentation and Description 44). Dallas.
- Kooti, Farshad/Yang, Haeryun/Cha, Meeyoung/Gummadi, Krishna/Mason, Winter A. (2012): The Emergence of Conventions in Online Social Networks. In: *Proceedings of the Sixth International AAI Conference on Weblogs and Social Media*, S. 194–201.
- Krämer, Sybille (2005). *Gewalt der Sprache – Sprache der Gewalt*. Hg. von der Landeskommision Berlin gegen Gewalt. Berlin.
- Krämer, Walter (1998). Vorwort. In: Pogarell, Reiner (Hg.). ›Sitzung‹ oder ›Meeting‹? *Historische und aktuelle Fragestellungen zur Sprachreinigung in Deutschland*. Paderborn.
- Kremnitz, Georg (2004). Diglossie – Polyglossie. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus (Hg.). *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* Bd. 3.1. Berlin/New York, 158–165.
- Kürschner, Sebastian/Habermann, Mechthild/Müller, Peter O. (Hg., 2019). *Methodik moderner Dialektforschung. Erhebung, Aufbereitung und Auswertung von Daten am Beispiel des Oberdeutschen* (= *Germanistische Linguistik* 241–243). Hildesheim/Zürich/New York.
- Küstners, Ivonne (2006). *Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen*. Wiesbaden.
- Labov, William (1969). Contraction, Deletion, and Inherent Variability of the English Copula. In: *Language* 45:4, 715–762. Vorversion abrufbar unter: <https://www.semanticscholar.org/paper/Contraction%2C-Deletion%2C-and-Inherent-Variability-of-Labov/59adb48084648dc44a1fa693dc6d4d50d6e0fec>
- Labov, William (1972a). *Sociolinguistic Patterns*. Pennsylvania.
- Labov, William (1972b). Das Studium der Sprache im sozialen Kontext. In: Klein, Wolfgang/Wunderlich, Dieter (Hg.). *Aspekte der Soziolinguistik*. Frankfurt am Main, 123–206.
- Labov, William (1977). *Language in the Inner City. Studies in the Black English Vernacular*. Oxford.
- Labov, William (1980a). Die soziale Stratifikation des (r) in New Yorker Kaufhäusern. In: Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf (Hg.). *William Labov: Sprache im sozialen Kontext*. Königstein/Ts., 25–48.
- Labov, William (1980b). Einige Prinzipien linguistischer Methodologie. In: Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf (Hg.). *William Labov: Sprache im sozialen Kontext*. Königstein/Ts., 1–24.
- Labov, William (1980c). Die soziale Bedingtheit des Sprachwandels. In: Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf (Hg.). *William Labov: Sprache im sozialen Kontext*. Königstein/Ts., 95–154.

- Labov, William (1980d). Hyperkorrektheit der unteren Mittelschicht als Faktor im Sprachwandel. In: Dittmar, Norbert/Rieck, Bert-Olaf (Hg.). *William Labov: Sprache im sozialen Kontext*. Königstein/Ts., 77–94.
- Labov, William (1981). Field Methods of the Project on Linguistic Change and Variation. In: *Sociolinguistic Working Papers* 81, 1–41. Abrufbar unter: <https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED250938.pdf>
- Lakoff, George/Mark Johnson (2011). *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg. [engl. 1980]
- Lambert, Wallace et al. (1960). Evaluational Reactions to Spoken Language. In: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 60:1, 44–51.
- Lamnek, Siegfried (1995). *Qualitative Sozialforschung, Bd. II. Methoden und Techniken*. Weinheim.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1998). *Monadologie. Französisch / Deutsch*. Hg. und übersetzt von Hartmut Hecht. Stuttgart.
- Lemnitzer, Lothar/Zinsmeister, Heike (2010). *Korpuslinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- Lenneberg, Eric H. (1953). Cognition in ethno-linguistics. In: *Language* 29, 463–471.
- Lévi-Strauss, Claude (1992). *Strukturelle Anthropologie I*. Frankfurt am Main. [frz. 1958]
- Likert, Rensis (1932). A technique for measurement of attitudes. In: *Archives of Psychology* 140, 5–55.
- Lobin, Henning (2018). *Digital und vernetzt. Das neue Bild der Sprache*. Stuttgart.
- Löffler, Heinrich (1972). Mundart als Sprachbarriere. In: *Wirkendes Wort* 22:1, 23–39.
- Löffler, Heinrich (2003). *Dialektologie*. Tübingen.
- Löffler, Heinrich (2010). *Germanistische Soziolinguistik*. Berlin. [1985]
- Löffler, Heinrich/Hofer, Lorenz (2010). *Stadt-sprachenforschung. Ein Reader. Teilbände A, B*. (= *Germanistische Linguistik* 202-205). Hildesheim/Zürich/New York.
- Lorey, Isabell (2010). Foucault – Monstrologische Grenzen und die Gewalt des Diskurses. In: Kuch, Hannes/Herrmann, Steffen Kitty (Hg.). *Philosophien sprachlicher Gewalt*. Weilerswist, 258–271.
- Lüders, Christian (2003). Teilnehmende Beobachtung. Stichwort. In: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hg.). *Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung*. Opladen, 151–153.
- Lucy, John A. (1992a). *Language Diversity and Thought: A Reformulation of the Linguistic Relativity Hypothesis*. (= *Studies in the Social and Cultural Foundations of Language*, 12). Cambridge.
- Lucy, John A. (1992b). *Grammatical Categories and Cognition: A Case Study of the Linguistic Relativity Hypothesis*. (= *Studies in the Social and Cultural Foundations of Language*, 13). Cambridge.

- LVerfG Mecklenburg-Vorpommern (2019). *Urteil des Landesverfassungsgericht Mecklenburg-Vorpommern*, Az.: LVerfG 1/19. Abrufbar unter: <https://www.mv-justiz.de/static/MVJ/Gerichte/Landesverfassungsgericht/Entscheidungen/2019/1 - 19 Urteil 19.12.2019 anonym.pdf>
- MaCaulay, Ronald K. S. (1976). Review of Peter Trudgill (1974). The Social Differentiation of English in Norwich. In: *Language* 52, 266–270.
- Mann, Thomas (1952). *Zauberberg*. Frankfurt am Main.
- Malinowski, Bronislaw (1935). *Coral Gardens and Their Magic. The Language and Magic of Gardening*. London/New York.
- Malotki, Ekkehart (1979). *Hopi-Raum. Eine sprachwissenschaftliche Analyse der Raumvorstellungen in der Hopi-Sprache*. Tübingen.
- Malotki, Ekkehart (1983). *Hopi Time. A Linguistic Analysis of the Temporal Concepts in the Hopi Language*. Berlin.
- Marossek, Diana (2013). »Gehst du Bahnhof oder bist du mit Auto?«. *Wie aus einem sozialen Stil Berliner Umgangssprache wird: Eine Studie zur Ist-Situation an Berliner Schulen 2009–2010*. Berlin: Dissertation. Abrufbar unter: https://depositonce.tu-berlin.de/bitstream/11303/4064.2/6/marossek_diana_v2.pdf
- Marx, Konstanze/Lobin, Henning/Schmidt, Axel (Hg., 2020). *Deutsch in sozialen Medien. Interaktiv – multimodal – vielfältig*. Berlin/Boston.
- Mattheier, Klaus (1980). *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*. Heidelberg.
- Mattheier Klaus (1986). Dialektologie und Kulturraumforschung. Bemerkungen zu den kulturräumlichen Traditionen moderner Dialektsoziologie. In: Brekle, Herbert E./Maas, Utz (Hg.). *Sprachwissenschaft und Volkskunde*, 103–107.
- Meng, Katharina (2004). Russlanddeutsche Sprachbiographien – Rückblick auf ein Projekt. In: Franceschini, Rita/Miecznikowski, Johanna (Hg.). *Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues*. Bern, 97–117.
- Milroy, Lesley (1980). *Language and Social Networks*. Oxford.
- Milroy, Lesley (1987). *Observing and Analysing Natural Language*. Oxford.
- Nabrings, Kirsten (1981). *Sprachliche Varietäten*. Tübingen.
- Neuhaus, Stefan (2016). Was darf die Satire? Kurt Tucholsky, Jan Böhmermann und die Folgen. In: *literaturkritik.de* Abrufbar unter: <https://literaturkritik.de/id/22141>
- Neuland, Eva (1975). *Sprachbarrieren oder Klassensprache. Untersuchungen zum Sprachverhalten im Vorschulalter*. Frankfurt am Main.
- Neuland, Eva (1989). Spiegelungen und Gegenspiegelungen. Anregungen für eine zukünftige Jugendsprachforschung. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 15, 58–82.
- Neuland, Eva (Hg., 2006a). *Sprachkritik: Neue Entwicklungen*. (= *Der Deutschunterricht* 5). Seelze.
- Neuland, Eva (2006b). Lernziel Sprachkritik. In: *Der Deutschunterricht* 5, 2–5.

- Neuland, Eva (2016). *Deutsche Schülersprache. Sprachgebrauch und Spracheinstellungen Jugendlicher in Deutschland*. Frankfurt am Main.
- Neuland, Eva et al. (2020). *Sprachliche Höflichkeit bei Jugendlichen. Empirische Untersuchungen von Gebrauchs- und Verständnisweisen im Schulalter* Frankfurt am Main.
- Nübling, Damaris (2014). Sprachverfall? Sprachliche Evolution am Beispiel des diachronen Funktionszuwachses des Apostrophs im Deutschen. In: Plewnia, Albrecht/Witt, Andreas (Hg.). *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation*. Berlin/Boston, 99–123.
- Oevermann, Ulrich (1970). *Sprache und soziale Herkunft. Ein Beitrag zur Analyse schichtspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg*. Berlin. Abrufbar unter: https://pure.mpg.de/pubman/faces/ViewItemOverviewPage.jsp?itemId=item_2103489.
- Osgood, Charles E. et al. (1957). *Measurement of Meaning*. Urban.
- Orwell, George (1992). *Neunzehnhundertvierundachtzig*. Frankfurt am Main/Berlin. [engl. 1949]
- Pinker, Steven (1996). *Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet*. München. [engl. 1995]
- Platon (1857). Kratylos. In: *Platons Werke*. 2. Teil, Bd. 2. Berlin. [3. Auflage]
- Popitz, Heinrich (2004). *Phänomene der Macht*. Tübingen.
- Poplack, Shana (1989). Statut de langue et accommodation langagiere le longd'une frontiere linguistique. In: Py, Bernard & Rubattel, Christian (Hg.). *Travaux Neuchatelois de Linguistique (TRANEL) (Neuchatel Working Papers in Linguistics)*, Volume 14, 59–91.
- Posselt, Gerald/Flatscher, Matthias (2016). *Sprachphilosophie. Eine Einführung*. Wien.
- Preston, Dennis R. (2010). Perceptual Dialectology in the 21st Century. In: Anders, Christina A./Hundt, Markus/Lasch, Alexander (Hg.). *Perceptual Dialectology. Neue der Dialektologie*. (= Linguistik – Impulse und Tendenzen 38). Berlin/New York, 1–31.
- Putnam, Hilary (1975). The meaning of meaning. In: Keith Gunderson (Hg.). *Language, Mind, and Knowledge*. Minneapolis, 131–193.
- Purschke, Christoph/Stoeckle, Philipp (2019). Perzeptionslinguistik arealer Sprachvariation im Deutschen. In: Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): *Language and Space – German. An International Handbook of Linguistic Variation*. Berlin/Boston, 844–860.
- Regener, Irena (2002). Spracheinstellungen in den 90er Jahren in Berlin: Aspekte deutsch-deutscher Identitätssicherung aus soziolinguistischer Perspektive. In: *conflict & communication online* Vol. 1, No. 1. Abrufbar unter: http://www.cco.regener-online.de/2002_1/pdf_2002_1/regener.pdf
- Rolf, Eckhard (1997). *Illokutionäre Kräfte. Grundbegriffe der Illokutionslogik*. Opladen.
- Rugg, Donald (1941). Experiments in wording questions: Part II. In: *Public Opinion Quarterly* 5, 91–92.

- Runkehl, Jens (2018). Gruppe in der Forschung zu Neuen Medien (Web 2.0). In: Neuland, Eva/Schlobinski, Peter (Hg.). *Handbuch Sprache in sozialen Gruppen*. Berlin/Boston, 233–251.
- Sapir, Edward (1949). Male and female forms in speech in Yana. In: ders.: *Selected Writings*. Hg. von David G. Mandelbaum. Berkeley, 206–212.
- Saussure, Ferdinand de (1967). *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin. [¹1931, frz. 1916].
- Saville-Troike, Muriel (1982). *The Ethnography of Communication. An Introduction*. Oxford.
- Schäfers, Bernhard (2013): *Einführung in die Soziologie*. Wiesbaden.
- Schegloff, Emanuel (1972). Sequencing in Conversational Openings. In: Gumperz, John J./Hymes, Dell (Hg.). *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York, 346–380.
- Schiewe, Jürgen (1998). Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schindler, Wolfgang (1995). Zur Topologie von Herausstellungen und Zusätzen am rechten Satzrand. In: *Sprache & Schreiben* 16, 44–56.
- Schlobinski, Peter (1982). Das Verkaufsgespräch. Eine empirische Untersuchung zu Handlungsschemata und kommunikativen Zielen. In: *Linguistische Arbeiten Berlin* 18, 1–236.
- Schlobinski, Peter (1987). *Stadtsprache Berlin. Eine soziolinguistische Untersuchung*. Berlin/New York.
- Schlobinski, Peter (1988a). Über den ›Akkudativ‹ im Berlinischen. In: *Muttersprache* 98:3, 214–225.
- Schlobinski, Peter. 1988b. Code-switching im Berlinischen. In: Dittmar, Norbert/Schlobinski, Peter (Hg.). *Wandlungen einer Stadtsprache. Berlinisch in Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin, 83–102.
- Schlobinski, Peter (1996a). *Empirische Sprachwissenschaft*. Opladen.
- Schlobinski, Peter (1996b). Zur *r*-Vokalisierung im Berlinischen. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 24:2, 195–204.
- Schlobinski, Peter (2001). *knuddel – zurueckknuddel – dich ganzdollknuddel*. Inflektive und Inflektivkonstruktionen im Deutschen." In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 29.2, 192–218.
- Schlobinski, Peter (2003). *Grammatikmodell. Positionen und Perspektiven*. Wiesbaden.
- Schlobinski, Peter (2015). Das Berlinisch in der Einschätzung der Bürger der Hauptstadt. In: *Muttersprache* 1, 2–13.
- Schlobinski, Peter (2017). *Grundzüge von Sprache und Macht*. Seelze. (= Networx 77) Ab-rufbar unter: <https://www.mediensprache.net/de/networx/networx-77.aspx>

- Schlobinski, Peter (2020). Sprache, Kommunikation und digitaler Wandel. Bestandsaufnahme und Perspektiven. In: Marx, Konstanze/Lobin, Henning/Schmidt, Axel (Hg.). *Deutsch in Sozialen Medien. Interaktiv, multimodal, vielfältig*. Berlin/Boston, 3–34.
- Schlobinski, Peter/Blank, Uwe (1989). *Sprachbetrachtung Berlinisch*. Berlin.
- Schlobinski, Peter/Kohl, Gaby/Ludewigt, Irmgard (1993). *Jugendsprache – Fiktion und Wirklichkeit*. Opladen.
- Schlobinski, Peter/Kohl, Gaby/Ludewigt, Irmgard (1994). *Korpus ›Jugendspezifische Sprechweisen‹. Materialband*. München: Linguistic Data on Diskette Service No. 5.
- Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (Hg., 2018). *Sprachliche Kommunikation in der digitalen Welt. Eine repräsentative Umfrage, durchgeführt von forsa*. Wiesbaden. Abrufbar unter: <https://gfds.de/wp-content/uploads/2018/03/Sprachliche-Kommunikation-in-der-digitalen-Welt-2018-1.pdf>
- Schmeller, Johann Andreas (1821). *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt*. München.
- Schneider, Jan Georg (2005). Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: *aptum* 2, 154–177
- Schnell, Rainer/Hill, Paul B./Esser, Elke (2018). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin.
- Schönfeld, Helmut (1996). Heimatsprache, Proletendeutsch, Ossi-Sprache oder? Bewertung und Akzeptanz des Berlinischen. In: Reiher, Ruth/Läzer, Rüdiger (Hg.). *Von ›Buschzulage‹ und ›Ossinachweis‹. Ost-West-Deutsch in der Diskussion*. Berlin, 70–93.
- Schönfeld, Helmut (2001). *Berlinisch heute. Kompetenz – Verwendung – Bewertung*. Frankfurt am Main.
- Schröder, Hartmut (2002). Semiotisch-rhetorische Aspekte von Sprachtabus. In: Höfner, Eckhard/Schröder, Hartmut/Wittman, Roland (Hg.). *Valami más*. Frankfurt am Main, 169–187.
- Schütz, Rüdiger (1995). Nachts im Cyberspace ... In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 50, 107–115.
- Schuman, Howard/Presser, Stanley (1981). *Question and Answers in Attitudes Surveys. Experiments on Question Form, Wording, and Context*. New York.
- Schwitalla, Johannes (1995). *Kommunikation in der Stadt. Teil 4: Kommunikative Stilistik zweier Sozialer Welten in Mannheim-Vogelsang*. Berlin/New York.
- Selting, Margret et al. (2009). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, 353–402. Abrufbar unter: www.gespraechsforschung-ozs.de
- Shirai, Hiromi (2009). *Eine kontrastive Untersuchung zur deutschen und japanischen Chat-Kommunikation*. Frankfurt am Main.

- Sick, Bastian (2005). *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln. [19. Auflage]
- Siever, Christina Margrit (2015). *Multimodale Kommunikation im Social Web. Forschungsansätze und Analysen zu Text-Bild-Relationen*. Frankfurt am Main.
- Simon, Gerd (2000). »Art, Auslese, Ausmerze ...« etc. *Ein bisher unbekanntes Wörterbuch-Unternehmen aus dem SS-Hauptamt im Kontext der Weltanschauungslexika des 3. Reichs*. Tübingen.
- Singe, Theodore le (Theodor Lessing) (2005). *Jäö oder wie ein Franzose auszog um in Hannover das »raanste« Deutsch zu lernen*. Hannover. [¹1919]
- Sinner, Carsten (2014). *Varietätenlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- Steger, Hugo (Hg., 1982). *Soziolinguistik. Ansätze zur soziolinguistischen Theoriebildung*. Darmstadt.
- Tahiri, Naima (2018). Arabisch (marokkanisches). In: Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (Hg.). *Nicknamen international. Zur Namenwahl in sozialen Medien in 14 Sprachen*. Berlin et al., 29–56.
- Technau, Björn (2018). *Beleidigungswörter. Die Semantik und Pragmatik pejorativer Personenbezeichnungen*. Berlin/Boston.
- Tomasello, Michael (2002). *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens*. Frankfurt am Main.
- Trachsel, Charles François (1873). *Glossarium der berlinischen Wörter und Redensarten*. Berlin.
- Trezzini, Bruno (1998). Konzepte und Methoden der sozialwissenschaftlichen Netzwerkanalyse: Eine aktuelle Übersicht. In: *Zeitschrift für Soziologie* 27:5, 378–394.
- Trudgill, Peter (1972). Sex, covert prestige and linguistic change in the urban British English of Norwich. In: *Language in Society* 2, 179–195.
- Trudgill, Peter (1986). *Dialects in Contact*. Oxford.
- Tucholsky, Kurt (1993): Was darf die Satire? In: *Werke 1919–1920*. Hg. v. Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Reinbek, 42–44.
- Turkle, Sherry (1998). *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*. Reinbek bei Hamburg.
- Ucar, İñaki (2021). News or social media? Socio-economic divide of mobile service consumption. In: *The Journal of the Royal Society Interface* 18: 20210350. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.1098/rsif.2021.0350>
- Voigt, Martin (2011). *Linguistische Aspekte zur Beziehungsarbeit und Identitätskonstruktion in Mädchenfreundschaften. Vorstellung der Online-Kommunikation bester Freundinnen in Social-Media-Formaten*. Hannover/München. (= networx 61). Abrufbar unter: <https://doi.org/10.15488/2952>
- Voigt, Martin (2015). *Mädchenfreundschaften unter dem Einfluss von Social Media. Eine soziolinguistische Untersuchung*. Frankfurt am Main.

- Wagner, Pia/Hering, Linda (2014). Online-Befragung. In: Baur/Blasius (Hg.), 661–673.
- Wardhaugh, Ronald (1986). *An Introduction to Sociolinguistics*. Oxford.
- Wehling, Elisabeth (2016). *Politisches Framing: Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*. Köln.
- Weinreich, Uriel/Labov, William/Herzog, Marvin I. (1968). Empirical Foundations for a Theory of Language Change. In: Lehmann, Winfried, P./Malkiel, Yakov (Hg.). *Directions for Historical Linguistics*. Austin, 95-195.
- Wellner, Elisabeth (2020). *Regensburgerisch. Sprache und Sprachgebrauch des Deutschen im urbanen Varietätenspektrum*. Regensburg.
- Werlen, Iwar (2002). *Sprachliche Relativität*. Tübingen/Basel.
- Whorf, Benjamin Lee (1956a). An American Indian model of the universe. In: *Language, Thought, and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Hg. von John B. Carroll. Cambridge, Massachusetts, 57–64. [1950, Ms. vermutlich 1936].
- Whorf, Benjamin Lee (1956b). Language, mind, and reality. In: *Language, Thought, and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Hg. von John B. Carroll. Cambridge, Massachusetts, 246–270. [1941]
- Whorf, Benjamin Lee (1963). *Sprache – Denken – Wirklichkeit*. Hamburg.
- Wiese, Heike (2012). *Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht*. München.
- Wildgen, Wolfgang (1988). Bremer Sprachbiographien und die Verdrängung des Niederdeutschen als städtische Umgangssprache in Bremen. In: Lesle, Thomas (Hg.). *Niederdeutsch und Zweisprachigkeit. Befunde – Vergleiche – Ausblicke*. Leer, 115–135.
- Wildgen, Wolfgang (2000). *Niederdeutsch in Schule und Gesellschaft*. (= Studien zur Regionalsprache und Regionalkultur 1). Bremen.
- Wimmer, Rainer (2003). Wie kann man Sprachkritik begründen? In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hg.). *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen. 417–450.
- Wittgenstein, Ludwig (1971). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main. [engl. 1958]
- Wunderlich, Dieter (1976). *Studien zur Sprechakttheorie*. Frankfurt am Main.
- Zöllner, Nicole (1997). *Der Euphemismus im alltäglichen und politischen Sprachgebrauch des Englischen*. Frankfurt am Main.

URL-Verzeichnis

- URL-I-2.1: <https://www.deutschland.de/de/topic/wissen/bildung-lernen/welche-rolle-spielt-deutsch-international> (17.2.2021)
- URL-I-2.2: <https://www.wiwo.de/politik/europa/conte-besuch-in-berlin-italiens-premier-setzt-im-kampf-um-eu-milliarden-auf-merkels-unterstuetzung/26000268.html> (4.8.2021)
- URL-I-2.3: <https://www.zeit.de/politik/deutschland/2020-07/gleichstellung-frauen-quote-unternehmen-franziska-giffey-angela-merkel> (4.8.2021)
- URL-I-3.1: <https://www.germanistik.uni-hannover.de/de/forschung/projekte/stadtsprachehannovers/> (2.8.2021)
-
- URL-II-1.1 <https://www.bpb.de/apuz/32957/kiezdeutsch-ein-neuer-dialekt?p=3> (23.2.2021)
- URL-II-2.1: <https://www.dwds.de/wb/FI%C3%BCchtlingsschwelle> (2.2.2021)
- URL-II-2.2: <https://mittelfranken.verdi.de/gruppen/migranten-und-migrantinnen/++co++563db386-3ba6-11ea-b49f-52540066e5a9> (8.2.2021)
- URL-II-2.3: <https://www.dwds.de/r/plot/?view=1&corpus=zeitungen&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genes=0&grand=1&slice=1&prune=0&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1946%3A2020&q1=Neger> (6.2.2021)
- URL-II-2.4: <https://rundblick-unna.de/2020/08/02/guten-tag-hier-ist-der-mohrenkopf-2/> (6.1.2021)
- URL-II-2.5: <https://www.haz.de/Hannover/Aus-der-Stadt/Hannover-Schwarzfahren-ist-kein-rassistisches-Wort-sagt-Linguist-Peter-Schlobinski> (30.7.2021)
- URL-II-2.6: <https://www.duden.de/rechtschreibung/hetzen> (3.8.2021)
- URL-II-2.7: http://images.google.de/imgres?imgurl=http%3A%2F%2Fze.tt%2Fwp-content%2Fuploads%2F2015%2F11%2FBildschirmfoto-2015-11-03-um-15.30.32-e1446561436429.png&imgrefurl=http%3A%2F%2Fze.tt%2Fvolksverraeter-galgen-anwohnhaus-von-gruenen-politiker-gesprueht%2F&h=545&w=966&tbid=K_SbLs7bEn5tfM%3A&docid=pncz8mlXONAtAM&hl=de&ei=np8sV5XvHceJaLagivgG&tbm=isch&iact=rc&uact=3&dur=22283&page=2&start=34&ndsp=30&ved=0ahUKEwiVtuCOy-sXMAhXHBBokHTaQAm8QMwHsKCUwJQ&gl=de&authuser=0&bih=910&biw=1486 (2.5.2015)
- URL-II-2.8: <http://www.euractiv.de/section/eu-aussenpolitik/news/visafreiheit-tuerkischer-aussenminister-droht-mit-aufkuendigung-des-fluechtlingsabkommens/> (31.8.2016)
- URL-II-3.1: https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&ved=2ahUKEwjm2pvvnt_uAhWCUMAKHYwGBHwQFjAAegQIAhAC&url=http%3A%2F%2Fwww.das-schreibbuch.de%2Fschreibbuch_c-t

kaul_anglizismen_(auszug).pdf&usg=AOvVaw2ni2dERsRL4K2pFITfdGVd
(10.2.2021)

URL-II-3.2: <https://www.facebook.com/00Gemi/posts/1596938117114894>
(18.2.2021)

URL-II-3.3: <https://vds-ev.de/deutsch-in-der-politik/internationale-deutsch-initiative/netzwerks-deutsche-sprache-eckpunkte/> (4.2.2021)

URL-II-3.4: <https://www.spiegel.de/kultur/zwiebelfisch/zwiebelfisch-das-ultra-perfekt-a-295317.html> (11.2.21)

URL-II-3.5: <http://www.welt.de/newsticker/news1/article158052902/Petry-will-Begriff-voelkisch-positiv-besetzen.html> (12.9.2016)

URL-II-3.6: <https://www.dwds.de/wb/v%C3%B6lkisch> (10.2.2021)

URL-II-3.7: <http://www.rechtsprechung-hamburg.de/jportal/portal/page/bsharprod.psm1?showdoccase=1&doc.id=JURE170025881&st=ent> (9.2.2021)

URL-II-3.8: <https://stamz.justiz.rlp.de/de/startseite/detail/news/detail/News/pressemeldung-staatsanwaltschaft-mainz-1/> (11.2.2021)

URL-II-3.9: <https://justiz.hamburg.de/pressemitteilungen/11038250/prssemittlung-2018-05-15-olg-01/> (11.2.2021)

URL-II-4.1: <https://www.bitkom.org/Presse/Presseinformation/Sieben-von-zehn-Personen-nutzen-Siri-Bixby-und-Co-mit-ihrem-Smartphone> (30.7.2021)

URL-II-4.2: <https://www.mediensprache.net/de/networx/> (2.8.2021)

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Kap. I-2

Abb. 2-1: Soziolinguistisches Code-Modell

Abb. 2-2: Modell eines Varietätenraums

Abb. 2-3: Variations- und Parameterraum

Abb. 2-4: Schnittstelle Mikro- und Makroebene

Tab. 2-1: Öffentliche vs. formale Sprache

Tab. 2-2: Komponenten und Funktionen des Sprechereignisses

Tab. 2-3: SPEAKING-Modell nach Hymes

Tab. 2-4: Anwendung des SPEAKING-Modells auf Beispiel (1)

Tab. 2-5: Soziolinguistische Paradigmen im Vergleich

Kap. I-3

Abb. 3-1: Induktionsschluss von der Stichprobe auf die Grundgesamtheit

Abb. 3-2: Semantisches Differenzial: Beispiele für Skalentypen

Abb. 3-3: Rangskala hierarchisch nach Berufen

Abb. 3-4: Beispiel-Set zum Elizitieren einer kurzen Geschichte

Tab. 3-1: Vor-/Nachteile von Befragungstypen

Tab. 3-2: Forbid-allow-Experiment

Tab. 3-3: Rangordnung der Eigenschaften des semantischen Differenzials

Tab. 3-4: Vor- und Nachteile der Online-Befragung

Tab. 3-5: Stratifikation von (r) nach Kaufhaus

Kap. II-1

Abb. 1-1: Dialekt-Standard-Spektrum

Abb. 1-2: Soziolekt nach sprachlichen Merkmalen

Tab. 2-1: Verteilung des Berliner Dialekts nach Bezirk

Tab. 2-2: Wahrnehmungsdialektologische Parameter

Tab. 2-3: Leitfadeninterview-Analyse nach Einflussfaktoren

Tab. 2-4: Sozialsymbolische Kategorisierung und Bewertung phonologischer Variation

Kap. II-2

Abb. 2-1: Metaphorische Extension (*Welle* → *Flüchtlingswelle*)

Abb. 2-2: Typische Verbindungen zu ›Flüchtlingswelle‹

Abb. 2-3: Verlauf des Wortes *Neger*

Abb. 2-4: Wohnhaus des Grünen-Politikers Sören Herbst in Magdeburg

Tab. 2-1: Tabuisierte Wörter

Tab. 2-2: Machtformen

Kap. II-4

Abb. 4-1: Entwicklung der Verwendung von **gg**

Abb. 4-2: Entwicklung der Verwendung von *grinst frech*

Tab. 4-1: Kommunikation mit der der Partnerin/dem Partner

Tab. 4-2: Charakteristika von Early Adopters vs. Andere Twitter-User ($n = 300\ 000$)